Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Fünfunddreißigster Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1853.

Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke.

Zur Philosophie und Geschichte.

Zehnter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1853.

Inhalt.

Briefe zur Beförderung der Humanität.

Briefe

zu Beförderung der Humanität.

1.

Mit Freude und Zustimmung, mein Freund, ist Ihr Vorschlag zu einem Briefwechsel über die Fort- oder Rückschritte der Humanität in älteren und neueren, am meisten aber in denen uns nächsten Zeiten von unsern sämmtlichen Freunden aufgenommen und bewillkommnet worden. „Ich bin ein Mensch," sagte D., und nichts was die Menschheit betrifft, ist mir fremde." Mit jedem Jahr des Lebens fällt uns ein beträchtlicher Theil des Flitterstaats nieder, mit dem uns von Kindheit auf, so wie in Handlungen, so auch in Wissenschaften, in Zeitvertreib und Künsten die Phantasie schmückte. Unglücklich ist wer lauter falsche Federn und falsche Edelsteine an sich trug; glücklich und dreimal glücklich, wem nur die Wahrheit Schmuck ist, und der Quell einer theilnehmenden Empfindung im Herzen quillet. Er fühlt sich erquickt wenn andre, bloß Menschen von außen, rings um ihn winseln und darben; im allgemeinen Gut, im Fortgange der Menschheit findet er sich gestärkt, seine Brust breiter, sein Daseyn größer und freier. —

Sein Daseyn größer und freier, fiel L. ein; denn indem er sich über den schleichenden alltäglichen Gang der Dinge erhoben fühlet, athmet er ein reineres Element; er vergißt den niedrigen Kummer, der ihm da und dort das Herz drückte, wenn er den Strom der Zeit stockend und sich in einem stehenden Sumpf gesenkt glaubte. Der Strom der Zeit steht nie still; jetzt rieselt er sanft, jetzt rauscht er gewaltig; allenthalben aber wehet auf ihm Odem des Lebens. —

In die Gedanken- oder Handlungssphäre anderer größerer Menschen versetzt, sagte B., nehmen wir Theil an ihrem Geist; wir denken mit ihnen, auch wenn wir mit ihnen nicht wirken konnten, und freuen

uns ihres Daseyns. Je reiner die Gedanken der Menschen sind, desto mehr stimmen sie zusammen; die wahre unsichtbare Kirche durch alle Zeiten, durch alle Länder ist nur Eine. —

Und in diese wollen wir rein eintreten, meine Freunde, fügte A. hinzu, mit ungetheiltem Herzen, mit reinen Händen. Kein Parteigeist soll unser Auge benebeln, keine Schmeichelei unser Angesicht schänden. Unter uns ist, wie jener Apostel sagte, kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib; wir sind Eins und Einer. Indem wir an uns und nicht an die Welt schreiben, gehen wir aller eiteln Rücksichten müßig; warum sollten wir heucheln? Das lohnte der Mühe nicht die Feder einzutunken; wir dürfen sodann nur lesen. —

Lesen! sagte das ganze Chor, und ging in ein Detail über das was jener hier, dieser dort gelesen hatte; alle waren darüber einig daß es der Seele eine Arznei sey, wenn sie vom zertheilten, vielfachen Lesen in sich zurückgezogen werde, und wie durch ein Gelübde, oder vor einem heiligen Gericht, über das was sie gehört, gelesen, gesehen hat, sich selbst redliche Rechenschaft gebe.

Diese Rechenschaft wollen wir uns einander geben, fügte ich hinzu, und so ward ein Bund der Humanität geschlossen, vielleicht wahrer, wenigstens unanmaßender und stiller als je einer geschlossen ward. Fangen Sie nun an, mein Freund; unsre Freunde sind, wie Sie wissen, hie und da zerstreuet; alle sind bereit, sie warten auf Ihren Anklang.[1]

2.

Endlich ist mir die Lebensbeschreibung eines meiner Lieblinge in unserm Jahrhundert, Benjamin Franklins, von ihm selbst für

[1] Die Namen der correspondirenden Freunde sind unter die Briefe nicht gesetzt; denn was könnten uns Buchstaben bezeichnen, das die Briefe nicht selbst erklärten?

seinen Sohn geschrieben, zu Händen gekommen; aber bedauern Sie's, nur in der französischen Uebersetzung, und nur ein kleines Stück derselben, die früheren Lebensjahre des Mannes, ehe er völlig in seine politische Laufbahn trat.[1] Sollte die Politik der Engländer vermögend seyn das Uebrige und Ganze in der Ursprache zu unterdrücken, so bedauern Sie mit mir den sinkenden Geist der Nation, und lassen indessen dieß Buch ja unter uns circuliren.

Sie wissen was ich von Franklin immer gehalten, wie hoch ich seinen gesunden Verstand, seinen hellen und schönen Geist, seine Sokratische Methode, vorzüglich aber den Sinn der Humanität in ihm geschätzt habe, der seine kleinsten Aufsätze bezeichnet. Auf wie wenige und klare Begriffe weiß er die verworrensten Materien zurückzuführen! Und wie sehr hält er sich allenthalben an die einfachen, ewigen Gesetze der Natur, an die unfehlbarsten praktischen Regeln, aus Bedürfniß und Interesse der Menschheit! Oft denkt man, wenn man ihn lieset: „wußte ich das nicht auch? aber so klar sahe ich's nicht, und weit gefehlt daß es bei mir schlichte Maxime des Lebens wurde.“ Zudem sind seine Einkleidungen so leicht und natürlich, sein Witz und Scherz so gefällig und fein, sein Gemüth so unbefangen und fröhlich, daß ich ihn den edelsten Volksschriftsteller unsers Jahrhunderts nennen möchte, wenn ich ihn durch diesen mißbrauchten Namen nicht zu entehren glaubte. Unter uns wird er dadurch nicht entehrt! Wollte Gott, wir hätten in ganz Europa ein Volk das ihn läse, das seine Grundsätze anerkennte, und zu seinem eignen Besten darnach handelte und lebte; wo wären wir sodann!

Franklins Grundsätze gehen allenthalben darauf, gesunde Vernunft, Ueberlegung, Rechnung, allgemeine Billigkeit und wechselseitige Ordnung ins kleinste und größeste Geschäft der Menschen einzuführen, den Geist der Unduldsamkeit, Härte, Trägheit von ihnen zu ver-

[1] Sie sind jetzt auch deutsch übersetzt: B. Franklins Jugendjahre übersetzt von Bürger. Berlin 1792.

bannen, sie aufmerksam auf ihren Beruf, sie in einer milde fortgehenden, unangestrengten Art geschäftig, fleißig, vorsichtig und thätig zu machen, indem er zeigt daß jede dieser Uebungen sich selbst belohnet, jede Vernachlässigung derselben im großen und kleinen sich selbst strafe. Er nimmt sich der Armen an, nicht anders aber als daß er ihnen Wege des Fleißes mit überwiegender Vernunft eröffnet. Mehrmals hat er es erwiesen wie hell und bestimmt er in die Zukunft sah, wie entwirrt die verworrensten Geschäfte der Leidenschaft in einfachen Resultaten vor seinem Auge lagen. Einen solchen Mann von sich selbst sprechen, am Rande des Lebens ihn seinem Sohn erzählen zu hören, wer er sey? und wie er, was er ist, geworden? — wen das nicht reizend belehrte! —

Hören Sie nun den guten Alten, und Sie finden in seiner Lebensbeschreibung durchaus ein Gegenbild zu Rousseau's Confessionen. Wie diesen die Phantasie fast immer irre führte, so verläßt jenen nie sein guter Verstand, sein unermüdlicher Fleiß, seine Gefälligkeit, seine erfindende Thätigkeit, ich möchte sagen, seine Vielverschlagenheit und ruhige Beherztheit. Begleiten Sie ihn in diesem Betracht aus der Bude des Lichtziehers in die Werkstätte des Messerschmiedes, in die Buchdruckerei, von Boston nach New York, nach Philadelphia, London u. s., und bemerken wie er allenthalben zu Hause ist, sich zu finden weiß, Freunde gewinnt, überall ins größere Allgemeine blickt und in jedem Verhältniß einen fortstrebenden Geist zeiget. Die Gallerie seiner Bekannten und Mitgenossen, die er dabei aufstellt, wie dieser hier verdirbt, dort jener zu Grunde geht; und wie er dieß oft voraussiehet und zu seinem Besten gebrauchet, ist äußerst lehrreich. Für junge Leute kenne ich fast kein neueres Buch, das ihnen so ganz eine Schule des Fleißes, der Klugheit und Sittsamkeit seyn könnte als dieses. Und wie ruhig ist's gedacht! wie angenehm scherzhaft erzählt der liebenswürdige Alte! Glücklich, wer auf sein Leben zurücksehen kann wie Franklin, dessen Bestrebungen das Glück so herrlich gekrönt hat.

Nicht der Erfinder der Theorie elektrischer Materie und der Harmonika ist mein Held (obwohl auch in diesen ruhmwürdigen Erfindungen ein und derselbe Geist wirkte), der zu allem Nützlichen und Wahren aufgelegte und auf die bequemste Weise werkthätige Geist, er der Menschheit Lehrer, einer großen Menschengesellschaft Ordner sey unser Vorbild. Auch außer denen ihm freilich äußerst vortheilhaften Zeit- und Landesumständen mag er uns dieses seyn; denn Franklins Geist fände sich überall zurecht, auch da wo wir leben.

Zu diesem Zweck werden Sie in seinem Leben besonders bemerken wie er sich, trotz seiner Armuth und mechanischen Berufsart, selbst literarische Bildung gab, seinen Styl formte, und jedes Mittel, auch die Buchdruckerei dazu anwandte; wie er in dieser die popularsten Wege, Zeitungen, Kalender, einzelne Blätter, die gemeinsten und beliebtesten Einkleidungen auffand, um Ideen unter das Volk zu bringen, und sich durch die Stimme der Nation zu belehren; wie endlich von frühen Jahren an er nicht sowohl gelehrte als belehrende Gesellschaften liebte, deren Mitglieder sich mit einander übten. Auch dieserhalb wünschte ich jedem gutartigen Jünglinge diese Jugendjahre Franklins in die Hände. Der Unbegüterte, der sich selbst nicht verläßt, wird finden daß er von Gott durch dessen großes und vielfaches Organ, die Menschheit, nie verlassen werde; er wird auf das zurückgeführt was der edle Jüngling Persius für den Zweck aller menschlichen Weisheit erkannte:

Quid sumus; et quidnam victuri gignimur; ordo
Quis datus; aut metae quam mollis flexus et unde;
Quis modus argento; quid fas optare; quid asper
Utile nummus habet; patriae carisque propinquis
Quantum elargiri deceat; quem te Deus esse
Jussit et humana qua parte locatus es in re,
Disce —

Nächstens sende ich Ihnen Franklins Plan zu einer seiner früheren Gesellschaften; lassen Sie unsere Freunde daraus oder dabei bemerken was für uns dienet; denn das Philadelphia, für welches diese Gesellschaft gestiftet ist, kann überall liegen.

3.

Fragen zu Errichtung einer Gesellschaft der Humanität

von Benjamin Franklin.

„Haben Sie heut Morgen die Fragen durchgelesen, um zu erwägen was Sie der Gesellschaft über eine derselben zu sagen haben möchten, nämlich

1. Ist Ihnen irgend etwas in dem Schriftsteller, welchen Sie zuletzt gelesen, aufgestoßen, das merkwürdig oder zur Mittheilung an die Gesellschaft schicklich ist? besonders in der Geschichte, Moral, Poesie, Naturkunde, Reisebeschreibungen, mechanischen Künsten oder andern Theilen der Wissenschaften?

(Mich dünkt, die Frage ist für uns geschrieben. Wie einst die Pythagoreer, so sollte jeder Rechtschaffene am Abend sich selbst fragen was er, vielleicht unter vielem nichtswürdigen, heut wirklich nützliches gelesen und bemerkt habe? Jeder gebildete Mensch wird sich auf diesem Wege in kurzem nach einem andern sehnen, dem er sein merkwürdiges mittheile, und der ihm das seinige mittheile; denn das einsame Lesen ermattet; man will sprechen, man will sich ausreden. Kommen nun verschiedene Menschen mit verschiedenen Wissenschaften, Charakteren, Denkarten, Gesichtspunkten, Liebhabereien und Fähigkeiten zusammen, so erwecken, so vervielfachen sich unzählbare Menschengedanken. Jeder trägt aus seinem Schatze vom Wucher seines Tages etwas bei, und in jedem andern wird es vielleicht auf eine neue Art lebendig. Geselligkeit ist der Grund der Humanität, und eine Ge-

sellung menschlicher Seelen, ein wechselseitiger Darleih erworbner Gedanken und Verstandeskräfte vermehrt die Masse menschlicher Erkenntnisse und Fertigkeiten unendlich. Nicht jeder kann alles lesen; die Frucht aber von dem was der andre bemerkte, ist oft mehr werth als das Gelesene selbst.)

2. Haben Sie etwa neuerlich eine Geschichte gehört, deren Erzählung der Gesellschaft angenehm seyn könnte?

(So gemein diese Frage scheinet, so ein fruchtbares Samenkorn kann sie in der Hand verständiger Menschen werden. Aus Geschichte wird unsere Erfahrung; aus Erfahrung bildet sich der lebendigste Theil unserer praktischen Vernunft. Wer nicht zu hören versteht, versteht auch nicht zu bemerken; und aus dem Erzählen zeigt sich ob jemand zu hören gewußt habe. Franklins beste Einkleidungen gingen aus solchen verständig angehörten lebendigen Thatsachen hervor; von ihnen empfingen sie ihre gefällige Gestalt, ihre leichte Wendung. In Zeiten da man viel hörte, viel erzählte und wenig las, schrieb man am besten; so ist's noch in allen Materien, die aus lebendiger Ansicht menschlicher Dinge entspringen müssen und dahin wirken. Schrift und Rede ist bei uns oft zu weit von einander getrennt; daher sind Bücher oft Leichname oder Mumien, nicht lebendigbeseelte Körper. Griechen und Römer, auch unter Galliern und Britten die erlesensten Schriftsteller, waren sprechende oder gar handelnde Personen; der Geist der Rede und Handlung athmet also auch in ihren Schriften. Ueberhaupt äußert sich in den entscheidendsten Fällen der wahre Geist der Humanität mehr sprechend und handelnd als schreibend. Wohl dem Menschen der in lobwürdiger und angenehmer lebendiger Geschichte lebet!)

3. Hat irgendein Bürger nach Ihrem Bewußtseyn neulich in seinen Verrichtungen Fehler begangen? und was war nach Ihrer erhaltenen Nachricht die Ursache davon?

4. Haben Sie neulich vernommen daß irgendeinem Bürger etwas besonders geglückt sey? und durch welche Mittel? Haben Sie z. B. gehört, auf was Weise ein jetzt reicher Mann hier oder sonst irgendwo zu seinem Vermögen kam?

(Fragen die in einem aufstrebenden jungen Handelsstaat von der nützlichsten Wirkung seyn konnten, und in keinem Staat unnütz seyn werden in dem Industrie, Erfindung, Unternehmung noch nicht gar ausgetilgt sind. Ein auf den Mitbürger neidisches Auge schadet sich selbst am meisten; wo findet dieß aber mehrere Nahrung als in despotischen Verfassungen, wo von Schmeichelei, Gunst, Betrug und Willkür so vieles abhängt? In Verfassungen von freier Concurrenz der Verstandes- und Gemüthskräfte, sowie der Kunst und des Fleißes ist das Auge der Mitkämpfer und Mitwerber gewiß nicht träger, aber verständiger auf einander gerichtet. Man gewöhnet sich Glück und Unglück, Reichthum und Armuth, Verdienst und Trägheit natürlich anzusehen, forschet den Mitteln nach wodurch jener sich hob, dieser sank; so lernt man von beiden. Schon der alte Hesiodus unterschied zwo Gattungen der Eifersucht, die böse und die gute; diese beschreibt er als nützlich, jene als niederträchtig und schädlich. Je mehr sich die Einrichtung menschlicher Dinge bessert, um so mehr muß auch der falschen Eifersucht Zaum und Zügel angelegt werden, indem nämlich die freie und edle Eifersucht emporkommt. Wer sollte sich nicht einen Zustand denken können in welchem alle Handlungen und Vortheile der Menschen natürlich betrachtet, mithin auch also geschätzt und erworben werden? Da tritt sodann das Gute und Böse gleich ans Licht; jeder darf frei darüber sprechen und daran lernen. Wie weit wir aber noch von diesem Ziele sind, mag nur der Markt der Wissenschaft zeigen. Wie selten urtheilt ein Beurtheiler fremder Werke nach der strengen Frage: „welche Fehler hat mein Mitbürger begangen? und was ist die Ursache davon? Hat dieser, redlich betrachtet, seine Sache weiter gebracht? Wodurch ist's ihm gelungen?

und was stehet andern Mitbürgern noch zurück?" Und doch ist die Frage die einzig billige, nützliche und gerechte; sonst urtheilen nur Sklaven oder Despoten. Von uns sey dieser Geist des kleinen Neides oder des übermüthigen Stolzes gleich fern, aber die edle Eifersucht auf alles gute, nützliche und schöne, dessen die menschliche Natur fähig ist, sey unsre Göttin!)

5. Ist Ihnen irgendein Mitbürger bekannt, der neulich eine würdige Handlung gethan hat welche Preis und Nachahmung verdienet? Oder der einen Fehler begangen, welcher uns zur Warnung und zu dessen Vermeidung dienlich seyn kann?

6. Welche unglückliche Wirkungen haben Sie neulich an der Unmäßigkeit, Unvorsichtigkeit, an der Hitze oder irgendeinem Laster oder Thorheit wahrgenommen? Welche glückliche Wirkungen hingegen haben Sie von der Nüchternheit, Klugheit, Mäßigkeit oder irgend einer andern Tugend erfahren?

(So fragt ein Lehrer der Humanität; so frage jeder Vater und Hausvater die Seinen. Wie weit wären wir gelangt, wenn über alle Fehler und Tugenden der Menschen, in Beziehung auf ihre Folgen, nur so klar und unbewunden gesprochen werden könnte als wir bei uns gedenken. Was die falsche Bescheidenheit oder gar eine demüthige Heuchelei hier verschweigt, das entdeckt und übertreibt dort eine kecke Lästerzunge desto ärger. So wird endlich der Sinn der Menschheit verrückt, und das moralische Auge geblendet. Alles scheint uns natürlich, nur die Natur des Menschen nicht, deren Weisheit und Thorheit mit ihren klaren Folgen, uns unanschaubare Dinge, unaussprechliche Räthsel bleiben sollen. Und doch welche Natur von außen und innen läge uns näher als die Natur des Menschen?)

7. Sind Sie oder jemand Ihrer Bekannten neulich krank oder verwundet gewesen? Welche Mittel wurden gebraucht, und welches waren die Wirkungen?

(So hoch die Arzneikunst gestiegen ist, so hat jeder geschicktere Arzt anerkannt daß sie zum Wohl des Menschengeschlechts noch viel höher steigen könne und steigen werde. Daher die fast schon unzählbaren Bemerkungen einzelner Aerzte; daher die Bemühungen großmüthiger Menschen erprobte Mittel aus der Dunkelheit ans Licht zu ziehen; daher endlich die Bemühungen ganzer Gesellschaften, aus andern Welttheilen, wäre es auch von Wilden, dergleichen Heil- und Hülfsmittel zu gewinnen und in Europa zu verbreiten. Ist das Wort Humanität kein leerer Name, so muß sich die leidende Menschheit dessen am meisten zu erfreuen haben.)

8. Fällt Ihnen etwas ein, wodurch die Versammlung dem Menschengeschlecht, ihrem Vaterlande, ihren Freunden oder sich selbst nützlich seyn könnte?

9. Ist irgendein verdienter Ausländer seit der letzten Zusammenkunft in der Stadt angekommen? und was haben Sie von seinem Charakter oder Verdiensten vernommen oder selbst bemerkt? Glauben Sie daß es im Vermögen der Gesellschaft stehe ihm gefällig zu seyn, oder ihn, wie er es verdient, aufzumuntern?

10. Kennen Sie irgendeinen verdienten jungen Anfänger der sich neulich etablirt hat, und welchen die Gesellschaft auf irgendeine Weise aufzumuntern vermögend wäre?

11. Haben Sie einen Mangel in den Gesetzen Ihres Vaterlandes neulich bemerkt, um deßwillen es rathsam wäre die gesetzgebende Macht um Verbesserung anzusprechen? Oder ist Ihnen ein wohlthätiges Gesetz bekannt was noch mangelt?

12. Haben Sie neulich einen Eingriff in die rechtmäßigen Rechte des Volks bemerkt?

13. Hat irgendjemand neulich Ihren guten Namen angegriffen, und was kann die Gesellschaft thun um ihn sicher zu stellen?

14. Ist irgendein Mann, dessen Freundschaft Sie suchen, und welche die Gesellschaft oder ein Glied derselben Ihnen zu verschaffen vermögend ist?
15. Haben Sie neulich den Charakter eines Mitgliedes angreifen hören, und auf welche Weise haben Sie ihn geschützt? Hat Sie irgendjemand beeinträchtiget, von welchem die Gesellschaft vermögend ist Ihnen Genugthuung zu verschaffen?
16. Auf was Weise kann die Gesellschaft oder ein Mitglied derselben Ihnen in irgendeiner Ihrer ehrsamen Absichten beförderlich seyn?
17. Haben Sie irgendein wichtiges Geschäft unter der Hand, bei welchem Sie glauben daß der Rath der Gesellschaft Ihnen dienlich seyn könnte?
18. Welche Gefälligkeiten sind Ihnen neulich von einem nicht anwesenden Mann erzeigt worden?
19. Ist irgendeine Schwierigkeit in Angelegenheiten vorhanden welche sich auf Meinungen, auf Gerechtigkeit und Ungerechtigtigkeit beziehen, und die Sie gern auseinandergesetzt haben möchten?
20. Finden Sie irgendetwas in den jetzigen Gebräuchen oder Verfahrungsarten der Gesellschaft fehlerhaft, welches verbessert werden könnte?

(Ohne alle Anmerkung sprechen diese Fragen zum Herzen wie zum Verstande. Manche geheime Gesellschaft, die zur Besserung der Menschheit wirken wollte, mag auch dahin gegangen seyn; diese kann vor den Augen der Welt allenthalben als ein Bund der Edeln und Guten fortdauern; denn sie ist auf die Tugend selbst gegründet.)

Folgendes waren die Fragen, die jeder der in der Gesellschaft aufgenommen werden wollte, die Hand auf seine Brust gelegt, beantworten mußte:

1. Haben Sie irgendeine besondere Abneigung gegen eins der hiesigen Mitglieder?
2. Erklären Sie aufrichtig daß Sie das Menschengeschlecht, ohne Rücksicht von welcher Hanthierung oder Religion jemand sey, überhaupt lieben?
3. Glauben Sie daß jemand an Körper, Namen oder Gut, bloß speculativer Meinungen oder der äußerlichen Art des Gottesdienstes wegen gekränkt werden müsse?
4. Lieben Sie die Wahrheit um der Wahrheit willen, und wollen sich bestreben sie unparteiisch zu suchen, und wenn Sie sie gefunden, auch andern mitzutheilen?

Die Hand aufs Herz, meine Brüder! Ja, Amen.

4.

Glauben Sie nicht, mein Freund, daß Sie der einzige Liebhaber Franklins in unserer kleinen Zahl sind. Alle Brüder reichen Ihnen die Hand auf seine Fragen, und von F. werden Sie nächstens ein Kästchen von amerikanischem Holz empfangen, in dem sie eine Sammlung kleiner und größerer Aufsätze Franklins finden, unter welchen Ihnen wahrscheinlich manches neu seyn wird. Freund F. hat sie mit vieler Sorgfalt zusammengesucht, und glaubt daran einen moralisch politischen Schatz zu haben. [1]

Ist es nicht sonderbar daß in alten und neuen Zeiten die höchste und fruchtbarste Weisheit immer aus dem Volk entsprungen, immer mit Naturkenntniß, wenigstens mit Liebe zur Natur und Ansicht der Dinge verbunden, immer von ruhiger Unbefangenheit des Geistes, von heiterm Scherz begleitet gewesen und am liebsten unter der

[1] Es wird davon eine niedliche Ausgabe im Deutschen veranstaltet werden; denn die meisten, alle sehr interessante Stücke, sind zerstreut oder gar nicht bekannt.

Rose gewohnt hat? Doch warum nenne ich dieß sonderbar, da es Natur der Sache selbst ist. Nur wer die Menschen kennet, kann für sie sorgen; nur wer durch das Bedürfniß geweckt, durch Noth gereizt, in mancherlei Verhältnissen umhergetrieben, die süße Frucht der Mühe schmeckte, kann diese auf die bequemste Art andern zu kosten geben. Er hat sich die schwere Wahrheit leicht gemacht; so macht er sie auch andern angenehm und faßlich.

Daß Franklins Leben ganz und im Original erscheinen werde, will ich nicht zweifeln. Dem bessern Theil der englischen Nation ist es bekannt genug daß er kein Aufrührer gewesen, daß er zum Frieden und zur Aussöhnung die einsichtvollsten Vorschläge gethan habe, die wie Weissagungen eines Propheten die Zeit genugsam bestärkt hat. Aeußerst schwer ging er an den Gedanken daß England und Amerika sich trennen sollten; er fand es diesem Lande selbst nicht vortheilhaft, und hielt auch das für gefährlich daß es so bald zur Freiheit gelangte. Da nun die Zeit hierüber mit einer gebietenden Stimme bereits entschieden und England auf andere Weise schadlos gehalten hat, so glaube ich daß nur wenige Augen sich schließen dürfen, und Franklins Lebensgeschichte wird uns gegönnt seyn und bleiben. Lesen Sie in beikommendem Nekrolog[1] die wenigen Fragmente seines politischen Lebens, und Sie werden den schönen Friedensstern, der in Franklin leuchtete, bis auf den Augenblick da er in der westlichen Welt untergeht, segnen. Die letzte Rede mit der er den Beitritt der widersinnigen Provinzen zur Constitution bewirkte, so ganz in seinem Geist und Charakter, ist der scheidende Strahl dieses Sternes.

Aber ach, indem ich Ihnen den Nekrolog zusende, wie trübe sinkt mein Blick! Kein Stern mehr; ich wandle auf einem Kirchhofe und schaue traurig zur Erde nieder, insonderheit unter den deutschen

[1] Nekrolog von Schlichtegroll. Gotha 1791.

Gebeinen. Die Pyramide hinten auf dem Umschlage dünkt mich Cestius Pyramide zu Rom, neben welcher der Ausländer-Protestanten, meistens der Deutschen Körper ruhn, verscharret hier in der Fremde. Welch eine niederschlagende Erinnerung gibt uns das Leben der meisten! [1] Arm geboren, fleißig, redlich, einestheils talent-, anderntheils verdienstreich, kamen sie nicht weiter als daß sie ihr Leben entweder mühsam durchlebten, oder in der Hälfte desselben fast unbemerkt niedergingen und starben. Loudon glänzt als ein Gestirn in diesem Todtenthale; aber lesen Sie wie es auch ihm gegangen? wie schwer es ihm gemacht worden? und wie er zuletzt sein Grabmal von Trümmern einer unerstürmten Pforte sich selbst als ein castrum doloris aufgerichtet. Aus dem württembergischen Hahn, diesem wahrhaftig Newton'schen Kopfe, aus Schäffer, Ferber, Reiz, Meier, und so manchen andern, was wäre in England geworden? (Was aus Herschel nicht geworden wäre, wenn er in der hannover'schen Hofcapelle diente!) Und wie ging's dem verdienten Crollius in Zweibrück, dem guten Meggenhofen in Bayern! Wie verschwand Crugot, dieser sanft- und hellleuchtende Stern sobald unter Wolken! Auf welche Irrwege ward Basedow geführt, und wie traurig schreitet der arme Ephraim Kuh seine Laufbahn darnieder! — Diese liegen nun neben Joseph II., neben Elliot, Howard, Franklin, Kreittmayr hier begraben. Sie schlafen freilich neben einander allesammt in Frieden; aber der Name auf ihren Leichensteinen gibt mehr zu denken als selbst in Gray's Elegie auf dem Landkirchhofe ausgedrückt seyn möchte. Dem Todten, meine Freunde, gebührt eine Thräne, so manchem deutschen Todten gebührt mehr als Ein Seufzer.

[1] Die in der Folge angeführten Namen sind alle aus dem ersten Jahrgange des Nekrologen. Mehrere waren damals noch nicht erschienen.

5.

Der Trübsinn der Sie bei dem Nekrolog angewandelt hat, ist nicht ganz ohne Grund; lassen Sie uns diesen aber näher beleuchten. Sollte die Grabstätte selbst, die hier errichtet worden, daran nicht etwa mit Schuld seyn?

Der Name Todtenregister ist schon ein trauriger Name. Laß Todte ihre Todten begraben; wir wollen die Gestorbenen als Lebende betrachten, uns ihres Lebens, ihres auch nach dem Hingange noch fortwirkenden Lebens freuen, und eben deßhalb ihr bleibendes Verdienst dankbar für die Nachwelt aufzeichnen. Hiemit verwandelt sich auf einmal das Nekrologium in ein Athanasium, in ein Mnemeion; sie sind nicht gestorben, unsere Wohlthäter und Freunde; denn ihre Seelen, ihre Verdienste ums Menschengeschlecht, ihr Andenken lebet.

Damit veränderte sich auch der Entwurf dieses Buches, und gewiß zu seinem Vortheil, wenn anders der Entwurf auszuführen wäre.

1. Nur deren Leben gehörte in diese Sammlung, die zum Besten der Menschheit wirklich beigetragen haben; und es wäre Hauptblick des Erzählers, wie sie dieß thaten? wie sie die wurden, die sie waren? womit sie zu kämpfen, was sie zu überwinden hatten? wie weit sie's brachten und was sie andern zu thun nachließen? endlich wie sie ihr Geschäft, das Werk ihres Lebens, selbst ansahen? Eine treue Erzählung hievon, wo möglich aus dem Munde oder den Schriften der Entschlafenen, oder von denen die sie nahe gekannt und bemerkt haben, wäre wie eine Stimme aus dem Grabe, wie ein Testament des Verstorbenen über sein eigenstes Eigenthum, über seinen edelsten Nachlaß.

2. Hieraus folgte daß bei Männern der Wissenschaft man sich nothwendig auf den Werth und die Wirkung ihrer Schriften, bei thätigen Geschäftsmännern auf den Beruf einlassen müßte, in welchem sie der Menschheit dienten. Bei Crugot z. B. sind

seine Predigten vom Verfasser des Christen in der Einsamkeit nicht genannt, mit denen er doch, zumal im zweiten Theil, seinen Zeitgenossen so weit vorschritt. Crugots wenige Schriften verdienen zu bleiben, solange die deutsche Sprache bleibt; und es war mir ein angenehmer Umstand, hier zu finden daß Carmer den Christen in der Einsamkeit zum Druck gefördert habe. Wie nun? sollte der helldenkende, liebenswürdige Mann, dessen Moral so ganz die reine Humanität Christi athmet, ohne hinterlassene, des Drucks würdige Schriften gestorben seyn? Und sollte Carmer, sollten die zwei Prinzen und die Prinzessin, die, wie die Biographie sagt, ihren verdienstvollen Lehrer in ihm ehrten und liebten, sollten die Freunde die ihn näher kannten, dieß Geschenk für Welt und Nachwelt verloren seyn lassen? Ich hoffe nicht; denn nebst Sack und Spalding war Crugot nicht nur in jenen Gegenden, sondern für Deutschland überhaupt einer der ersten Verbreiter des guten Geschmacks und einer hellen Philosophie im Kreise seines Berufes. Er muß nicht todt seyn, sondern er lebe!

3. Da schwerlich etwas langweiligeres als ein unbestimmtes Leichenlob seyn kann, so sind eben die zartesten Saiten des menschlichen Herzens auch hier, wie mich dünkt, aufs leiseste zu berühren. Familien-, Freundes-, Privatsituationen, wenn sie nicht auf einem hellen Detail beruhen, ertragen in allgemeinen Ausdrücken selten ein langes Lob; man überschlägt's oder ermüdet. Ueberhaupt ist das was der Lehrer der Menschen vom Innern der Moralität sprach, auch in Absicht auf die Darstellung derselben wahr: „was fürs Auge des Allsehenden allein gehöret und vor ihm gethan ward, will nicht vor dem Auge der Menschen prangen, gesetzt daß es auch der wahreste Freund des Verstorbnen vorzeigte." Anders ist's mit bestimmten Thatsachen; die sprechen durch sich selbst, sie ermahnen, lehren, trösten.

4. Eingänge zu Lebensbeschreibungen durch einen Allgemeinsatz sind höchst mißlich. Welcher Allgemeinsatz erschöpft ein menschliches

Leben? welcher verführt nicht öfter als er zurechtweiset? In den lateinischen memoriis sind solche Gemeinplätze hergebracht; hier, wünscht man, wachse die Bemerkung an ihrer natürlichen Stelle im Fortgange der Erzählung hervor, oder sie versiegle zuletzt den Eindruck des Ganzen. Ueber manches dieser Leben hätte viel starkes können gesagt werden, bald mit einem strengen Blick, bald mit einem herzdurchdringenden Seufzer.

5. Denn freilich, mein Freund, ist's wahr: Deutschland weinet um manche seiner Kinder; es ruft: sie sind nicht mehr, sie gingen gekränkt, beistand- und trostlos unter. Hier also auf dem Grabe des Verstorbnen, als auf einer heiligen Freistätte, müssen Wahrheit und Menschlichkeit, diese sanft und rührend, jene unparteiisch und strenge ihre Stimmen erheben und sprechen: „dieser Mann ward unterdrückt, jener gemißbraucht, dieser verlockt und gestohlen. Ohne Recht und Urtheil schmachtete er viele Jahre im Felsenkerker; das Auge seines Fürsten weidete sich an ihm; seine späte Entlassung ward Gnade, und nie bekam er die Ursache seines Gefängnisses zu wissen, bis an den Tag seines Todes." [1] Wahre Begegnisse dieser Art müßten von Munde zu Munde, von Tagebuch zu Tagebuch fortgepflanzt werden; denn wenn Lebendige schweigen, so mögen aus ihren Gräbern die Todten aufstehen und zeugen.

Auf diese Weise geführt, was wäre lehrreicher und nützlicher als ein solches Register der Todten? Es ist kein Bösewicht auf der Erde den nicht, wenn sein schuldloser oder gar edler Gegner mit hingestreckten Armen daliegt, und die Todtenglocke über ihm ertönet, das wodurch er ihm im Leben wehe that jetzt im Herzen steche und nage. Die Schlangen der Rache, des Neides und Undanks entschlafen am Grabe des Todten und wenden sich gegen den lebenden

[1] Eine sehr bekannte deutsche Geschichte, über welche jetzt der zweite Theil von Schubarts selbstgeschriebenem Leben Auskunft gibt.

Verbrecher. Hier also sitze, wie dort auf Ajax Grabe, Tugend und Menschenwürde, und wäge und richte.

Ich weiß wohl wie schwer dieß alles auszuführen sey, zumal in Deutschland. Eben aber daß Mösers patriotische Phantasie „Aufmunterung und Vorschlag zu einer westphälischen Biographie" hier in einem weitern Umfange erfüllet werden könnte, daß, wenn sonst nirgend, wenigstens auf einem Gottesacker die verdienten Männer mehrerer und aller deutschen Provinzen sich zusammenfänden, und endlich doch in der Erde sich als Landsleute, als Brüder, als Mitarbeiter an Einem Werk des Menschenberufs erkennten — das allein schon sollte jeden Gutgesinnten aufmuntern, aus seiner Gegend, wie er weiß und kann, zur Vervollkommnung des Ganzen mit beizutragen.

6. Vor allen Dingen aber wünschte ich eigene Biographien erlesener merkwürdiger Menschen. Wie weit stehen wir Deutsche hierin andern Nationen, Franzosen, Engländern, Italienern nach! Wir lebten, dachten, müheten uns; aber wir konnten nicht schreiben. Die rauhe oder ermattete Hand, die das Schwert, den Scepter, das Handwerk- und Kunstwerkzeug, wohl auch die breite Kanzleifeder führte, verachtete meistens die Reißfeder mühsamer Selbstschilderung; mit der alten Chronikenzeit ging auch das häusliche und Familiengefühl für die Seinen und mit ihnen fortzuleben großentheils zu Grabe. Was also von merkwürdigen alten Selbstbeschreibungen gerettet, was von neuen hie und da entdeckt werden kann, sollte gerettet und genützt werden, bis (ich weiß gewiß daß die Zeit kommt) merkwürdige Geschäfte auch freiere Gesinnungen und diese den Geist einer edlen Publicität erwecken werden, bei dem alle Stände im Lichte wandeln. Praecipium munus annalium, ne virtutes sileantur; utque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit.

6.

Ein Athanasium, ein Mnemeion Deutschlands? Wahrlich unser Vaterland ist zu beklagen daß es keine allgemeine Stimme, keinen Ort der Versammlung hat, wo man sich sämmtlich höret. Alles ist in ihm zertheilt, und so manches schützet diese Zertheilung; Religionen, Secten, Dialekte, Provinzen, Regierungen, Gebräuche und Rechte. Nur auf dem Gottesacker kann uns etwa eine Stelle gemeinsamer Ueberlegung und Anerkennung gestattet werden.

Aber warum nur hier? Arbeiten nicht in allen, vom höchsten bis zu den niedrigsten Ständen, sichtbare und unsichtbare Kräfte, diese gemeinsame Ueberlegung und Anerkennung zu erleichtern, zu bewirken? Ein Theil Deutschlands hatte sich vor dem andern mit unläugbaren Fortschritten ein großes Voraus gegeben; der andere Theil eifert ihm nach, und wir können bald an der Stelle seyn ein Ebenmaß zu finden. Jeder biedere Mensch muß sich bestreben dieses zu fördern, und glücklicherweise scheinen mir diejenigen, die die biedersten Deutschen seyn sollen, die Fürsten, auf denselben Weg zu treten. Gewiß, der Unterschied der Religionen macht es nicht; denn in allen Religionen Deutschlands gibt es aufgeklärte, gute Menschen. Der Unterschied von Dialekten, von Bier- und Weinländern macht es auch nicht was uns von einander hält und sondert; ein leidiges Staatsinteresse, eine Anmaßung mehreren Geistes, mehrerer Cultur auf der einen, auf der anderen Seite mehreren Gewichts, mehreren Reichthums u. s. war es was uns entzweiet; und dem, dünkt mich, muß und wird die allmächtige Zeit obsiegen.

Denn sagen Sie, was hindert uns Deutsche, uns allesammt als Mitarbeiter an Einem Bau der Humanität anzuerkennen, zu ehren und einander zu helfen? Haben wir nicht alle Eine Sprache? Ein gemeinschaftliches Interesse? Eine Vernunft? Ein und dasselbe menschliche Herz? Der Philosophie und Kritik hat man nirgend den Weg versperren können; sie arbeitet sich überall durch; sie wird in

allen guten Köpfen rege. Ihre Regeln sind allenthalben dieselben; ihr Zweck allenthalben nur Einer. Auch der Wetteifer verschiedener Provinzen gegen einander kann nicht anders als diesen Zweck befördern.

Ruhm und Dank verdient also ein jeder der die Gemeinschaft der Länder Deutschlands durch Schriften, Gewerbe und Anstalten zu befördern sucht; er erleichtert die Zusammenwirkung und Anerkennung mehrerer und der verschiedensten Kräfte; er bindet die Provinzen Deutschlands durch geistige und also die stärksten Bande.

Daß uns eine Hauptstadt fehle, thut zu unserer Sache gewiß nichts. Der Ausbildung des Geschmacks mag ihr Mangel ein Hinderniß seyn; und auch der Geschmack kann durch sie ebensowohl verderbt und gefesselt werden als sie ihm anfangs Politur und Flügel verleihen mochte. Einsichten aber, ruhige Ueberlegungen, thätige Versuche, Empfindungen und Aeußerungen dessen was örtlich und allenthalben zu unserm Frieden dienet — sie verschmähen die Mauern einer Hauptstadt und suchen das freie Land; ihre Werkstätte ist das gesammte Deutschland. Je mehrere und leichtere Boten allenthalben her, allenthalben hin gelangen, desto mehr wird die Mittheilung der Gedanken befördert, und kein Fürst, kein König wird diese zu hemmen suchen, der die unendlichen Vortheile der Geistesindustrie, der Geistescultur, der gegenseitigen Mittheilung von Erfindungen, Gedanken, Vorschlägen, selbst von begangenen Fehlern und Schwächen einsieht. Jedes dieser Stücke kommt der Menschennatur, mithin auch der Gesellschaft zu gut; der Fehler wird entdeckt, der Irrthum wird gebessert, Gedanke weckt Gedanken, Empfindungen und Entschlüsse regen und treiben. Denn das ist eben die große und gute Einrichtung der menschlichen Natur daß in ihr, wenn ich so sagen darf, alles im Keim da ist und nur auf seine Entwicklung wartet. Entschließt sich die Blüthe nicht heute, so wird sie sich morgen zeigen. Auch alle möglichen Antipathien sind in der menschlichen Natur da; jedem Gift ist

nicht nur sein Gegengift gewachsen, sondern die ewige Tendenz der waltenden lebendigen Kraft geht dahin, aus dem schädlichsten Gift die kräftigste Arznei zu bereiten. Ach, die Extreme liegen in unserer engebeschränkten Natur so nahe, so dicht bei einander, daß es oft nur auf einen geschickten Fingerdruck ankommt aus dem Einfalls= den Absprungswinkel zu machen, da unabänderlichen Gesetzen nach beide in ihrem Verhältniß einander gleich sind. Gedanken zu hemmen, dieß Kunststück hat noch keine irdische Politik erfunden; ihr selbst wäre es auch sehr unzuträglich. Aber Gedanken zu sammeln, zu ordnen, zu lenken, zu gebrauchen, dieß ist ihr, für alle Zeiten hinaus, unabsehlicher großer Vortheil.

Doch die Seite des Verstandes ist's nicht allein, in Absicht welcher ich Deutschland einen gemeinsamen Zusammenhang wünschte; vielmehr ist's die Seite des Charakters, der Entschlüsse, der Unternehmung. Wir wissen alle daß die Deutschen von jeher mehr gethan als von sich reden gemacht haben; das thun sie auch noch. In jeder Provinz Deutschlands leben Männer die ohne französische Eitelkeit, ohne englischen Glanz, gehorsam, oft leidend Dinge thun deren Anblick jedermann schönen und großen Muth einspräche, wenn sie bekannt wären. Denen vollends wünsche ich keinen Hof, keine Hauptstadt; einen A l t a r d e r B i e d e r t r e u e wünsche ich ihnen, an dem sie sich mit Geist und Herzen versammeln. Er kann nur im Geist existiren, d. i. in Schriften; und, o daß ausgezeichnet vor allen eine solche Schrift da wäre! An ihr würden sich Seelen entflammen und Herzen stärken. Der deutsche Name, den jetzt viele Nationen gering zu halten sich anmaßen, würde vielleicht als der erste Name Europa's erscheinen, ohne Geräusch, ohne Anmaßung, nur in sich selbst stark, fest und groß.

7.

Wir sind darüber einig daß wenn Ein großer Name auf Europa mächtig gewirkt hat, es Friedrich gewesen. Als er starb, schien ein hoher Genius die Erde verlassen zu haben; Freunde und Feinde seines Ruhms standen gerührt; es war als ob er auch in seiner irdischen Hülle hätte unsterblich seyn mögen.

Sie denken leicht wie begierig ich auf seine nachgelassenen Schriften war;[1] hier, sagte ich, lebt und spricht noch sein Geist nach dem Ableben seines alten vielgeübten Körpers. Briefe, Gespräche, ja Worte von ihm, die, solange er König war, als Ehre gesucht, als Schätze umhergetragen wurden, sind jetzt ein gemeines Gut. Man kann sie unerschrocken prüfen, im Zusammenhange seines langen Lebens beherzigen; man darf ihnen widersprechen und sie mit seinen Thaten vergleichen.

Zuerst also griff ich nicht nach Werken, die er absichtlich für die Welt geschrieben hatte, sondern nach seinem Briefwechsel, und unter diesem auf den längsten und interessantesten mit Voltaire. Er erstreckt sich von 1736 bis 1777, also über vierzig Jahre, und zeigt die Seele des großen Königs in den verschiedensten Situationen seines Lebens. Ich will einige Züge und Stellen auszeichnen.

Ein Prinz von 23 Jahren, der Erbe eines königlichen Thrones, sucht in weiter Entfernung den Mann auf den er für den ersten Schriftsteller seiner Zeit hält, in dem er, wie er selbst sagt, „nicht nur Schätze des Geistes, Stücke mit so viel Geschmack, Delicatesse und Kunst gearbeitet, daß ihre Schönheiten bei jedem neuen Lesen neu scheinen, sondern auch jene Philosophie" findet die unser königlicher Jüngling insonderheit werth hält. Er übersendet ihm seinen Wolf, erbittet sich dagegen seine Schriften, seinen Unterricht in Briefen,

[1] Oeuvres posthumes de Frédéric II. Berlin 1788.

und wird ein Schüler des Philosophen, nicht aus Eitelkeit, sondern ernst und bescheiden. „Autoren", sagt er, „sind die Gesetzgeber des menschlichen Geschlechts; ihre Schriften verbreiten sich in alle Theile der Welt; sie manifestiren Ideen, die andere sich einprägen. Ist in ihnen Stärke des Gedankens mit Feuer des Ausdrucks vereinigt, so bezaubern sie und rühren. Bald athmet eine Menge Menschen die Liebe zum menschlichen Geschlecht, die sie ihr durch einen glücklichen Impuls einhauchten. Sie bilden gute Bürger, treue Freunde, Unterthanen die Aufruhr und Tyrannei in gleichem Grade verabscheuen, voll Eifer, nur fürs allgemeine Beste. Ihnen, den Schriftstellern, ist man die Tugenden schuldig die die Sicherheit und den Reiz des Lebens ausmachen; was ist man ihnen nicht schuldig?"

So sahe Friedrich die Wissenschaften an, und dieß blieb sein Bekenntniß. Die Talente die hiezu dienten, schätzte er an Voltaire, in seiner Jugend fast über die Maße, in seinem höhern Alter mäßiger; doch blieb ihm stets die hohe Achtung für einige große Stücke seines Lehrers, die er von andern sehr unterschied, und ihm darüber offen seine Meinung sagte. Unter Waffen und im höchsten Alter hielt er die Wissenschaften nicht nur für sein schönstes Vergnügen, sondern auch dem Staate und der menschlichen Gesellschaft unentbehrlich; ohne sie, meint er, würden und blieben Fürsten, Stände und Völker Barbaren; Wissenschaften allein haben die Welt erleuchtet, und einige auserwählte Seelen des Menschengeschlechts veredelt.

Blüht, ihr freundlichen Künste, [1]
Blüht! die goldenen Fluthen
Des Paktolus benetzen
Euch in Zukunft die Wurzeln
Eures heiligen Hains.

[1] Ein von Götz übersetztes Gedicht Friedrichs.

Euch gebühret zu herrschen
Ueber schwächere Geister,
Und vor euren Altären
Alle Söhne des Irrthums
Feiernd opfern zu sehn.

In der Mitternacht hör' ich
Oft den himmlischen Wohllaut
Eures Wettgesangs, höre
Polyhymniens Saiten
Und Uraniens Lied.

Und zerfließe vor Wonne;
Denn ihr singet die Thaten
Der unsterblichen Götter,
Unterrichtet die Weisen
Und Regenten der Welt.

Angenehme Gefühle
Und mein Genius reißen
Allgewaltig mich zu euch,
Ketten ewig an euren
Siegeswagen mich an.

Fast immer tönet diese Stimme um mein Ohr wenn ich Friedrichs Schriften lese. Man wandelt in ihnen wie auf classischem Boden; ein Gefühl für die Würde, den Werth, die Schönheit der Wissenschaften ist in seine kleinsten und größesten Aufsätze verbreitet.

Insonderheit lebt sein Geist in einer gewissen Reihe erwählter größerer Seelen, die er, meistens aus dem Alterthum, sich zu Lieblingsnamen seiner Phantasie, zu Vorbildern, an denen er gern verweilet, ausersehen hatte. In Handlungen des Krieges und des Friedens, in Geschäften der Regierung und in Beziehungen der Menschheit kommen sie ihm oft wieder als alte Lehrer und Freunde;

so wie es denn bekannt ist daß er nur wenige Schriftsteller, diese aber immer von neuem las und in seine Gedanken prägte. Nach gewissen Jahren wollte ihm das Neue nicht mehr gnug thun; er fand eine Spitzfindigkeit oder einen mathematischen Calcul in Schriften, wohin dieser nicht gehörte. Die alten großen Formen weniger Hauptgedanken lagen in ihm, von denen er sich ungern trennen mochte. In Sachen des Vortrags sah er Voltaire als die letzte Stütze des Geschmacks an der unter Ludwig XIV gewesen war, und unter Ludwig XV und XVI freilich nicht mehr seyn konnte. Dagegen sieht er seine eignen Aufsätze in Versen bloß als Reimereien zum Vergnügen, in Prose als Uebungen zu Entwicklung seiner Gedanken an, und spricht von ihnen ohn' alle Anmaßung. Diese Bescheidenheit ist, wie man offenbar sieht, kalte Ueberzeugung; er fühlt was ihm fehle, und warum er nicht seyn könne was z. B. Voltaire war. Er will's auch nicht seyn; denn er fühlt seinen größern Beruf, ob er gleich den andern, ein großer Schriftsteller zu seyn, als angenehmer erkennet und in Augenblicken des Enthusiasmus fast zu beneiden scheinet. Bald aber setzt sein Geist sich ins Gleichgewicht: „gesunder Verstand, meint er, ein edler Trieb zur Ehre, und unausgesetzte Thätigkeit sey seine Gabe, die wolle und müsse er auf seiner Stelle ausbilden, anwenden und gebrauchen."

Fast unglaublich ist's auch wie weit er in diesen Punkten nicht etwa nur Voltairen, sondern auch seinen sämmtlichen correspondirenden Freunden überlegen ist. Wenige, aber große Grundsätze liegen als unerschütterliche Fundamente in seiner Seele; wenige, aber feste Maximen sind seine treuen Gefährten, auf die er zuletzt, und als König oft mit sehr leichter Mühe, alles zurückführt. Einige derselben wollten ihm im siebenjährigen Kriege zuweilen untreu werden; er nimmt aber seine große Seele zusammen, und verbeißt die verachtende Bitterkeit mit der er insonderheit die Regierungen der Welt, ihre Unterhändler und Werkzeuge, wohl auch den größern Theil de

menschlichen Geschlechts ansieht. Ganz scheint er indessen von dieser zu langen und großen Ueberstrengung sich nie wieder erholt zu haben; sein Geist kehrte, nach Endigung des siebenjährigen Krieges, zu seinen früheren Vergnügen zwar zurück, war heiter, fest und wirksam; aber er blieb strenger und ernster. Mit Bewunderung habe ich (wenige Vorurtheile ausgenommen) die fast allgemeine Billigkeit, Mäßigung und Enthaltsamkeit des großen Königes in seinen Urtheilen von Sachen, Begebenheiten und Personen mir ausgezeichnet. Es war eine selbständige, große Seele.

Und daß sein Herz den Empfindungen der Humanität, der Freundschaft, der Bruder- und Schwesterliebe, dem Zuge zu allem Großen und Guten nicht verschlossen gewesen, zeigen hundert Stellen seiner Schriften, tausend Momente seines Lebens. In jüngern Jahren hatte er einen Brief über die Humanität geschrieben, von dem er viel zu halten scheint, den ich aber in seinen Schriften nicht finde; er sagt von ihm:

„Es scheint, man stärke sich in einer Gesinnung wenn man seinem Geist alle Gründe vorhält die sie unterstützen. Und dieß bestimmte mich über die Humanität zu schreiben. Sie ist, nach meiner Meinung, die einzige Tugend, und soll insonderheit denen als Eigenthum zugehören die ihr Stand in der Welt unterscheidet. Ein Landesherr, er sey groß oder klein, soll als ein Mensch angesehen werden dessen Beruf es ist menschlichem Elend abzuhelfen, so viel er kann; er ist ein Arzt, die mancherlei Unfälle seiner Unterthanen zu heilen. Die Stimme der Unglücklichen, das Seufzen der Elenden soll zu ihm gelangen. Sey es aus Mitleid mit ihnen, oder aus einer Rückkehr des Gedankens auf ihn selbst, so muß ihn die traurige Lage der Leidenden rühren; und wenn sein Herz irgend Empfindung hat, werden sie Hülfe bei ihm finden."

„Ein Fürst ist gegen sein Volk, was das Herz dem Körper ist. Dieß empfängt das Blut aus allen Gliedern, und stößt es mit Ge-

walt bis an ihre äußersten Enden zurück. Der Fürst empfängt die Treue und den Gehorsam seiner Unterthanen; er gibt ihnen Ueberfluß, Glückseligkeit, Ruhe, und was er irgend zum Wachsthum und zum Wohl der Gesellschaft thun kann, wieder."

„Dieß sind Maximen die im Herzen jedes Menschen von selbst entspringen müssen; das Gefühl gibt sie, wenn man nur etwas nachdenkt; man hat keinen großen Cursus der Moral nöthig um sie zu lernen."

„Tyrannen betrachten die Sache anders. Sie sehen die Welt als für sie geschaffen an, und um über gewisse gewöhnliche Unglücksfälle erhoben zu seyn, verhärten sie ihr Herz vor denselben. Wenn sie ihre Unterthanen unterdrücken, wenn sie hart, gewaltthätig und grausam sind, so kommt dieß daher daß sie das Böse nicht kennen das sie verüben; sie haben es nie selbst gefühlt, darum gehen sie so leicht darüber. Sie sind nicht im Fall des Mucius Scävola gewesen, der vorm Porsenna die Hand ins Feuer steckte, und dadurch die Wirkung des Feuers auf seine Hand wohl kennen lernte."

„Mit Einem Wort: die ganze Haushaltung des menschlichen Geschlechts ist eingerichtet um Menschenliebe einzuflößen. Die Aehnlichkeit der Menschen unter einander, die Gleichheit ihres Looses, und das unentbehrliche Bedürfniß das einer vom andern hat; Unglücksfälle, die die Bande des Bedürfnisses noch stärker anziehen; die natürliche Neigung die man zu seines Gleichen hat; unsre Selbsterhaltung die uns Humanität predigt; die ganze Natur scheint sich zu vereinigen um uns eine Pflicht einzuprägen die unser Glück macht, und täglich neue Annehmlichkeiten auf unser Leben verbreitet."

Wenn Friedrich immer so gefühlt und gethan hat als er hier schreibt (und es war gewiß sein Ernst da er es schrieb; auch wurden ihm in den unhumansten Situationen seines Lebens diese Gesinnungen nie ganz fremde), so wollen wir ihn als einen Heiligen anrufen daß er uns seines Gleichen humane Denker, väterliche Regenten, Aerzte und

Herzen des Volks erbitten helfe. Auch wollen wir wünschen daß alle Fürsten und Prinzen die meisten seiner Werke (sie sind ja französisch geschrieben) lesen mögen, und zwar also als ob sie den großen König selbst hörten.

8.

Wenn König Friedrichs Lob auf die Humanität Ihnen gefällig gewesen, so lassen Sie sich einige kürzere Gedanken und Maximen vortragen, die ich in diesen angenehmen Briefen bezeichnet.

*

„Traurige Folge der menschlichen Hinfälligkeit! der Mensch ist nicht alle Tage sich selbst gleich. Oft zerstören sich ihre Entschlüsse eben so schnell als sie sie faßten. Der Spanier sagt sehr vernünftig: „dieser Mann ist brav gewesen." Könnte man nicht ebensowohl sagen daß große Männer es nicht immer, nicht allezeit sind?"

*

„Wenn ich etwas wünschte, so wäre es gelehrte und gescheidte Leute um mich zu haben; ich glaube nicht daß eine Sorge um sie sich nicht sehr belohnte. Zuerst ist es eine Achtung die man ihrem Verdienst schuldig ist; sodann ein Bekenntniß des Bedürfnisses, das man hat, von ihnen Licht zu bekommen. Ich komme kaum von Erstaunen zurück, wenn ich denke daß eine cultivirte Nation, die, vom Genie unterstützt, im Besitz des guten Geschmacks ist, den Schatz nicht kennet den sie in ihrem eignen Schooße trägt."

*

„Meine jetzige Muße läßt mir Zeit mich zu beschäftigen wie ich will. Sie soll mir also nützlich und eine weise Muße werden, indem ich Philosophie und Geschichte studire, und mich mit Poesie und Musik vergnüge. Ich lebe jetzt als Mensch, und ziehe dieß Leben der majestätischen Gravität und dem tyrannischen Zwange der Höfe unendlich

vor. Ueberhaupt kann ich keine Lebensart, nach der Elle abgemessen, ausstehn; nur die Freiheit hat für mich Reize.

*

„Wenn Personen von einem gewissen Range die Hälfte ihrer Laufbahn erreichen, so urtheilt man ihnen den Preis zu, den andre nur erhalten wenn sie die ganze Laufbahn zurückgelegt haben. Woher dieses? Entweder wir sind weniger fähig das recht zu machen was wir thun sollen, oder es sind niedrige Schmeichler die unsre kleinsten Handlungen geltend machen und zum Himmel erheben. Der verstorbene König von Polen rechnete große Summen ziemlich leicht; alle Welt pries seine hohe Kenntniß der Mathematik, von der er doch kein Wort verstand. Mehrere Beispiele mag ich nicht anführen. In unsern Tagen hat es durchaus keinen großen Fürsten gegeben der wirklich unterrichtet war, als Peter den Ersten." (Und auch bei diesem macht Friedrich in der Folge mit Recht große Ausnahmen.)

*

„Wie verschieden ist ein betrachtendes von einem handelnden Leben! Ein Mann der sich nur mit Denken beschäftigt, kann gut denken und sich übel ausdrücken; ein handelnder Mann, wenn er sich auch mit aller ersinnlichen Grazie ausdrückte, darf nie schwach handeln; wie man z. B. dem Könige von England, Jakob I, vorwarf daß er nie etwas schlechtes gesagt, nie etwas lobwürdiges gethan habe.[1] Es füget sich oft daß die, die gegen Handlungen andrer am meisten declamiren, es schlechter als sie machen wenn sie sich in den nämlichen Umständen befinden. Daß es ja mir nicht also gehe! Denn leichter ist's freilich zu tadeln als zu thun; leichter Lehren zu geben als sie auszuüben. Und dann lassen Menschen sich ja so leicht verführen, bald durch Anmaßung, bald durch den Glanz ihres Stan-

[1] Der König irrt sich hier; von Karl II sagte Rochester: He never said a foolish thing, and never did a wise one. M.

des, oder durch Hinterlist der Bösen, daß ihr Gewissen bestrickt wird, auch wenn sie die reinsten und besten Absichten von der Welt hätten."

*

„Ich habe wenig Verdienst und Gelehrsamkeit, aber viel guten Willen, und eine unerschöpfliche Achtung und Freundschaft für Personen von entschiedenem Werth. Dabei bin ich alle der Beständigkeit fähig die die wahre Freundschaft fordert."

*

„Könige ohne Freundschaft und ohne Erkenntlichkeit scheinen mir dem Könige gleich zu seyn den Jupiter den Fröschen gab. Ich kenne die Undankbarkeit nur insofern als ich selbst durch sie gelitten habe, und kann, ohne Affectation fremder, mir unnatürlicher Gesinnungen, behaupten daß ich jeder Größe entsagen würde wenn sie die Freundschaft ausschlösse."

*

„Ich verachte die Jesuiten zu sehr als daß ich ihre Schriften lesen sollte; ein schlechtes Herz verdunkelt bei mir die Fähigkeiten des Geistes. Ueberdem leben wir nur so kurze Zeit, und unser Gedächtniß ist so schwindend daß nur das Ausgesuchteste uns unterrichten sollte."

*

„Die deutschen Prinzen verachten gemeiniglich die Gelehrten. Die unmodische Kleidung, der Bücherstaub der diesen etwa anhangt, und das wenige Verhältniß das zwischen einem kenntnißreichen Kopf und dem leeren Hirn dieser Herren stattfinden kann, macht daß sie sich über ihr Aeußeres aufhalten, und den großen Mann ohne Hofkleid ganz und gar nicht gewahr werden.[1] Der Höfling hält das Urtheil des Fürsten zu hoch als daß er anders als er zu denken sich

[1] Diese und einige andere Bemerkungen Friedrichs haben sich gottlob seitdem hie und da verändert.

getrauen sollte; sie affectiren also auch die zu verachten, die tausendmal mehr als sie selbst werth sind. O Zeiten! o Sitten! Ich, der ich mich überhaupt nicht für das Zeitalter geschaffen fühle in dem wir leben, mag dem Beispiele meiner Herren Mitbrüder nicht nachfolgen; ich predige ihnen unaufhörlich daß der Gipfel der Unwissenheit Hochmuth sey, und glaube daß ein großer Mann, der über mir ist, auch meine Achtung verdiene."

*

„Das lebhafteste Vergnügen das ein vernünftiger Mensch in der Welt haben kann, ist neue Wahrheiten zu entdecken; das nächste nach diesem ist alter Vorurtheile los zu werden."

*

„Die meisten Prinzen haben eine besondere Leidenschaft für die Stammbäume; eine Art Eigenliebe, die bis auf die entferntesten Vorfahren hinaufsteigt, ja die sie nicht nur für Vorfahren in gerader, sondern auch in jeder Seitenlinie interessiret. Ihnen sagen daß unter ihren Ahnen schlechte, mithin verächtliche Menschen gewesen, hieße ihnen ein Schimpf den sie nie verzeihen; und wehe dem profanen Autor der in das Heiligthum ihrer Geschichte verwegen dränge, und die Schande ihres Hauses unter die Leute brächte! Wenn diese Delicatesse sich bloß auf den guten Ruf ihrer Ahnen mütterlicherseits erstreckte, so wäre es noch zu entschuldigen; aber verlangen daß fünfzig, sechzig Vorfahren, alle nach der Reihe, die honettesten Menschen von der Welt gewesen seyen, das heißt die Tugend in Eine Familie bannen, und dem menschlichen Geschlecht Unrecht thun. Eines Tages hatte ich die Unbedachtsamkeit in Gegenwart jemandes zu behaupten daß ein Herr von — so etwas gethan habe das einem Cavalier nicht gezieme; unglücklicherweise war dieser Herr von — zweites Geschwisterkind mit dem in dessen Gegenwart ich dieß sagte. Er formalisirte sich sehr darüber, und als ich ihn um die Ursache fragte, mußte ich erst durch einen langen Stammbaum passiren um

meine Beleidigung zu erfahren. Da war nun kein andrer Rath als dem Unwillen meines Beleidigten alle meine Vorfahren preiszugeben, die etwa nicht verdient hätten es zu seyn. Man tadelte mich; ich rechtfertigte mich aber damit daß jeder Mann von Ehre, jeder honette Mann meines Stammes sey, und daß ich sonst keinen dafür erkennte."

*

„Gern würde ich unter einem gemäßigten Klima leben, gern als Privatmann die Freundschaft und Achtung würdiger Menschen verdienen, und dem entsagen wornach die meisten lüsten und streben; aber ich fühle zu sehr daß wenn ich nicht Prinz wäre, ich wenig seyn würde. Euch reicht euer Verdienst zu, geachtet, beneidet, bewundert zu werden; ich habe Ahnen, Wappen, Titel, Einkünfte nöthig um die Augen der Menschen auf mich zu ziehen. Ein großer Fürst fiel einmal in die Hände seiner Feinde; er sah seine Hofleute um sich her weinen, verzweifeln: „Ach," sagte er, „an euren Thränen merke ich daß ich noch König bin!" Wenige Worte, aber voll großen Sinnes!"

*

„Brüssel und fast das ganze Deutschland ist seiner alten Barbarei noch nicht los; die Künste werden in ihm wenig geachtet, also auch wenig cultiviret. Der Adel dient unter den Truppen, oder mit sehr leichten Studien tritt er in Collegia, und spricht das Recht daß es eine Lust ist. Edelleute mit Renten leben auf dem Lande, oder vielmehr in den Wäldern, wo sie denn auch so wild werden als die Thiere die sie jagen. Der Adel unsres Landes gleicht zwar im ganzen dem andern deutschen Adel; doch hat er mehr Lust sich zu unterrichten, mehr Lebhaftigkeit, und wenn ich sagen darf, mehr Genie als der größere Theil der Nation, insonderheit der westphälische, fränkische, schwäbische, österreichische Adel. Dieß gibt Hoffnung daß die Künste einst auch hier, aus der untern Classe gezogen, gute Häuser

und Paläste bewohnen werden. Berlin hat (wenn ich mich so ausdrücken darf) Funken aller Künste in sich, man sieht das Genie von allen Seiten hervorglimmen, und es bedürfte nur eines glücklichen Hauchs um das Leben den Wissenschaften wieder zu geben, die Athen und Rom einst berühmter machten als ihre Eroberungen im Kriege. Ich freue mich diese glücklichen Productionen meines Vaterlandes zu sehen; sie sind Rosen die unter Dornen und Disteln wachsen, Funken des Genie's, die durch die Asche hervorblicken mit denen sie unglücklicherweise bedeckt sind. (Geschrieben im Jahr 1739.)

*

„Eben hatte ich einen Brief angefangen über die Mißbräuche der Mode und der Gewohnheit, als die Gewohnheit des Erstgeburtsrechts mich auf den Thron rief und mir meinen Brief wegzulegen befahl. Gern hätte ich ihn in eine Satire gegen diese Gewohnheit umgeändert, wenn nicht Satire aus dem Munde der Fürsten verbannt seyn müßte."

*

„Gewöhnlicherweise macht man sich in der Welt von den großen Revolutionen der Reiche eine abergläubige Idee; wenn man in den Coulissen ist, sieht man daß die größten Zauberscenen durch die gemeinsten Triebfedern, durch Taugenichtse hervorgebracht werden, die, wenn sie sich öffentlich, wie sie sind, zeigten, nur den Unwillen des Publicums auf sich ziehen würden. Betrug, Hinterlist, Doppelsinn, Treulosigkeit sind unglücklicherweise der herrschende Charakter der meisten Menschen die an der Spitze der Nationen stehen, und ihnen Exempel seyn sollten. In solchen Fällen ist's demüthigend das menschliche Herz kennen zu lernen; tausendmal schon habe ich meine liebe Einsamkeit, meine Studien, meine Freunde, meine ehemalige Unabhängigkeit zurückwünschend bedauert." (1742.)

*

„Meine Ode auf den Krieg enthält meine wahren Gedanken. Man unterscheide den Stand des Mannes von ihm selbst; man kann Krieg führen aus Gründen, ein Staatsmann seyn aus Pflicht, und ein Philosoph aus Neigung. Fast nie sind die Menschen an Plätzen die sie sich selbst wählen würden; daher gibt's so viele schlechte Schuster, schlechte Priester, schlechte Minister und Fürsten." (1749.)

*

„Hier ist eine Apologie der armen Könige, über die jedermann glossiret; und doch beneidet jeder ihr vorgegebenes Glück hundertmal. Die Versification ist unvollkommen; dieß Studium erfordert einen Menschen ganz; mich ziehen tausend Pflichten, tausend Beschäftigungen auseinander. Ich bin ein angeketteter Galeerensklave auf dem Schiff des Staats, oder ein Pilot, der weder sein Steuer verlassen noch einschlafen darf, ohne Furcht das Schicksal des unglücklichen Palinurs zu haben. Die Musen fordern Stille und eine gänzliche Gleichheit der Seele; keine von beiden ist mein Theil. Es gibt auch gewisse privilegirte Seelen, die im Tumult der Höfe sowohl als im Gefängniß der Bastille oder auf dem Strohsack der Reise dichten können; die meinige ist nicht von dieser Zahl. Es ist eine Ananas die nur im Treibhause fortkommt, an frischer Luft aber verdirbt." (1749.)

— — Doch ich ermüde Sie mit Vorzeigung ausgerissener Blumen, die eigentlich nur auf der Stelle da sie stehen, in der Situation die sie hervorbrachte, den schönsten Reiz haben. Stünde mir die Versification eines Jacobi zu Gebot, und ich hätte Ihnen die eingestreueten Verse in der leichten Manier des Originals mitgeben können; freilich da wäre es anders!

9.

Sie wollen also daß ich meine Blumenlese auch in den reiferen, schwereren Jahren des Königs fortsetze; Ihr Wille geschehe. Fast

mit jedem Jahre wächst meine stille Bewunderung des großen Mannes, und in den Zeiten des siebenjährigen Krieges steigt sie fast zum hohen tragischen Mitleid. Eine Seele die zum Genuß, zur schönsten Wirksamkeit in Zeiten der Ruhe und des Friedens geschaffen war, die in jugendlichen Jahren ihren ersten und zweiten Ausflug nach dem Kranz kriegerischer Ehre gleichsam nur in der Begeisterung des Augenblicks, gelockt oder aufgefordert von Staatsgründen, von sogenannten Rechten und der damaligen Lage Europa's, rasch und glücklich gethan hatte, muß jetzt diesen leicht erworbenen Kranz schwer und theuer erkaufen. Alle Mächte Europa's vereinigen sich den schwachgeglaubten einzelnen Mann zu erdrücken, und seine unglaubliche Tapferkeit, sein unerschütterter Muth fordert, statt ihre Rache zu besänftigen, diese nur mehr auf. Er sieht die niedrigen Urheber und Werkzeuge seines fast schon unvermeidlichen Unglücks; mehr als Ein Ungewitter zieht er mit künstlich kühner Hand auf seine Feinde selbst hernieder; und doch sammeln sich die Wolken immer furchtbarer über ihn zusammen. In diesen Augenblicken der Gefahr, des Sieges, der größeren Gefahr und des fast unvermeidlichen Untergangs sind tief aus der Seele des Helden geschriebene Briefe Dinge die wir bei keiner andern Nation, weder bei Alten noch Neueren, finden. Aus Cato's, Cäsars, Brutus, Otho's Seele haben wir nichts dergleichen; keiner von ihnen hat auch die Gefahren bestanden aus denen Friedrich sich, vielleicht in Jahrtausenden unerreichbar, herauszog. [1] Da wird's merkwürdig was dieser starke, friedliche Mann jetzt über Menschen, über das Schicksal der Welt dachte.

Sogleich der erste vortreffliche Brief (9 Oct. 1759), der sich mit den Worten endigt:

Pour moi, menacé du naufrage,
Je dois, en affrontant l'orage,
Penser, vivre et mourir en Roi.

[1] Man bedenke mit welchen Mitteln, gegen welche Feinde und eine wie lange Coalition er aushielt. M.

und mehrmals übersetzt ist, enthüllet die Denkart des Königes. In andern sind fürchterliche Ausrufe mit gefaßter Stärke: „Ich kann meinen Feinden sagen, wie Demosthenes den Atheniensern: wohl dann! wenn Philippus todt ist, was wäre es, ihr Athenienser? Ihr würdet euch bald einen andern Philippus machen. O Oesterreicher, euer Hochmuth, eure Sucht alles zu beherrschen, würden euch bald andere Feinde machen; der Freiheit Deutschlands und Europa's wird es nie an Vertheidigern fehlen!"

Indessen betrübt ihn der Tod seiner Schwester aufs zarteste, „für die er sein Leben unter diesen Unglücksfällen gerne würde hingegeben haben."

Er wird geschlagen, und sagt, wie Franz: „Alles ging verloren, nur nicht die Ehre."

„Je älter man wird, je mehr überredet man sich daß die heilige Majestät, der Zufall, drei Viertheile dieser elenden Welt regieret, und daß die die sich die Weisesten zu seyn einbilden die größten Narren der Gattung sind, die ohne Federn auf zwei Füßen gehet, zu der wir zu gehören die Ehre haben."

*

„In den großen Bewegungen denen ich entgegen gehe, habe ich nicht Zeit zu wissen ob jemand Pasquille gegen mich schreibt in Europa; das weiß ich, und dessen bin ich Zeuge, daß meine Feinde mich zu erdrücken alle Kräfte aufbieten. Ich weiß nicht ob es der Mühe lohnet."

*

„Es scheint, man vergißt in diesem Kriege was Wohlstand sey. Die policirtesten Nationen kriegen wie wilde Thiere. Ich schäme mich der Menschheit; ich erröthe über das Jahrhundert. Lasset uns die Wahrheit gestehen: Philosophie und Künste verbreiten sich nur auf eine geringe Zahl Menschen. Die große Masse, das Volk und

der gemeine Adel bleiben das wozu sie die Natur gemacht hat, boshafte Thiere."

*

„Ihr habt der Sorbonne ein Grab gemacht, baut auch dem Parlament ein Grabmal. Es radotirt so stark, daß es mit ihm bald aus seyn muß."

*

„Ihr wünschet Frieden; wendet euch an die die ihn der Welt geben können. Das sind aber Leute die ihren Kopf voll hochmüthiger Projecte haben; sie wollen eigenmächtige Schiedsrichter der Regenten seyn, und das mögen Menschen, die wie ich denken, nicht leiden. Ich liebe den Frieden; aber keinen andern als einen guten, standhaften, ehrenvollen Frieden. Sokrates und Plato hätten wie ich gedacht, wenn sie auf dem verwünschten Punkt gestanden hätten den ich in dieser Welt einnehme.

„Glaubt Ihr, daß es ein Vergnügen sey dieß alberne Leben fortzuführen? Menschen die man nicht kennt um sich sterben sehen, und sie dem Tode selbst zu überliefern, Tag für Tag seine Bekannten und Freunde zu verlieren, seinen Ruf dem Eigensinn des Ungefährs unaufhörlich ausgesetzt zu sehen, das ganze Jahr durch in Unruhe und scheuer Erwartung zuzubringen, ohne End' und Maß sein Leben und Glück aufs Spiel zu setzen?

„Gewiß, ich kenne den Werth der Ruhe, die Annehmlichkeiten der Gesellschaft und die Freuden des Lebens; auch ich wünsche glücklich zu seyn wie irgend jemand. So sehr ich aber diese Güter begehre, so wenig mag ich sie durch Niederträchtigkeit und Ehrlosigkeit erkaufen. Die Philosophie lehrt uns unsre Pflicht thun, unserm Vaterlande selbst mit unserm Blut treu dienen, ihm unsre Ruhe, ja unser ganzes Daseyn aufopfern."

*

„Trotz aller Schulen der Philosophie wird der Mensch immerhin das bösartigste Thier der Welt bleiben; Aberglaube, Eigennutz, Rache, Verrath, Undankbarkeit werden bis ans Ende der Zeiten blutige, traurige Scenen hervorbringen, weil Leidenschaften uns beherrschen, selten die Vernunft. Immer wird's Kriege, Processe, Verwüstungen, Pest, Erdbeben, Bankerutte geben; um solche Dinge drehen sich die Annalen der Welt. Für Unglücksfälle ist die Aegide des Zeno gemacht; die Kränze aus dem Garten Epikurs sind für das Glück."

*

„Ich stehe auf dem Punkt mich mit den Russen zu setzen; es bleiben mir also nur die Königin von Ungarn, die Mandarinen des heil. Reichs und die lappländischen Räuber fürs künftige Jahr übrig. Mein Herz hat mich diesen Gang thun heißen, ein Gefühl der Menschlichkeit, das gern die Ströme Bluts versiegen machen möchte, die beinahe unsre ganze Sphäre überschwemmen, das gern den Mördereien, Barbareien, Mordbrennereien und allen den Abscheulichkeiten ein Ende machen möchte, die Menschen gegen einander ausüben, und durch die unglückliche Gewohnheit sich im Blute zu baden Tag für Tag wilder werden. Dauert dieser Krieg fort, so muß Europa in die Finsterniß der Unwissenheit zurückfallen, und unsre Zeitgenossen werden wilde Thiere. Es ist Zeit diesen Scheußlichkeiten ein Ende zu machen. Alle dieß Unglück ist eine Folge der Ehrsucht Oesterreichs und Frankreichs. Laß sie ihren ungeheuern Projecten Gränze setzen; laß, wenn die Vernunft sie nicht weise machen kann, sie durch die Erschöpfung ihrer Finanzen, durch den übeln Zustand ihrer Sachen weise werden! Erröthen mögen sie, wenn sie hören daß der Himmel, der die Schwachen gegen den Anfall der Starken unterstützt hat, den ersten auch Mäßigung gnug verlieh um von ihrem Glück keinen Mißbrauch zu machen, und diesen den Frieden anzutragen. Das ist alles was ein armer, er-

matteter, gereizter, gekratzter, gebissener, hinkender, geknickter Löwe euch sagen kann." (1759.)

*

„Schwert und Tod haben unter uns abscheulich gewüthet, und was das traurigste ist, wir sind noch nicht am Ende der Tragödie. Ihr könnt leicht denken was so grausame Stöße auf mich für Wirkung gehabt haben; ich hülle mich in meinen Stoicismus, so gut ich es kann. Fleisch und Blut empören sich oft gegen die tyrannische Herrschaft der Vernunft; sie müssen aber nachgeben. Wenn ihr mich sehen solltet, würdet ihr mich kaum wieder erkennen: ich bin alt, verfallen, greis, voll Runzeln; ich verliere Zähne und Lustigkeit. Wenn das fortwährt, wird an mir nichts überbleiben als die Tollheit Verse zu machen, und eine unverletzbare Anhänglichkeit an meine Pflichten, und an die wenigen tugendhaften Menschen die ich kenne. Meine Laufbahn ist schwer, voll Dornen und Disteln. Ich habe allen Gram erprobt, der irgend die Menschheit kränken kann, und mir oft die schönen Verse wiederholet:

Beglückt, wer in der Weisen Tempel u. s."

*

„Ihr eifert gegen Jesuiten und Aberglauben. Es ist gut gegen den Irrthum zu streiten; glaubt aber nicht daß die Welt sich je ändern werde. Der menschliche Geist ist schwach; mehr als drei Viertheile der Menschen sind zu Sklaven des ungereimtesten Fanatismus geboren. Die Furcht vor Hölle und Teufel benebelt ihnen die Augen; sie verabscheuen den Weisen, der ihnen Licht schaffen will. Der große Haufe unsres Geschlechtes ist dumm und boshaft. Umsonst suche ich in ihm das Bild der Gottheit, das ihm, wie die Theologen sagen, aufgeprägt worden. Jeder Mensch hat ein wildes Thier in sich; wenige wissen es zu bändigen, die meisten lassen ihm den Zügel, wenn die Furcht der Gesetze sie nicht zurückhält."

„Vielleicht findet ihr mich zu menschenfeindlich. Ich bin krank, ich leide, und habe mit einem Halbdutzend *** und *** zu thun, die einen Sokrates und Antonin selbst außer Fassung bringen möchten. Ihr seyd glücklich, dem Rath des Candide zu folgen und euren Garten zu bauen; nicht jedermann in der Welt kann es so gut haben. Der Ochs muß den Pflug ziehen, wie die Nachtigall singen, der Delphin schwimmen, und ich Krieg führen."

*

„Je mehr ich dieß Handwerk treibe, desto mehr überrede ich mich daß das Glück die größeste Rolle dabei spiele. Ich glaube nicht daß ich es lange treiben werde; meine Gesundheit nimmt zusehends ab, und es kann leicht seyn daß ich bald in das Land wandre wo Gram und Schmerz, wo unsre Vergnügen und Hoffnungen uns nicht mehr folgen, wo man sich in dem Zustande findet in dem man vor der Geburt war. Vielleicht belustigt ihr euch bald mit meiner Grabschrift, und gebt Rechenschaft von mir wie Babouc dem Engel Ithuriel von Paris gab — —"

Gnug. Muß man nicht unwillig werden, wenn man sieht wie ein blühender Baum, eine so große, schöne Seele, nicht vom Sturme des Schicksals, sondern von giftigen Winden und Stürmen einer herrschsüchtigen Politik weniger schlechter Menschen so gebeugt und zerknickt wird? Die feste Eiche dauerte aus; der schöne Palmbaum erhob sich; seine fröhliche, jugendliche Gestalt kam ihm aber nie ganz wieder. Friedrich that seinem Lande wohl, wie sein Geist im großen Ganzen es erforderlich und nöthig hielt; aber hart zu seyn hatte er wider Willen in einer schweren Schule gelernt. Er sahe die Gefahr seiner Länder, seiner Krone, der Fortdauer seiner Macht; denn er hatte sie gegen ganz Europa behaupten müssen. Wie anders als daß er fortan ernst und strenge an die Zukunft dachte? und der von

ihm gegründeten Monarchie wenigstens das zum Schutz ließ, was er ihr lassen konnte, Gerechtigkeit, innere Ordnung, Kriegsheere und Geld. Man verzeihe ihm, wenn er für diese Dinge auch auf harten Wegen sorgte. Die böse Politik, die leider das Staatssystem Europa's ausmacht, zwang ihn dazu; und freilich gingen manche zartere Zweige der Humanität, die der an sich selbst fühlbare fröhliche Charakter Friedrichs gewiß würde angebauet haben, dabei verloren. Hat überhaupt die Menschheit in Europa einen größeren Feind als diese Politik der Höfe in jenem sogenannten großen Staatensysteme, nebst allem was dazu gehöret? [1]

10.

Gespräch nach dem Tode des Kaisers Joseph II.

A. Ein sonderbares Ding ist der Tod eines Monarchen. Wir sahen ihn bei Joseph vorher, wir wußten daß der Kranke sich ihm nahte; und jetzt, da über ihm die Todtenglocken tönen, welch eine andere Empfindung! Ohne ihn gekannt und von ihm eine Wohlthat genossen zu haben, hätte ich weinen mögen, da ich die letzten Umstände seines Lebens las. Vor neun Jahren, da er auf den Thron stieg, ward er als ein Hülfsgott angebetet, und von ihm das Größeste, Rühmlichste, fast das Unmögliche erwartet; jetzt trägt man ihn als ein Sühnopfer der Zeit zu Grabe. Hat je ein Kaiser, hat je ein Sterblicher, möchte ich sagen, mehr gewollt, sich mehr bemühet, mehr angestrebet, rastloser gewirket als er? Und welch ein Schicksal, vorm Angesichte des Todes in den besten Lebensjahren die Erreichung seiner Absichten nicht nur aufgeben, sondern die ganze Mühe und Arbeit seines Lebens förmlich widerrufen, feierlich

[1] Die Folge des Briefwechsels enthält eine Fortsetzung dieses Auszuges.

ausstreichen zu müssen und so zu sterben! Mir ist kein Beispiel in der Geschichte bekannt, daß es einem Monarchen so hart gegangen wäre.

B. Das war das Schicksal des Monarchen; setzen Sie noch das Verhängniß hinzu das ihn als Menschen traf. Das einzige was er in seinem Hause mit Zärtlichkeit liebt, der letzte Gegenstand seiner Familienhoffnung wird ihm genommen; und damit der Schmerz so empfindlicher sey, eben nach dem Aufblick der Freude, unerwartet genommen! Sein Liebling muß so dicht vor ihm das Opfer des Grabes werden, daß seine Leiche die ihrige aus dem Kaiserhause gleichsam wegdrängt, und sein Leben sich nur so lange zu fristen scheint, damit vor seinen Augen noch dessen letzte Freude zerknickt werde! — „Begrabet sie," sprach er, „damit für meine Leiche Platz werde!" Ein einziges Schicksal!

A. Der Unglückliche konnte zuletzt nicht sagen: „ich kam, ich sah, ich siegte!" kaum: „ich kam, ich sah, ich wollte!"

B. Beruhigen Sie sich. Auch darin schon liegt viel, wie er sagen zu können: ich sah und wollte!

Er hat viel, sehr viel, und weniges müßig gesehen. Allenthalben, wo es in andern Ländern besser war, oder ihm besser zu seyn schien, sammelte er mit rastloser Thätigkeit Gedanken, Entwürfe in seine Seele —

A. Die der Tod ihm jetzt alle raubet! — Ja, ja! er hat vieles, fast zu vieles gesehen. Nicht nur die Länder Europa's, die er bereisete; nicht nur das Innere seiner Länder, die er als Erbe und Mitregent früh und lange genug, bis zum kleinsten Detail, kennen lernte; nicht nur dieß! Er sah eben damit auch Gruben des Schlammes, die ihn erbitterten, Pfützen und Moräste von Untreue, Schwelgerei, Ueppigkeit, Trägheit, Unordnung, die er mit Gewalt ausfüllen und zum gesunden Garten machen sollte, und in deren Abgrunde er erliegt. Der Unrath schlägt

über ihm zusammen, und vielleicht kommt die ganze alte Verfassung wieder.

B. Das wollen wir nicht glauben. Er bekommt einen Nachfolger, der ein geprüfter Haushälter, ein versuchter Regent ist, von dem Joseph selbst zum Theil gelernt und geborgt hatte —

A. Und doch wollte er, fast ohne Ausnahme, der letzten Absicht nach, lauter billiges, nützliches, gutes! Oft war, was er wollte, nur erste Pflicht der Vernunft, der Humanität, der gesellschaftlichen Rechte; an etwas außerordentliches und überfeines war während seiner Regierung lange noch nicht zu denken. Dennoch erregt er in allen Provinzen und Ländern, auch bei Ständen denen er am meisten helfen wollte, murrende Unzufriedenheit; er stirbt beim Ausbruch eines allgemeinen Ungewitters, des Aufruhrs in seinem weiten Reiche —

B. Wollen wir nicht, mein Freund, diesen Ort verlassen, wo die Todtenglocken uns übertäuben? Was hilft über einen Unglücksfall das bloße Staunen? Wir wollen freie Luft suchen und uns darüber frei unterreden.

(Wir gingen auf eine angenehme Höhe, auf der die zahlreichen Dörfer der ringsum liegenden Ebene ein angenehmer Anblick waren. Die Todtenglocken, die von den Landkirchthürmen in der Entfernung tönten, machten eine sanftere Harmonie, und unser Gespräch knüpfte sich bald von neuem an.)

B. Woher glauben Sie denn daß das ungewöhnliche Schicksal Josephs gekommen sey? Alle Dinge in der Welt haben ihre Ursache.

A. Wie mich dünkt, stand er dem großen Friedrich zu nahe; und es war Natur der Sache —

B. Wie so zu nahe? Friedrich hat ihm doch nicht geschadet. Er hat ihm zu einem größern Schlesien, den Königreichen Galizien und Ludomirien geholfen; aus dem bayerischen Successionskriege

gegen Friedrich kam Joseph auch mit fast unerwarteter Ehre. Ueberdem hat Friedrich von ihm meistens sehr günstig geurtheilt, und der alte König glaubte wohl nicht daß Joseph ihm so bald nachfolgen würde.

A. So meine ich's nicht. Denken Sie sich die Lebensgeschichte des Kaisers. Mit ihm als einem Säuglinge mußte seine Mutter nach Ungarn flüchten und ihn als einen Gegenstand des Mitleidens den Ständen zeigen; vor wem flüchtete sie? gegen wen erbat sie sich Mitleid und Beistand? Was war also natürlicher als daß der Name Friedrichs dem Kinde und Jünglinge oft genannt werden mußte; denn eben auch die Jahre, in denen der Geist des Menschen aufwacht, fielen bei Joseph in die Zeit des siebenjährigen Krieges —

B. Dem er dazu nicht beiwohnen durfte!

A. Nothwendig ward Friedrich ihm als Nachbar, als Feind seines Hauses, noch mehr aber als der König und Kriegsmann, für den er damals mit einem ganz einzelnen Glück und Ruhm galt —

B. Und immer gelten wird! —

A. Ein Gegenstand der dringendsten Nacheiferung.

B. Und worin eiferte er ihm zuerst nach?

A. In allem. Er wollte selbst regieren, wie Friedrich.

B. Das Selbstregieren ist ein erhabener Gedanke; wäre es aber vom Alleinbefehlen nicht sehr unterschieden? Friedrich theilte die Geschäfte, die auszuführen waren, mit großem Bedacht nicht nur ein, sondern auch aus. Er verrichtete, was für ihn gehörte, mit Leichtigkeit, und überließ andern was sie thun sollten.

A. Das that Joseph auch. Haben Sie das Reglement nicht gelesen das er bei seiner zweiten Reise nach Italien den Chefs aller seiner Departements nachließ? Er wollte nur befohlen haben, und sie sollten ausführen; sie sollten seine Befehle selbst nach Ort und Stelle modificiren.

B. Das ist mehr als ein Gesetzgeber sonst zu verstatten pflegt. Aber auf die Geschäfte und die Geschäftigkeit des Monarchen selbst wieder zu kommen, Friedrich sah nicht nur, sondern er übersah auch vieles, sobald er nur seinen Hauptzweck erreichte.

A. Ob dieses ein uneingeschränktes Lob wäre?

B. Dafür gäbe ich es auch nicht; gnug, als ein einzelner Mensch erreichte er damit seinen Endzweck. Er blickte in das Detail der Dinge nicht zu tief, damit er sich nicht verwirrte.

A. Die Ersparung würde Joseph mit der Zeit auch gelernt haben.

B. Friedrich fing nicht zu viel, nicht alles auf einmal an.

A. Joseph that's, weil für ihn so viel, ja alles zu thun war. Vielleicht ahnete er daß er nicht lange leben würde; zudem verwickelte ihn eins ins andere; er glaubte, nichts könnne ganz geschehen, wenn nicht alles begonnen würde. Hatte er darin so ganz Unrecht?

B. Nicht Unrecht; aber es ging über Menschenkräfte. Ueberdem zerstreuete Friedrich sich nicht; er reisete nicht —

A. Dem Kaiser waren diese Zerstreuungen Belehrung; sie waren ihm das einzige Vergnügen, seiner Gesundheit selbst unentbehrlich.

B. Friedrich, der in jüngern Jahren zu reisen außerordentliche Lust hatte, entsagte, sobald er Regent war, allen Reisen in fremde Länder; er betrachtete sich als Steuermann auf dem Schiff seiner Staaten. So angenehm er in Gesellschaft hätte werden können, so begnügte er sich dennoch an Einer Gesellschaft weniger erlesener Freunde, und wählte sich eine andere noch einsamere Ergötzung, die er unausgesetzt, obwohl sehr regelmäßig trieb, ja, die ihm bald so unentbehrlich ward als den Morgenländern das Opium —

A. Sie meinen die Lectüre?

B. Die Lectüre und Schriftstellerei; das Lesen und Schreiben:

beide sind von einander auch vielleicht unzertrennlich. Durchs Schreiben lernt man lesen und hören; durchs Hören lernt man schreiben, und wird dazu getrieben, begeistert.

A. Ob das aber einen Regenten nicht zu sehr zerstreuen möchte? Kaiser und Autor!

B. Autor muß ein Kaiser und jeder Regent unausbleiblich werden, indem er Gesetze, Verordnungen bekannt macht. Soll er also nur vor fremde Werke seinen Namen schreiben, so schreibet er sie meistens nur vor Werke deren er sich selbst schämet.

A. Das war Josephs Fall nicht. Er schrieb selbst Gesetze.

B. Und großentheils vortreffliche. Glauben Sie aber daß das ewige Gesetzschreiben einem Regenten gnug ist, zur geistigen Erheiterung, zur Verjüngung seiner Seele? Friedrich las und schrieb bloß und allein zu Bildung seines Geistes, zur Erfrischung und Ordnung seiner Gedanken, dann vergaß er Politik und Staatssorgen. Er lebte unter den Alten, dachte mit ihnen, mit großen Männern einer edlern Zeit. Er stärkte sich damit in jener hohen Einfalt fester Grundsätze und der Erfüllung seiner Pflichten; er ward selbst ein Alter —

A. Welches alles freilich dem immer thätigen Joseph entgehen mußte! —

B. Ihn, scheint es, hatte die Muse, als er geboren ward, mit ihrem himmlischen Auge nicht gesegnet. Jesuiten hatten ihn nicht gelehrt, was Friedrich in der schweren Schule seiner Jugend durch eignen Aufschwung seines Geistes sich selbst lehrte.

A. Von Schriftstellern soll er überhaupt nicht groß gedacht haben.

B. So wenig groß, daß er den ganzen Bücherhandel für einen Käsehandel ansah. Ihm war also die Hauptquelle der innern höheren Freude und Ermunterung versagt, aus welcher Friedrich

schöpfte. Er wußte nur in unserer Zeit zu leben; daher auch sein Zeitalter unclassisch geblieben.

A. Es hat indessen doch vortreffliche Schriftsteller in Wien, in Böhmen, selbst in Ungarn unter ihm gegeben.

B. Unter ihm, aber nicht durch ihn.

A. Bei Friedrich mochte das derselbe Fall seyn.

B. Friedrich fand die Literatur seiner Länder auf einem Fuß daß sie sich selbst forthelfen konnte. Sie war sogar gegen die Barbarei seines Vorgängers bestanden; mithin, sobald er nur die Freiheit zu denken nachließ, und selbst einen großen, edlen Geschmack zeigte, so eiferte man nach, ja man flog voran.

A. Auch Joseph verstattete die Freiheit zu denken.

B. Vortrefflich; und noch edler daß er sie nie zurückrief, wenn die Freiheit gleich Frechheit ward, und ihn selbst antastete. Möge dieser große Geist sich auf seine Nachkommen fortbreiten! Damit aber erfüllte Joseph die Hoffnungen lange nicht, die man fast unglaublich von ihm hatte —

A. Ueberspannte Hoffnungen!

B. Nicht überspannte, weil alles für ihn bereit stand und nur auf seinen Wink wartete. Welch ein Zeitalter hätte Joseph erwecken können für sich und für andere! Bei dem unendlich vielen was er sah, übersah er dieses.

A. Der deutschen Sprache und Schaubühne indeß hat er doch genutzet.

B. Ich glaube es. Und wie viel andern hätte er mit der leichtesten Mühe nutzen können, wenn ihm von Kindheit auf der Geschmack daran beigebracht wäre! Unglücklich ist ein künftiger Regent, dem in seiner Jugend der Quell verschlossen oder trübe gemacht wird, der ihm in seiner künftigen, ewig zerstreuenden und ermüdenden Laufbahn doch allein die schönste Erquickung geben kann und muß. Nur durch die Wissenschaften gewinnt ein Regent das

Maß seiner selbst, eine Sammlung seiner Gedanken, ein geistiges Organ, die Dinge anzusehen und zu genießen. Ohne Liebe zur Wissenschaft bleibt er ein sinnlicher Mensch, dem bei aller seiner Thätigkeit von außen in entscheidenden Fällen dennoch das innere Auge, das innerste Herz zu fehlen scheinet.

(Hier verbreitete sich unser Gespräch auf einzelne verdiente Männer in den österreichischen Staaten, auf die reiche Ernte, die in diesem weiten Felde für die künftige Zeit zu erwarten stehet; endlich beschieden wir uns auf den morgenden Tag zu dieser Stunde wieder auf diesen angenehmen Hügel. Und wir setzten das Gespräch fort:)

*

B. Mich dünkt, aus unserm gestrigen Gespräch erhellete daß Joseph dem alten Könige nicht in allem, nicht im Vornehmsten nachgeeifert habe; wissen Sie etwas anderes worin dieser ihm schädlich gewesen?

A. In dem Kriegs-, in dem Eroberungsgeist, den er ihm wider Willen einflößte.

B. Friedrich ihm? Soviel ich weiß, war seit dem siebenjährigen Kriege dem großen Könige die Lust zu kriegen ganz vergangen; er suchte und predigte Frieden. Zur Theilung Polens that nicht er den Vorschlag; und als er ihn annahm, begnügte er sich mit dem kleinsten Theil des Erwerbes. Seinetwegen hätte Joseph immer in Ruhe regieren und seine Staaten ordnen können; ja als er nach Bayern griff, setzte eben Friedrich sich seinem Ländererwerb bloß in der Absicht entgegen daß künftig ein so böser Zunder zu Kriegen, der Ländererwerb, in Deutschland nicht mehr statt haben sollte. Mich dünkt, dieser Habgeist durfte Joseph nicht eben anderswo herkommen; leider war er ja die ererbte Politik des Habsburgischen Hauses. Joseph dachte, wie bekannt ist, an die Länder die Oesterreich hatte aufopfern müssen, und vergaß wie es zu

manchen Ländern gekommen sey. Offenbar war auch, wenigstens im damaligen Moment, der Zeitgeist für dergleichen Erwerbe nicht gestimmt. Mit seinen Ansprüchen auf Bayern und die Schelde verlor der Kaiser das Zutrauen Europa's; mit Anmaßungen in Deutschland verlor er das Zutrauen des Reichs, vielleicht mehr als er's verdiente. Mit dem traurigen Türkenkriege endlich —

A. Denken Sie nicht an diesen Krieg. Feldherren, Freunde, Gesundheit, Ruhe und Leben opferte der zu freigebige Bundesgenosse einem Feldzuge auf, der ihm vielleicht hätte fremde seyn mögen —

B. Und fremde seyn müssen, da die innere Einrichtung seines Reichs, sein männlich großes Werk alle seine Kräfte forderte. Jetzt, indem er die Krim durchwanderte, wohin nie ein römischer Kaiser gekommen war, und nie einer zu einem solchen Zwecke hätte kommen mögen, fingen die Niederlande an zu glühen.

A. Und im unglücklichen Türkenkriege loderten fast alle Provinzen in helle Flammen auf. Verwünscht seyen überhaupt alle Eroberungskriege! Aus dem civilisirten Europa wenigstens sollten sie durch einen allgemeinen Fürstenbund alle verbannt seyn. König Friedrich mit seinem eroberten Schlesien, das er durch seinen siebenjährigen Krieg schwer genug vertheidiget hat, möge die Reihe der Eroberer als beinahe unübertrefflich schließen!

B. So werden auch in Friedenszeiten die deßhalb gemachten drückenden Anstalten aufhören. Glauben Sie, meine Freunde, reine Bemühungen zum Besten der Menschheit können in einem Staat schwerlich gedeihen, solange der Eroberungsgeist die Fahne schwingt, und die erste Staatslivrei träget. Wir sind sodann und bleiben was wir bereits zu Tacitus Zeit waren, „auch im Frieden zum Kriege gewaffnete Barbaren.“

A. Das Lob des Kriegshelden gebe ich gern auf, und beklage vielmehr daß Joseph diesen Dienst auch persönlich sich so sauer werden ließ als selten ein gemeiner Soldat thun würde.

B. Friedrich war nie Soldat; er war Feldherr.

A. So wollen wir denn lieber von Josephs Feldzügen gegen den Aberglauben, gegen die Intoleranz und Pfäfferei reden. Hier ist doch sein Verdienst unstreitig.

B. Unstreitig; ich hoffe auch unsterblich.

A. Es ward ihm auch sauer genug. Die Hyder gewann immer neue Köpfe. Und doch war im meisten seine Absicht eben so unverkennbar als gerecht, nützlich, unentbehrlich. Was war z. B. rechtmäßiger als daß er die Geistlichkeit seines Landes fremder Gerichtsbarkeit, die Sünden seines Landes fremder Dispensation entnahm?

B. Oder billiger als die Freiheit die er der Büchercensur gab?

A. Oder pflichtmäßiger als daß er die Klöster verminderte und den Unterricht des Volks vermehrte?

B. Oder rühmlicher als daß er alle Religionsparteien vor Bedrückungen schützte? Aber, mein Freund, wer hätte ihm bei diesem allen die Hände binden können?

A. Sie kennen die Hyder nicht!

B. Wenn der Kaiser es unverrückt gewollt, wenn er bei jedem Schritt den er thun wollte die Folgen überdacht, die Auskunft gegen sie zum voraus bestimmt, soviel möglich alle Aergernisse vermieden, sodann aber auch ruhig den Bann oder das Interdict erwartet hätte.

A. Dazu wäre es wohl nie gekommen; die innern Verdrießlichkeiten und Unordnungen aber waren desto größer.

B. Lassen Sie es uns gestehen, an denen der Kaiser zum Theil selbst Schuld war. Durch Nachgeben, durch Aergernisse, durch unvorhergesehene Folgen u. s. Ueberhaupt scheinet es daß er bei der Religionsveränderung auf keinen festen Grund gebauet habe; alles blieb schwankend, und die harte Behandlung der Deisten in Böhmen —

A. Diese war eine Uebereilung!

B. Nein! es war eine Folge des Unwillens daß sich diese Leute von ihm selbst nicht bekehren lassen wollten. Ein anderer Regent hätte sich gefreuet ein Völkchen solcher Art zu finden; und wenn er's mit seinem Schutze beehrt hätte, würde er hier und da vielleicht nicht unverwerfliche Funken erweckt haben. Jetzt ward der Name den jeder hochschätzen muß, er sey Christ, Jude, Türk, Heide, der Name Deist vom toleranten Joseph gemißhandelt; das thut mir weh, für ihn selbst und zum Besten der Menschheit.

(Hier verbreitete sich das Gespräch abermals auf mehrere Anstalten des Kaisers, auf die Beschaffenheit und die Vertheidiger seines Kirchenrechts u. s; am folgenden Tage endlich kamen wir zu den Hauptmerkwürdigkeiten seiner Regierung.)

A. Daß Joseph sich des unterdrückten Landmanns annahm, wird also wohl sein größester Ruhm bleiben.

B. Sein größester und wahrlich ein humaner Ruhm. Golden sind die Grundsätze die er in mehreren Befehlen äußert: „Ist es nicht Unsinn zu glauben," sagt er, „daß die Obrigkeiten das Land besessen, bevor noch Unterthanen waren, und daß sie das ihrige unter gewissen Bedingungen an die letztern abgtreten haben? Müßten sie nicht auf der Stelle vor Hunger davonlaufen, wenn niemand den Grund bearbeitete? Eben so absurd wäre es, wenn sich ein Landesfürst einbildete das Land gehöre ihm und nicht er dem Lande zu; Millionen Menschen seyen für ihn, und nicht er für sie gemacht, um ihnen zu dienen."

A. Aehnliche Stellen sind in allen seinen Befehlen. Er kannte den Quell des Verderbens, und nahm sich seiner bis auf den Grund an. Jede Saite des menschlichen Elends hat er berühret.

B. Daß Joseph dieß that, bleibt sein ewiger Ruhm, wenn er gleich nicht allenthalben durchdrang. Seine Verordnungen gegen die Leibeigenschaft, über Majorate, Steuern u. s. enthalten so viel

merkwürdiges, daß eine spätere Zeit gewiß besser und sicherer verfolgen wird was er hier und da übereilt angab. Vielleicht trauete er gelesenen Theorien zu sehr, that große Schritte, und lebte nicht lange genug seine Schritte zu behaupten.

A. Welchen Widerstand hat er auch hierin erfahren!

B. Einen größeren als ihm selbst die Pfaffen in ihrem Kreise entgegensetzen konnten. Der Widerstand wird immer kommen, sobald ein Regent sich des Landmannes annimmt, zumal in denen von slavischen Nationen bewohnten Ländern. Hier gilt's aber was Kaiser Sigmund sagte: „wer über ein Ding nicht springen kann, muß drunter wegkriechen."

A. Das dünkte Joseph nicht der königliche Weg.

B. Darum ist er auch dem Sprunge erlegen. Alles, mein Freund, läßt sich in der Welt nicht auf einmal, nicht mit Gewalt ausführen, dazu ohne Gehülfen, ohne Werkzeuge, woran es dem Kaiser so sehr fehlte.

A. Das wundert mich indeß daß er auch das Volk nicht mehr gewann, gegen welches er doch so populär war. Er suchte das Beste desselben so entschieden! —

B. Stieß aber dabei auch das Volk in manchem so vor die Stirn, beleidigte unschuldige, ja angenehme Vorurtheile desselben so sehr daß der arme Haufe von Pfaffen und anderen sich gegen seinen eignen Wohlthäter selbst ins Netz jagen ließ.

A. Welche unschuldige Vorurtheile des Volks hat er beleidigt?

B. Aus vielen führe ich nur wenige an: zuerst das Vorurtheil der Sprache. Hat wohl ein Volk, zumal ein uncultivirtes Volk, etwas lieberes als die Sprache seiner Väter? In ihr wohnet sein ganzer Gedankenreichthum an Tradition, Geschichte, Religion und Grundsätzen des Lebens, alle sein Herz und Seele. Einem solchen Volk seine Sprache nehmen oder herabwürdigen, heißt ihm sein

einziges, unsterbliches Eigenthum nehmen, das von Eltern auf Kinder fortgeht.

A. Und doch kannte Joseph mehrere dieser Völker persönlich und sehr genau.

B. Um so mehr ist's zu verwundern daß er den Eingriff nicht wahrnahm den er sich damit in ihre beliebtesten Rechte erlaubte. „Wer mir meine Sprache verdrängt (glaubt der Idiot nicht ungründlich), will mir auch meine Vernunft und Lebensweise, die Ehre und Rechte meines Volks rauben.“ Wahrlich, wie Gott alle Sprachen der Welt duldet, so sollte auch ein Regent die verschiedenen Sprachen seiner Völker nicht nur dulden, sondern auch ehren.

A. Er wollte aber eine schnellere Betreibung der Geschäfte, eine schnellere Cultur bewirken.

B. Die beste Cultur eines Volks ist nicht schnell; sie läßt sich durch eine fremde Sprache nicht erzwingen; am schönsten, und ich möchte sagen, einzig gedeihet sie auf dem eignen Boden der Nation, in ihrer ererbten und sich forterbenden Mundart. Mit der Sprache erbeutet man das Herz des Volks, und ist's nicht ein großer Gedanke, unter so vielen Völkern, Ungarn, Slaven, Wlachen u. s. Keime des Wohlseyns auf die fernste Zukunft hin ganz in ihrer Denkart, auf die ihnen eigenste und beliebteste Weise zu pflanzen?

A. Was brauchte Joseph dazu für Hände! Ihm schien es ein größerer Gedanke, alle seine Staaten und Provinzen, wo möglich zu Einem Codex der Gesetze, zu Einem Erziehungssystem, zu Einer Monarchie zu verschmelzen.

B. Ein Lieblingsgedanke unseres Jahrhunderts! Ist er aber ausführbar? ist er billig und nützlich? Brabanter und Böhmen, Siebenbürger und Lombarden, stehen sie auf Einer Stufe der Cultur? gehören sie also in Ein Institut der Erziehung? in Einen Codex der Gesetze und Strafen? Gott selbst hat sich eine solche Zusammen-

schmelzung nicht erlaubt; daher er jedes Volk nach seiner Weise unterrichtet.

A. Leider war der ganze Normalzuschnitt der Collegien und Schulen ein exjesuitischer, armer Begriff! —

B. Der indessen ganze Völker aufbrachte. Ueber Armseligkeiten solcher Art empörte sich die Universität Löwen; die Niederlande machten dem erregten Feuer gerne Platz; so griff es weiter! —

A. Und doch meinte es auch hierin Joseph gut mit den Völkern. Was er ihnen gab, war freilich nicht das Beste, aber doch ein Besseres als sie besaßen. Er war selbst nicht besser erzogen worden.

B. Und seine Gesetzbücher?

A. Mit denen ging er freilich etwas schnell zu Werk.

B. In einer nothdringenden Sache mußte die Bahn gebrochen werden. Was ich dabei am meisten bedaure, ist daß Joseph durch manche Gesetze seinen eignen Absichten völlig entgegen zu arbeiten schien.

A. Zum Beispiel?

B. Z. B. in seinem Criminalcodex die Häufung der Verbrechen gegen den Staat.

A. Dagegen er ja aber die Verbrechen der beleidigten Majestät aufhob.

B. Geringe Aufopferung gegen ein viel größeres Unheil, dem Platz gemacht wurde. Zum Verbrechen gegen den Staat kann alles, auch das kleinste Vergehen gegen die Polizei gemacht werden. Denn was wäre nicht gegen den Staat, sobald man statt der sichtbaren, doch nur leibhaften Majestät, dieß willkürliche, unbestimmte Phantom auf den Thron erhöbe?

A. Freilich, auch die mitleidswerthesten Krankheiten der Natur können sodann zu Rebellen gegen den Staat gemacht werden, z. B. der unglückliche Selbstmord. Der ärmste der Menschen hat sich dem Staat entzogen; mithin müssen alle körperlichen Beschimpfungen,

die niedrigsten Schläge sein Loos seyn. Was die gütige Natur selbst nicht verhindern konnte, will der Monarch im Namen des Staats durch knechtische Beschimpfungen nicht verhindern, sondern rächen und strafen.

B. Schweigen Sie, Freund. Die Vernachläßigung, ja ich möchte sagen, die Vernichtung des Gefühls für Ehre und Schande hat mich in Josephs Gesetzgebung ganz irre gemacht. Vernichte das Gefühl der Ehre, den Namen der Familie und Verwandten, die den Todten gebührende Achtung u. s.; womit willst du es ersetzen? Die Natur selbst sträubt sich gegen solche Einrichtungen, die Joseph daher bald selbst einschränken, einstellen mußte, oder auch bald unglücklicherweise nicht einstellte. In wenigen Jahren hätte er auf Straßen und Gassen zwischen lauter Verbrechern gegen den Staat wandeln müssen: ein fürs Volk, für den Regenten, und für alles was Mensch oder Halbmensch ist, abscheulicher Anblick!

A. Ich weiß selbst nicht wie Joseph bei seinem übrigens guten Herzen zu diesem Mangel an Mitempfindung und Delicatesse kam?

B. Ein Wort würde Ihnen dieß erklären. Können Sie es läugnen daß bei Joseph der Schein der Selbstherrschaft das meiste, ja alles verderbte?

A. Kaum wage ich's zu läugnen. Er wollte das Beste, aber er wollte es als Despot. Selbst in dem schönen, ich möchte sagen väterlichen Aufsatze, den er an die Chefs seiner Collegien schrieb, von dem wir gesprochen haben, sind davon Spuren.

B. Und die willkürliche Verkürzung zugesicherter Gehalte? Könnte manche derselben auch die äußerste Noth entschuldigen?

A. Kaum.

B. Und die Benutzung der Waisengelder für den Staat? Und die Art der Klosteraufhebung und der Veräußerung geistlicher Güter? Und die Verwaltung der Religionscassen? Und die Conduiten-

listen? Und die Verfügungen auf dieselben? Warum ließ er sich in Ungarn nicht krönen? Warum entzog er den Ungarn ihre Krone? Ich könnte noch lange so fragen.

A. Und doch war er in seinem mühseligen Leben nichts weniger als ein Sardanapal. Er diente dem Staat als Tagelöhner, als unablässiger Werkmann.

B. Wie gefährlich ist's, auf der oder jener Stelle, aus der oder jener Fürstengattung zum Thron, zu Thronen geboren zu seyn! Eine unglückliche Fee bringt an der Wiege des Prinzen einen unauslöschlichen Querstrich in die Seele des Kindes, und gibt ihm die schreckliche Verwünschung mit, daß nach Verhältniß der besten Bemühungen des unglücklichen Halbgotts der Querstrich für ihn selbst und andere unzerstörlich wachse.

A. Unglücklich!

B. Wem unterlag also Joseph? Nicht der Schwachheit der menschlichen Natur, sondern der geglaubten und von Kindheit auf genährten Allgewalt des Selbstbeherrschers. Nicht das Schicksal, die Natur der Dinge, der Wille seiner Unterthanen hat ihn gebeuget.

(Natürlicherweise ging das Gespräch hier auf eine Menge einzelner Umstände seines Lebens und Todes über, die mein Freund wußte; es erhob sich endlich wieder.)

A. Seine Fehler hat Joseph schwer gebüßet —

B. Und in sein Grab genommen; das Gute, das er gewollt und anfangsweise bewirkt hat, wird, obwohl einestheils in zerfallenden Resten, bleiben, und dereinst glücklicher an den Tag treten; denn es ist dem größten Theile nach ein reines Gute zum Ertrage der Menschheit. Er hat es seinen Nachfolgern schwer gemacht —

A. Ich dächte, leicht gemacht; sie dürfen nur seiner Bahn folgen.

B. Vorderhand schwer gemacht. Er hat an allen Säulen ge-

rüttelt und den Staat beweget. Wer künftighin eine Säule nur angreift, wird die Aufmerksamkeit aller auf sich ziehen, und man wird ihn durch Liebkosungen und Schreckbilder von dem Werk abzuziehen suchen, das Joseph begann und unmöglich endigen konnte. Er hat die Bedürfnisse seiner Staaten tiefer gekannt als vielleicht kein Regent unserer Zeiten.

A. Und emsiger besorgt als vielleicht kein Regent unserer Zeiten.

B. Oft ist der Wille größer als die That; das Unternehmen edler als die Ausführung. Ich weiß nicht ob viele nach seinem Tode viel zu seinem Lobe schreiben werden; aber was man dazu aus Ansicht der Dinge schreibt, wird die billigere Nachwelt gut heißen, seinen Schatten ehren, und nicht mehr mit Bedauren, sondern mit frohem Erstaunen einst sagen: „auch Er schon sah dieß und wollte!"

A. Kennen Sie seinen Brief, den er im Jahr 1784 an die Stadt Ofen schrieb als sie ihm eine Ehrensäule setzen wollte? Hier ist er:

„Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beste werden beigebracht seyn; wenn jedermann in einem gleichen Maße das Seinige mit Freude zu den Bedürfnissen des Staats, zu dessen Sicherheit und Aufnahme beitragen wird; wenn Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Geistlichkeit, und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen; wenn eine bündigere Justiz, Reichthum durch vermehrte Population und verbesserten Ackerbau; wenn Erkenntniß des wahren Interesse des Herrn gegen seine Unterthanen, und dieser gegen ihren Herrn; wenn Industrie, Manufacturen und deren Vertrieb die Circulation aller Producte in der ganzen Monarchie unter sich werden eingeführt seyn, wie ich es sicher hoffe: alsdann verdiente ich eine Ehrensäule, nicht aber jetzt."

B. Wenn dieß alles geschehen ist, bedarf der große Wollende

keiner Ehrensäule mehr; sein Unternehmen, sein schwerer Anfang ist ihm allein schon ein Koloß für die Nachwelt.

*

So endete unser Gespräch; und die Glocken verhallten. Wünschen Sie nicht auch mit mir ein Leben Josephs zur Lehre für die Nachwelt?

11.

Wie kommt es, mein Freund, daß unsere Poesie, verglichen mit der Poesie älterer Zeiten, an öffentlichen Sachen so wenig theilnimmt? Die Poesie der Hebräer in den heiligen Büchern ist ganz patriotisch; die Poesie der Griechen nach ihren Hauptarten nahm in den besten Zeiten sehr vielen, die Poesie der Römer einen bei weitem schon geringeren Antheil an öffentlichen Begebenheiten und Geschäften. Seitdem endlich die Barden und Leiermänner ziehender Heere Trompetern und Paukern ihre Stellen überließen, seitdem —

Doch sofern beantworte ich mir die Frage selbst, auf die ohnedem andere bereits geantwortet haben. Wie kommt's aber daß auch seitdem die Dichterei gedruckte Kunst ist, ihr Antheil an der gemeinen Sache zu verschiedenen Zeiten so ungleich gewesen, und jetzt sogar gering zu seyn scheinet? Mehrere tapfere Gedichte auch aus unserem Vaterlande von Luther, Opitz, Logau, und nach einem großen Sprunge der Zeiten von Kleist, Gleim, Uz, Klopstock, Stolberg, Bürger u. a. sind uns in Herz und Seele geschrieben; ist diese Muse anjetzt entschlafen? Oder hat sie, wie Baal, etwas anderes zu schaffen daß sie, vom Geiste der Zeit nicht erweckt, das Geräusch um sich her nicht höret?

Mich dünkt, so ist es; sie hat etwas anderes zu schaffen, schlagen Sie darüber die neuern Dichter nach. Und doch erwarten wir, wenn wir von einem neuen Dichter hören, zuerst und vor allem

ein Wort des Herzens zum Herzen, einen Laut der allgemeinen Stimme, des Wunsches und Strebens der Nationen, den Hauch und Nachklang des mächtigen Zeitgeistes.

Der göttliche Mund der Muse ist in aller Welt gepriesen. Sie darf Dinge sagen die die Prose nicht zu sagen wagt, und flößet sie unvermerkt in Herz und Seele. Gab sie der Fabel einst jenen lieblichen Ton, jene Süßigkeit, nach welcher wir auch nach Jahrtausenden noch, wie nach einer Erquickung lechzen, wie? und sie sollte der auf uns dringenden Wahrheit wenigstens einen gefälligen Anzug, eine einladende Gestalt nicht zu geben vermögen?

Oft beunruhigen mich in meiner Einsamkeit die Schatten jener alten mächtigen Dichter und Weisen. Jesaias, Pindar, Alcäus, Aeschylus stehen als gewaffnete Männer vor mir und fragen: „was würden wir in euren Zeiten gedacht, gesagt, gethan haben?" Luthers edler Schatten schließet sich an sie an, und wenn die Erscheinung vorüber ist, finde ich um mich Oede.

Gewiß, meine Freunde, wir wollen auf alles merken was uns der göttliche Bote, die Zeit, darbeut. Keiner ihrer edlen Laute soll uns entschlüpfen.

Glauben Sie nicht daß ich damit die armselige Zunft jener Tyrannenbändiger und Regentenwürger zurückwünsche, die vor einigen Jahren ihre Wuth ausließ? Es war Geschrei, darum ist's verhallet, ein Nachklang ohne Kraft und Wesen. Die wahre Muse ist sittsam; lene consilium et dat et dato gaudet alma, diesen sanften Rathschluß empfing sie vom Himmel und haucht ihn dem Geiste der Zeit ein —

Finire querentem labores
Aonio recreat antro.

Hold und schön klingen mir hierüber die Töne der Alten, und ich wünschte daß wie einst dem Horaz, so auch mir die Muse des

Simonides, Alcäus, Stesichorus noch ertönte.[1] Aber sie liegt im Staube, und wir müssen uns nur an dem was der Vergessenheit entrann, den Geist erheben und das Herz stärken. Mit unbeschreiblicher Freude habe ich in diesen Tagen jenes feine Echo der Griechen, den Horaz gelesen und wiedergelesen. Er lebte in einer kritischern Zeit als wir leben, war mit Glück und Person an August und Mäcen gefesselt; und wie edel, wie stolz und unterrichtend ist seine Muse! Sie bricht die Blüthe der Zeit und schwebt auf den Fittigen ihres reinsten Lufthauches.

12.

Mich dünkt, Ihre Fragen über den geringen Antheil den die heutige Dichtkunst an den Händeln der Zeit nimmt, haben Sie sich selbst beantworten können, denn der Stoff dazu liegt völlig in Ihrem Briefe.

Schaffen Sie uns den Zustand der Griechen wieder, und Alcäus, Pindar, Aeschylus sind mit ihnen auch da. In vielerlei Rücksicht aber würden wir diese Zeiten nicht wünschen; und uns dagegen an unserer dichterischen Untheilnehmung begnügen. So wäre es auch in Ansehung der Zeiten Horaz oder gar der Kreuzzieher und Harfner. Opitz und Logau fühlten die Drangsale des dreißigjährigen Krieges; wider ihren Willen mußten sie an dem Elende das er verbreitete theilnehmen; der Wiederschein seiner Flammen glänzt in ihren Gedichten. Kleist, Uz und Gleim trafen auf die Zeiten der preußisch-österreichischen Kriege; alle drei fanden darin unver-

[1] Anspielung auf Horaz Ode 9, B. 4.

Non si priores Maeonius tenet
Sedes Homerus, Pindaricae latent,
Coaeque et Alcaei minaces,
Stesichorique graves camœnae.

welkliche Lorbeeren, der erste aber auch bei vieler Noth, die er als Krieger mit bedrücktem Herzen sah, seinen blutigen Tod. Was diese Dichter uns aus theurer Erfahrung sangen, warum müßte es uns, durch neue Erfahrung theuer erkauft, wieder ersungen werden? Tönt uns Kleists Stimme nicht noch? [1]

Ihr, denen zwanglose Völker der Herrschaft Steuer vertrauten,
Führt ihr durch Flammen und Blut sie zur Glückseligkeit Hafen?
Was wünscht ihr, Väter der Menschen, noch mehrere Kinder? Ist's wenig
Viel Millionen beglücken? Erfordert's wenige Mühe?
O mehret derjenigen Heil die eure Fittige suchen.
Deckt sie, gleich brütenden Adlern. Verwandelt die Schwerter in Sicheln,
Erhebt die Weisheit im Kittel und trocknet die Zähren der Tugend.

Die rührende Stimme seines Grab- und Geburtsliedes, seine Sehnsucht nach Ruhe, sein Abschied hinter Cissides und Paches tönt noch jedem Leser ins Herz, nachdem der Dichter die Gesinnungen seiner Seele mit Leben und Blut versiegelt. So ist's mit den patriotischen Oden Uz, Klopstocks; und der preußische Kriegssänger ist eben sowohl Volks-, Friedens-, Staatssänger geworden, hat bis auf die neuesten Zeiten fast an jeder großen Angelegenheit Antheil genommen die seinem Gesichtskreise irgend nur nahe lag. [2] —

Aber, mein Freund, nach unsrer Lage der Dinge halte ich das zu nahe, zu starke Theilnehmen der Dichter an politischen Angelegen-

[1] Die folgenden Verse sind aus Kleists erster eigener Ausgabe des Frühlings genommen; wer will, vergleiche sie mit der jetzt gangbaren Ausgabe.

[2] Seitdem sind Gleims Zeitgedichte in einer Sammlung erschienen (1792), die keinem der am Geiste der Zeit Antheil nimmt uninteressant seyn kann.

heiten beinahe für schädlich. Zubald nimmt der Dichter einseitige Partei, und thut der besten Sache (geschweige einer schwachen, wankenden) mit dem besten Willen Schaden. Dadurch schwächt er die gute Wirkung seiner Gedichte selbst; denn in kurzem ist die Situation der Zeit vorüber; man siehet die Dinge anders an; man behandelt ihn als einen abgekommenen Barden. Also bleibe die Poesie in ihrem reinen Aether, der Sphäre der Menschheit:

Coetusque vulgares et udam
Spernat humum fugiente penna.

In diesem höheren, freieren Raume begegnen sich alle politischen Meinungen als Freundinnen und Schwestern, denn im Elysium wohnt keine Feindschaft.

Sehr gut also daß unsre Musenalmanache äußerst wenige politische Oden mit sich führen. Bald würden zween gegeneinander im Streit liegen; und überhaupt ist's doch nur Spiel wenn Genien mit Waffen der großen Götter spielen.

Das aber glauben Sie daß die Poesie als eine Stimme der Zeit unwandelbar dem Geiste der Zeit folge; ja oft ist sie eine helle Weissagung zukünftiger Zeiten. Lesen Sie in Stolbergs Jamben, 1784 gedruckt (S. 66), den Rath und mehrere Gedichte; lesen Sie mehrere, frühere und spätere Oden Klopstocks, und läugnen noch daß auch auf deutschen Höhen oder in ihren Thälern ein prophetischer Geist der Zeiten wehe. Schade nur daß er nicht vernommen wird, denn um aller deutschen Redlichkeit willen, welcher Mann von Geschäften läse ein Gedicht um in ihm die Stimme der Zeit zu hören! —

Wir, meine Freunde, wollen den Garten der Grazien und Musen in der Stille bauen. Verständiger Homer, edler Pindar, und ihr sanften Weisen, Pythagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles, Epicur, Zeno, Marc-Antonin, Erasmus, Sarpi, Grotius, Fenelon, St. Pierre, Penn, Franklin sollt die

heiligen Mitbewohner unsrer friedlichen Gärten werden. Das aufschießende Korn bedarf mancherlei Witterung; die Saat in der Erde will Ruhe und milden erquickenden Regen.

13.

Milden erquickenden Regen wünschet die keimende Saat der Humanität in Europa, keine Stürme. Die Musen wohnen friedlich auf ihren heiligen Bergen, und wenn sie ins Schlachtfeld, wenn sie in die Rathskammern der Großen treten, entbieten sie Frieden. Eine edle würdige That zu loben, ist ihnen ein süßeres Geschäft als alle Flüche Alcäus oder Archilochus auf taube Unmenschen herabzudonnern.

Wenn es z. B. in unsern Zeiten einen Regenten gäbe, der an seinem Theil dem barbarischen Menschenerkauf im andern Welttheil entsagte, und damit andern Staaten zu ihrem Erröthen ein Beispiel gab; wenn er nach Jahrhunderten der erste wäre, der die Sklaverei willkürlicher Frohnen und andre erdrückende Lasten seinem Volk entnahm, und ein andres seiner Völker von eben so drückenden Einschränkungen im Handel befreiete; wenn dieser Regent ein hoffnungsvoller königlicher Jüngling, und Einrichtungen dieser Art nur das Vorspiel seiner Regierung wären, Heil dem Dichter, der solche Thaten ohne alle Schmeichelei würdig und schön darstellte! Heil jedem Leser und Hörer, der diesem Sänger einer reinen Humanität mit reinem Herzen zujauchzte! Dänemark ist das friedliche, glückliche Land, dem dieser Stern aufgehet: sein Kronprinz ist der königliche Jüngling der seine Laufbahn also beginnet, und F. L. Stolberg der Dichter der ihm hierüber würdig danket.

An den Kronprinzen von Dänemark.

Noch nie erscholl ein Name der Mächtigen
Zu meiner Leier, Jüngling; ich weihte sie
Den Freunden nur und Gott, und süßem
Häuslichem Glück, und der Liebe Thränen,

Und dir, Natur, im Hain und am Meergestad',
Und dir, o Freiheit! Freiheit, du Hochgefühl
Der reinen Seelen! Deinen Becher
Kränzt' ich mit Blumen des kühnen Liedes.

Und werd' ihn kränzen, weil eine Nerve mir
Noch zucket! werd' ihn kosten mit zitternder
Und blauer Lippe, wenn des Todes
Hand mir ihn reichet in hehrer Stunde.

Nun wind' ich junge Blumen im Kranze dir,
O Jüngling, weil du früh es nicht achtetest
Zu herrschen über Sklaven, weil du
Forschetest, hörtest, beschlossest, thatest!

Das Joch des Landmanns drückte Jahrhunderte;
Du brachst es! Hör es, heiliger Schatte du,
Von meinem Vater, der das Beispiel
Diesseit der Eider und dann am Sund gab. [1]

Du brachst es, Jüngling! wandtest erröthend dich
Vom Dank des Landes, sahst auf dem Ocean
Der Handlung Bande, die des Neides
Hand und der Habsucht im Finstern knüpfte:

[1] Des Dichters Vater war der erste in Holstein der den Bauern seines Guts Freiheit und Eigenthum gab. Die Königin Sophia Magdalena aus dem Hause Brandenburg, Großmutter des jetzigen Königes von Dänemark, gab den Bauern des Amts Hirschholm auf seinen Rath, und nach der Einrichtung die er trotz aller in den Weg gelegten Schwierigkeiten mit Muth durchsetzte, Freiheit und Eigenthum.

Zerrissest leicht wie Spinnengewebe sie,
Daß nicht die stolze Fichte des Normanns mehr
Dem Bruderhafen huldigt, eh sie
Schwellende Segel dem Ostwind öffne. [2]

Nicht gleiche Gaben spendet des Vaters Hand
Den Völkern. Eisen starret im Schachte dort,
Hier wanken Aehren, unsres Tisches
Freude gedeihet auf fernen Bergen.

Zum freien Tausche ladet der Vater ein;
Doch schmiedet, hart und klügelnd, der blinde Mensch
Dem Tausche Zwang; der biedre Normann
Kaufte sein Brod auf verengtem Markte.

Nun reifen fremde Saaten für ihn, wenn früh
Erwacht der Winter auf dem Gebirge sich
Ausstrecket, und von starrer Schulter
Glänzende Flocken in Thäler schüttelt.

Ich sah dich handeln, Jüngling, und freute mich,
Doch nur mit halber Freude. Lud Danien
Nicht häufend noch auf seine Schulter
Fluch des zertretnen, zerriss'nen Volkes,

Uneingedenk der heiligen Lehren, und
Für jene Ader fühllos, die Gottes Hand
Im Herzen spannte, daß sie klopfend
Unrecht und Recht und Erbarmen lehre?

[2] Den Norwegern ist die Ueberfahrt nach Westindien leichter als den Dänen, deren Schiffe der Kattegat oft aufhält. Jene dieses Vortheils zu berauben, verpflichtete man die Schiffer vor der Fahrt nach Westindien erst in Kopenhagen einzulaufen. Man nannte das sich präsentiren.

Von Menschen kaufte Menschen der Mensch, und ward
Ein Teufel! — Wer vermag den getrübten Blick
Zu heften auf des armen Mohren
Elend und Schmach und gezuckte Geißel?

Aufs schwangre Weib, das jammernd die Hände ringt
Am krummen Ufer; — thränenlos starret sie
Dem fernen Segel nach; noch schallt ihr
Dumpf in den Ohren das Hohngelächter

Des Treibers, noch der klirrenden Kette Klang,
Und ihres Mannes Klage, das Angstgeschrei
Der jüngsten Tochter, die der Wüthrich
Ihr aus umschlingenden Armen losriß. —

Du setzest Ziel dem Gräuel, ein nahes Ziel!
Erröthend staun' und ahme dem Beispiel nach
Der Britte, will er werth der Freiheit
Seyn, die auf Weisheit und Recht sich gründet.

Gott setze deinen Tagen ein fernes Ziel,
O Jüngling! keins dem Segen, der dein einst harret.
Sey deinen Tausenden noch lange
Bruder! Nur Einer ist aller Vater.

F. L. Gr. z. Stolberg.

Wenn mehrere solcher Gesänge über Anlässe solcher Art uns zukommen, meine Brüder, so wollen wir einander unsre Freude ja mittheilen; denn besangen Horaz und Pindar je ein edleres Thema edler?

14.

Mehrmals finde ich in Ihren Briefen den Geist der Zeit genannt; wollen wir uns einander nicht diesen Ausdruck aufklären?

Ist er ein Genius, ein Dämon? oder ein Poltergeist, ein Wiederkommender aus alten Gräbern? oder gar ein Lufthauch der Mode, ein Schall der Aeolsharfe? Man hält ihn für eins und das andre.

Woher kommt er? wohin will er? wo ist sein Regiment? wo seine Macht und Gewalt? Muß er herrschen? muß er dienen? kann man ihn lenken?

Hat man Schriften darüber? Wie lernt man ihn aus der Erfahrung kennen? Ist er der Genius der Humanität selbst? oder dessen Freund, Vorbote, Diener?

15.

Warum sollte ich Ihnen auf Ihren lakonischen Brief nicht eben so räthselhaft antworten als Sie gefragt haben?

„Was ist der Geist der Zeiten?" Allerdings ein mächtiger Genius, ein gewaltiger Dämon. Wenn Averroës glaubte daß das ganze Menschengeschlecht nur Eine Seele habe, an welcher jedes Individuum auf seine Weise bald thätig, bald leidend theilnehme, so würde ich diese Dichtung eher auf den Geist der Zeit anwenden. Wir stehen alle unter seinem Gebiet bald thätig, bald leidend.

„Ist er ein Schall der Aeolsharfe? ein Lufthauch der Mode?" Die flüchtige Mode ist seine unächte Schwester; er ist ihr nicht gewogen, lernt aber auch von ihr, und hat mit ihr zuweilen lehrreichen Umgang. Desto entschiedner hasset er seinen wahren Feind und Verleumder, den Geist des Aufruhrs, der Zwietracht, den unreinen, abgeschmackten Pöbelsinn und Wahnsinn. Wo dieser sich hören läßt, in welchen Gesellschaften und Kreisen er ihn auch nur vermuthet, fliehet er vor ihm und verachtet selbst die Lehre aus seinem Munde. Die Stimme des geläuterten Zeitgeistes ist verständig, überredend,

sanft, freundlich. Bald lässet sie sich wie ein Laut auf der Aeolsharfe hören; bald tönt sie in vollen Chören. Der geläuterte Geist der Zeiten (möchte ich mit jenem alten Buche sagen) ist „heilig, einig, mannichfalt, scharf und behende, rein und klar, ernst und frei, wohlthätig, leutselig, fest, gewiß, sicher. Er vermag alles, siehet alles, und gehet durch alle Geister, wie verständig, lauter und scharf sie sind."

„Woher kommt er?" Wie sein Name sagt, aus dem Schooß der Zeiten. Der menschlichen Natur einwohnend hatten ihn einst in unserm rauheren Klima die Pfäfferei und der wilde Kriegsgeist lange unterdrückt gehalten; sie schlossen ihn ein in Höhlen, Thürme, Schlösser und Klöster. Er entkam; die Reformation machte ihn frei; Künste und Wissenschaften, am meisten aber die Buchdruckerei gaben ihm Flügel. Seine ernste Mutter, die selbstdenkende Philosophie hat ihn, zumal an den Schriften der Alten, unterwiesen; sein ernster Vater, der mühsame Versuch, hat ihn erzogen, und durch die Vorbilder der würdigsten, größten Männer gereift und gestärket. Er ist kein Kind mehr, wiewohl er bei jeder neuen Begebenheit ein Kind scheinet; alle Erfahrungen voriger Zeiten sind in seine Seele gedrückt, sind auf seine Glieder verbreitet.

„Wohin will er?" Wohin er kommen kann. Er hat aus den vorigen Zeiten gesammelt, sammelt aus den jetzigen, und bringt in die folgenden Zeiten. Seine Macht ist groß, aber unsichtbar; der Verständige bemerkt und nutzt sie; dem Unweisen wird sie, meistens zu spät, nur in erfolgten Wirkungen glaubhaft.

„Muß der Geist herrschen oder dienen?" Er muß beides an Stelle und Ort. Der Weise gibt ihm nach, um zu rechter Zeit ihn zu lenken; wozu aber eine sehr behutsame, sichre Hand gehöret. Indessen wird er offenbar gelenkt; nicht von der Menge, sondern von wenigen, tiefer als andre blickenden, standhaften und glücklichen Geistern. Oft leben und wirken diese in der größesten Stille; aber

Einer ihrer Gedanken, den der Geist der Zeiten auffaßt, bringt ein ganzes Chaos der Dinge zur Wohlgestalt und Ordnung. Glücklich sind die denen die Vorsehung solch einen erhabnen Platz gab, in welchem Stande sie auch leben; selten wird dieser Platz durch Mühe erstrebt, selten durch lautes Geräusch angekündigt, meistens nur in Folgen bemerkt; oft müssen die großen Lenker auch viel wagen, viel leiden.

„Hat man Schriften über den Geist der Zeiten?" Das weiß ich nicht; am besten lernt man ihn aus Geschichten, die im Geist ihrer Zeiten geschrieben sind, und aus der Erfahrung kennen, wo eins das andre erläutert. Ohne nachdenkende Erfahrung versteht man die Bücher nicht; diese wiederum machen uns auf den lebendigen Geist der Zeiten aufmerksam. Das Rad rollet fort, ist immer dasselbe, und zeigt immer eine andre Seite.

„Geist der Zeiten, ist er der Genius der Humanität selbst, oder dessen Freund, Vorbote, Diener?" Ich wollte daß er das erste wäre, glaube es aber nicht; das letzte hoffe ich nicht nur, sondern bin dessen fast gewiß. Daß er ein Freund, ein Vorbote, ein Diener der Humanität werde, wollen auch wir an unserm unmerklich kleinen Theile befördern.

16.

Schwerlich wird unser Freund mit der räthselhaften Auflösung seines Räthsels befriediget seyn; also darf ich in einem offenern, wenn auch etwas schwereren Tone fortfahren.

Was Geist ist, läßt sich nicht beschreiben, nicht zeichnen, nicht malen; aber empfinden lässet es sich, es äußert sich durch Worte, Bewegungen, durch Anstreben, Kraft und Wirkung. In der sinnlichen Welt unterscheiden wir Geist vom Körper, und eignen jenem alles das zu was den Körper bis auf seine Elemente beseelet, was

Leben in sich hält und Leben erwecket, Kräfte an sich zieht und Kräfte fortpflanzet. In den ältesten Sprachen also ist Geist der Ausdruck unsichtbarer strebender Gewalt; dagegen Leib, Fleisch, Körper, Leichnam entweder die Bezeichnung todter Trägheit, oder einer organischen Wohnung, eines Werkzeuges, das der einwohnende Geist als ein mächtiger Künstler gebrauchet.

Die Zeit ist ein Gedankenbild nachfolgender, in einander verketteter Zustände; sie ist ein Maß der Dinge nach der Folge unsrer Gedanken; die Dinge selbst sind ihr gemessener Inhalt.

Geist der Zeiten hieße also die Summe der Gedanken, Gesinnungen, Anstrebungen, Triebe und lebendigen Kräfte, die in einem bestimmten Fortlauf der Dinge mit gegebnen Ursachen und Wirkungen sich äußern. Die Elemente der Begebenheiten sehen wir nie; wir bemerken bloß ihre Erscheinungen, und ordnen uns ihre Gestalten in einer wahrgenommenen Verbindung.

Wollen wir also vom Geist unserer Zeit reden, so müssen wir erst bestimmen was unsre Zeit sey, welchen Umfang wir ihr geben können und mögen. Auf unsrer runden Erde existiren auf einmal alle Zeiten, alle Stunden des Tages und Jahres, vielleicht auch alle Zustände des menschlichen Geschlechts; wenigstens können wir voraussetzen daß sie existirt haben und existiren werden. Alle Modificationen wechseln auf ihr, haben gewechselt und werden wechseln, nachdem der Strom der Begebenheiten langsamer oder schneller die Wellen treibet.

Wenn wir uns demnach auf Europa bezirken, so ist Europa auch nur ein Gedankenbild, das wir uns etwa nach der Lage seiner Länder, nach ihrer Aehnlichkeit, Gemeinschaft und Unterhandlung zusammenordnen. Denken wir uns das einst oder jetzt katholische, oder überhaupt das christliche Europa, so ist auch in ihm nach Ländern und Situationen der Geist der Zeit sehr verschieden. Er ändert sich sogar mit Classen der Einwohner, geschweige mit ihren Be-

dürfnissen, Neigungen und Einsichten. Ein einziger Umstand, eine vielleicht falsche oder übertriebene Nachricht, kurz ein Wind und Wahn stimmt oft die Denkart und Meinung eines ganzen Volkes.

Wenn also unser Freund vom Geist der Zeiten als einem verständigen, scharfen, klaren Wesen sprach, so kann er damit nur die Grundsätze und Meinungen der scharfsichtigsten, verständigsten Männer gemeint haben. Sie machten sich vom Wahne des Pöbels los, und lassen sich nicht nach jedem Winke lenken. So wenig ihrer hie und da seyn mögen, um so fester sind sie in sich selbst, um so standhafter hangen sie mit andern zusammen, und bilden allerdings eine Kette im Fortgange der Zeiten. Das Lesen der Alten und Neuern, Gespräche und eine gemeinschaftliche Bemerkung dessen was vorgegangen ist und täglich vorgeht, binden sie fest und fester an einander; sie machen wirklich eine unsichtbare Kirche, auch wo sie nie von einander gehört haben. Diesen Gemeingeist des aufgeklärten oder sich aufklärenden Europa's auszurotten ist unmöglich; wozu wäre aber auch die unnütze Mühe? Je aufgeklärter er ist, gewiß desto weniger ist er schädlich. Wo er irrt, kann er nur durch Wahrheit, nicht durch Zwang gebessert werden, denn Geist kann allein mit Geist kämpfen.

Erlauben Sie mir zu Ende meines Briefes auch ein Räthsel. Irre ich nicht, so sind drei Hauptbegebenheiten oder Epochen Europa's, an denen dieser europäische Weltgeist haftet. Eine ist längst vorüber; sie dauerte fünf- bis achthundert Jahre und kommt hoffentlich nie wieder. Die zweite ist geschehen und geht in ihren Wirkungen fort; ihr Werth ist anerkannt und muß, der Natur der Sache nach, immer mehr anerkannt werden. Ueber der dritten brütet der Weltgeist, und wir wollen ihm wünschen daß er in sanfter Stille ein glückliches Ei ausbrüten möge. Es ist aber ein gewaltig großes Straußenei; der glühende Sand und die allmächtige Sonne mögen es ihm ausbrüten helfen!

17.

Lassen Sie uns zusehen ob ich Ihr Räthsel inne habe. Die erste Begebenheit, an welcher der europäische Zeitgeist haftet, ist die Bepflanzung unsres Welttheils nach den römischen Zeiten, die politische und religiöse Organisation der Völker die jetzt Europa bewohnen. Sie ist der Einschlag zum Gewebe; die meisten zweifelhaften Fragen der folgenden Zeiten bezogen sich auf die Einrichtung die damals gemacht ward. Einen Theil dieser Fragen hat die zweite große Begebenheit, die Wiederauflebung der Wissenschaften und die Reformation aufgelöset; vom eilften bis zum sechzehnten Jahrhunderte hat die Zeit über vieles entweder schon entschieden und entscheidet noch, oder sie sammelt Kräfte und Athem, um künftig entscheiden zu können. Wahrscheinlich ist das die dritte Begebenheit, von der Sie reden.

Merken Sie sich aber, mein Freund, eins. Bei der Reformation war größtentheils von bloß geistigen Gütern, von Freiheit des Gewissens und Denkens, von Glaubensartikeln und Religion die Rede, denn an den Gebrauch der Kirchengüter wollen wir nicht, können auch nicht allemal mit billigendem Vergnügen denken. Die fortgehende Cultur des Menschengeschlechts, die aus der Erweckung der Wissenschaften entsprang, ist auch ein geistiges Gut; man kann ihren Fortgang hemmen, aber nicht vernichten.

Eine andre Beschaffenheit scheinet es mir mit der Reformation zu haben, von der jetzt die Rede seyn soll; wie wäre es, wenn wir darüber den alten Reformator selbst hörten?

Luthers Gedanken von der Regimentsänderung.

„Des weltlichen Regiments Werk und Ehre ist, daß es aus wilden Thieren Menschen macht, und Menschen erhält, daß es nicht wilde Thiere werden.

„Meinest du nicht, wenn die Vögel und Thiere reden könnten, und das weltliche Regiment unter den Menschen sehen sollten, sie würden sagen: o ihr Lieben, ihr seyd nicht Menschen, sondern Götter gegen uns. Wer will dieß Regiment nun erhalten, ohne wir Menschen, denen es Gott befohlen hat, und die sein auch selbst wahrlich bedürfen? Die wilden Thiere werden's nicht thun; Holz und Steine auch nicht. Welche Menschen aber können's erhalten? Fürwahr nicht allein, die mit der Faust herrschen wollen, wie jetzt viel sich lassen dünken, denn wo die Faust allein soll regieren, da wird gewiß zuletzt ein Thierwesen draus, daß wer den andern übermag, stoße ihn in den Sack; wie wir vor Augen wohl Exempel gnug sehen, was Faust ohne Weisheit und Vernunft gutes schafft. Darum sagt auch Salomo: „Weisheit müsse regieren und nicht die Gewalt. Weisheit ist besser denn Harnisch oder Waffen, Weisheit ist besser denn Kraft;" daß kurzum nicht Faustrecht, sondern Kopfrecht regieren muß unter den Bösen sowohl als unter den Guten."

An einem andern Ort sagt er: „Ehe das geschehen wird, daß Kaiser, Könige und Fürsten mit dem ganzen Reich dazu thäten, das Regiment zu bessern, wollen wir den obersten Herrn aller Herren oben in den Wolken sehen kommen und mit ihm davon fahren. Indeß mag das Regiment, der böse Pelz, ein plumpes Regiment bleiben, und (die Personat ungemenget!) Gott befohlen lassen seyn, welchen er will hervorziehen und erheben. Aenderung der Regiment und Rechte gehen ohn groß Blutvergießen nicht ab, wie alle Historien zeugen; und ehe man in Deutschland eine neue Weise des Reichs anrichtete, so würde es dreimal verheeret."

„Wiewohl mich auch zuweilen dünkt, daß die Regiment und Juristen wohl auch eines Luthers bedürften; aber ich besorge, sie möchten einen Münzer kriegen; darum ich nicht hoffen kann noch will, daß sie einen Luther kriegen werden. Es ist nicht zu rathen, daß man es ändere; sondern flicke und pletze daran, wer kann, weil

wir leben, strafe den Mißbrauch, und lege Pflaster auf die Blattern. Wird man die Blattern ausreißen mit Unbarmherzigkeit, so wird den Schmerzen und Schaden niemand mehr fühlen, denn solche kluge Barbierer. Aendern und bessern sind zweierlei. Eines steht in der Menschen Händen und in Gottes Verhängen, das andere in Gottes Händen und Gnaden."

Ferner sagt er: „Wenn das natürliche Recht und Vernunft in allen Köpfen steckte, die Menschenköpfen gleich sind, so könnten die Narren, Kinder und Weiber ebensowohl regieren und kriegen als David, Augustus, Hannibal, und müßten Phormionen so gut seyn als Hannibals; ja alle Menschen müßten gleich seyn und keiner über den andern regieren. Welch ein Aufruhr und wüst Ding sollt hieraus werden? Aber nun hat's Gott also geschaffen, daß die Menschen ungleich sind, und einer den andern regieren, einer dem andern gehorchen soll. Zween können mit einander singen (d. i. Gott alle gleich loben), aber nicht mit einander reden (d. i. regieren). Einer muß reden, der andre hören. Darum findet sich's auch also, daß unter denen, die sich natürlicher Vernunft und Rechts vermessen und rühmen, gar viel weidliche und große natürliche Narren sind; denn das edle Kleinod, so natürlich Recht und Vernunft heißt, ist ein selten Ding unter Menschenkindern.

„Aber das ist der Teufel und Plage in der Welt, daß wir in allen Dingen, an leiblicher Stärke, Größe, Schöne, Gütern, Gesicht, Farbe unter einander ungleich sind; und allein in der Weisheit und Glück alle wollen gleich seyn, da wir doch am allerungleichsten unter einander sind. Und was noch wohl ärger ist, ein jeglicher will hierin über den andern seyn; und kann den schändlichen Narren und Klüglingen niemand nichts rechts thun, wie Salomon spricht: „ein Narr dünkt sich klüger seyn, denn sieben Weisen, die das Recht setzen."

„Also schreibt auch Plato, es sey zweierlei Recht, Naturrecht und

Gesetzrecht; ich will's das gesunde Recht und das kranke Recht nennen. Denn was aus Kraft der Natur geschieht, das gehet frisch hindurch, auch ohn' alles Gesetz, reißt auch wohl durch alle Gesetze. Aber wo die Natur nicht da ist und soll's mit Gesetzen herausbringen, das ist Bettelei und Flickwerk; geschieht gleichwohl nicht mehr, denn in der kranken Natur steckt. Als wenn ich ein gemein Gesetz stellete: man soll zwo Semmel essen und ein Nösel Wein trinken zur Mahlzeit. Kommt ein Gesunder zu Tisch, der frisset wohl vier oder sechs Semmel, und trinket eine Kanne oder zwo, und thut mehr denn das Gesetz gibt. Kommt ein Kranker dazu, der ißt eine halbe Semmel und trinkt drei Löffel voll, und thut doch nicht mehr an solchem Gesetz, denn seine kranke Natur vermag; oder muß sterben, wo er soll das Gesetz halten. Hier ist's nun besser, ich lasse den Gesunden ohn' alles Gesetz essen und trinken, was und wie viel er will; dem Kranken gebe ich Maß und Gesetze, wie viel er kann, daß er dem Gesunden nicht nachmüsse.

„Nun ist die Welt ein krank Ding und eben ein solcher Pelz, da Haut und Haar nicht gut an ist. Die gesunden Helden sind selten, und Gott gibt sie theuer, und muß doch regiert seyn, wo Menschen nicht sollen wilde Thiere werden. Darum bleibt's in der Welt gemeiniglich eitel Flickwerk und Bettelei; und ist ein rechter Spital, da es beide Fürsten und Herren und allen Regierenden fehlet an Weisheit und Muth, d. i. an Glück und Gottes Treiben, wie den Kranken an Kraft und Stärke. Darum muß man hie flicken und pletzen, sich behelfen aus den Buchstaben oder Büchern, mit der Helden Recht, mit Sprüchen und Exempeln; und müssen also der stummen Meister (d. i. der Bücher) Schüler seyn und bleiben. Und machen's doch nimmermehr so gut, als daselbst geschrieben stehet, sondern kriechen hienach und halten uns dran als an den Bänken oder Stecken, folgen auch daneben dem Rath der Besten, so mit uns leben; bis die Zeit kommt, daß Gott wieder einen ge-

sunden Helden oder Wundermann gibt, unter dessen Hand alles besser gehet, oder ja so gut als in keinem Buch stehet, der das Recht entweder ändert oder also meistert, daß es im Lande alles grünet und blühet, mit Friede, Zucht, Schutz, Strafe, daß es ein gesund Regiment heißen mag; und dennoch daneben bei seinem Leben aufs höchste gefürchtet, geehret, geliebt und nach seinem Tod ewiglich gerühmet wird. Und wenn's ein Kranker oder Ungleicher demselben wollt' nachthun und gleich oder besser seyn, den hat Gott gewiß zur Plage der Welt geschickt, wie die Heiden auch schreiben: der Helden Kinder sind eitel Plagen.

„Denn was hilft große hohe Weisheit und trefflich herzlich guter Muth oder Meinung, wenn's nicht die Gedanken sind, die Gott treibt und Glück dazu gibt? Es sind doch eitel Fehlgedanken und vergebliche Meinungen, ja auch wohl schädliche und verderbliche. Darum ist's sehr wohlgeredt: „die gelehrten, die verkehrten." Item: „ein weiser Mann thut keine kleine Thorheit." Und zeigen alle Historien auch der Heiden, daß die weisen und gutmeinenden Leute haben Land und Leute verderbet. Welches alles gesagt ist von den Selbstweisen oder kranken Regierenden, die Gott nicht getrieben, noch Glück dazu gegeben hat; und haben's doch wollen seyn. Also ist ihnen das Regiment zu hoch gewest, haben's nicht können ertragen noch hinausführen, sind also drunter erdruckt und umkommen, als Cicero, Demosthenes, Brutus, die doch aus der Maßen verständige und hochweise Leute waren, daß sie mochten heißen Licht in natürlichem Recht und Vernunft; und haben zuletzt das elende Klaglied singen müssen: „ich hätt' es nicht gemeinet." Ja Lieber! das gute Meinen macht viel Leute weinen. Summa, es ist eine hohe Gabe, wo Gott einen Wundermann gibt, den er selbst regiert; derselbe mag ein König, Fürst und Herr heißen mit Ehren, er sey selbst Herr oder Rath zu Hofe. Darum spricht auch Salomo: zu laufen hilft nicht schnell seyn; zum Streit hilft nicht stark seyn;

zum Reichthum hilft nicht klug seyn; angenehm seyn, dazu hilft nicht alles wohl können; sondern es liegt alles an der Zeit und am Glück." Was ist das anders gesagt, denn so viel: Weisheit mag da seyn, hohe Vernunft mag da seyn, schöne Gedanken und kluge Anschläge mögen da seyn; aber es hilft nichts, wenn sie Gott nicht gibt und treibt, sondern gehet alles hinter sich." So weit Luther.

18.

Luther war ein patriotischer großer Mann. Als Lehrer der deutschen Nation, ja als Mitreformator des ganzen jetzt aufgeklärten Europa ist er längst anerkannt; auch Völker, die seine Religionssätze nicht annehmen, genießen seiner Reformation Früchte. Er griff den geistlichen Despotismus, der alles freie gesunde Denken aufhebt oder untergräbt, als ein wahrer Herkules an, und gab ganzen Völkern, und zwar zuerst in den schwersten, den geistlichen Dingen den Gebrauch der Vernunft wieder. Die Macht seiner Sprache und seines biedern Geistes vereinte sich mit Wissenschaften, die von und mit ihm auflebten, vergesellschaftete sich mit den Bemühungen der besten Köpfe in allen Ständen, die zum Theil sehr verschieden dachten; so bildete sich zuerst ein populares literarisches Publicum in Deutschland und in den angränzenden Ländern. Jetzt las, was sonst nie gelesen hatte; es lernte lesen, was sonst nie lesen konnte. Schulen und Akademien wurden gestiftet, deutsche geistliche Lieder gesungen, und in deutscher Sprache häufiger als sonst gepredigt. Das Volk bekam die Bibel, wenigstens den Katechismus in die Hände; zahlreiche Secten der Wiedertäufer und anderer Irrlehrer entstanden, deren viele, jede auf ihre Weise, zu gelehrter oder popularer Erörterung streitiger Materien, also auch zu Uebung des Verstandes, zu Politur der Sprachen und des Geschmacks beitrug. Wäre man

seinem Geist gefolgt, und hätte in dieser Art freier Untersuchung auch Gegenstände beherzigt, die zunächst nicht in seiner Mönchs- und Kirchensphäre lagen, daß man nämlich auf sie die Grundsätze anwendete, nach denen er dachte und handelte! — Doch was nützt es vergangne Zeiten zu lehren oder zu tadeln? Lasset uns seine Denkart, selbst seine deutlichen Winke, und die von ihm eben so stark als naiv gesagten Wahrheiten für unsre Zeit nutzen und anwenden! Ich habe mir aus seinen Schriften eine ziemliche Anzahl Sprüche und Lehren angemerkt, in denen er (wie er sich selbst mehrmals nannte) sich wirklich als Ecclesiastes, als Prediger und Lehrer der deutschen Nation darstellt. Neulich führte ich an was er von der Regimentsveränderung dachte; lasset uns jetzt hören was er vom Pöbel und von den Tyrannen hält.

Luthers Gedanken vom Pöbel und von den Tyrannen.

„Die Heiden, weil sie nicht erkannt haben, daß weltliches Regiment Gottes Ordnung sey (denn sie haben's für ein menschlich Glück und That gehalten), die haben frisch darein gegriffen, und nicht allein billig, sondern auch löblich gehalten, unnütze, böse Obrigkeit abzusetzen, zu morden und zu verjagen. Es ist aber dahinten eine böse Folge oder Exempel daß, wo es gebilligt wird, Tyrannen zu morden oder zu verjagen, reißt es bald ein, und wird ein gemeiner Muthwille daraus, daß man Tyrannen schilt die nicht Tyrannen sind, und sie ermordet, wie es dem Pöbel in Sinn kommt; als uns die römischen Historien wohl zeigen, da sie manchen feinen Kaiser tödteten, allein darum daß er ihnen nicht gefiel, oder nicht ihren Willen thät und ließ sie Herren seyn. Man darf dem Pöbel nicht viel pfeifen, er tollet sonst gern; und ist billiger, demselben zehn Ellen abbrechen, denn Eine Hand breit, ja eines Fingers breit einräumen in solchem Fall, denn der Pöbel hat und weiß keine Maße, und steckt in einem jeglichen mehr denn fünf Tyrannen. Die

Rache ist mein, sagt Gott, ich will vergelten! Ein böser Tyrann ist leidlicher dann ein böser Krieg; welches du mußt billigen, wenn du deine eigne Vernunft und Erfahrung fragst. Gott läßt einen Buben regieren um des Volks Sünde willen. Gar fein können wir sehen daß ein Bube regiert, aber das will niemand sehen daß er um des Volks Sünde willen regieret. Laß dich nicht irren daß die Obrigkeit böse ist, es liegt ihr die Strafe und Unglück näher denn du begehren möchtest.

— „Obrigkeit ändern und Obrigkeit bessern, sind zwei Dinge, so weit von einander als Himmel und Erde. Aendern mag leichtlich geschehen; bessern ist mißlich und gefährlich. Warum? Es steht nicht in unserm Willen und Vermögen, sondern allein in Gottes Willen und Hand. Der tolle Pöbel aber fragt nicht viel wie es besser werde, sondern daß es nur anders werde; wenn es denn ärger wird, so will er abermal ein anderes haben. So kriegt er denn Hummeln für Fliegen, und zuletzt Hornisse für Hummeln. Und wie die Frösche vor Zeiten auch nicht mochten den Klotz zum Herren leiden, kriegten sie den Storch dafür, der sie auf den Kopf hackte und fraß sie. Es ist ein verzweifelt, verflucht Ding um einen tollen Pöbel, welchen niemand so wohl regieren kann als die Tyrannen; dieselbigen sind der Knittel, dem Hunde an den Hals gebunden. Sollten sie besserer Weise zu regieren seyn, Gott würde auch andre Ordnung über sie gesetzt haben denn das Schwert und die Tyrannen. Das Schwert zeigt wohl an was es für Kinder unter sich habe, nämlich eitel verzweifelte Buben, wo sie es thun dürften.

— „Deßgleichen will ich und kann auch nicht getröstet haben unsre Nephilim, die Tyrannen, Wuchrer und Schelmen unter dem Adel, die sich lassen dünken, Gott habe uns das Evangelium darum gegeben daß sie mögen geizen, schinden und allen Muthwillen treiben, ihre Fürsten pochen, Land und Leute drücken, und alles in allem seyn wollen, das ihnen nicht befohlen, sondern verboten ist.

Diese sind es, so dazu helfen daß Gottes Zorn den Türken zum Drescher über uns, über sie selbst auch schicket, wo sie nicht Buße thun werden. Denn unmöglich ist's daß Deutschland sollte stehen bleiben, auch unträglich und unleidlich, wo solche Tyrannei, Wucher, Geiz, Muthwille des Adels, Bürgers, Bauers und aller Stände so sollten bleiben und zunehmen; es behielte zuletzt der arme Mann keine Rinde vom Brod im Hause, und möchte lieber oder ja so gern unter den Türken sitzen als unter solchen Christen. Es stellen und zieren sich fast der mehrere Theil des Adels so lästerlich und so schändlich, daß sie damit dem gemeinen Mann böses Blut und argen Wahn machen, als sey der ganze Adel durch und durch kein Nutze.

— „Woher werden Tyrannen? Weil sie ihr Vertrauen auf ihre Macht setzen. Alle Weltweisen haben geklagt über die Beschwerung so im Regiment ist; und daher pflegen auch die Tyrannen zu kommen, welche, wenn sie sehen daß ihre Rathschläge und ihr Thun, das alles sehr fein verordnet, keinen Fortgang oder Glück haben, oder daß ihnen andre Widerstand thun, so werden sie gar toll und unsinnig, und werden aus frommen Fürsten Tyrannen, die mit Gewalt und anderer Leute Schaden (welche sie meinen daß sie ihnen im Wege liegen) sich unterstehen hindurchzubrechen und damit ihre Gewalt zu erhalten; denn es sind nicht tapfere Helden, die sich selbst zwingen könnten, sondern hangen und folgen ihren Begierden nach.

— „Also werden auch zur Zeit des Antichrists etliche seyn welche so genau auf den Frommen Achtung geben werden, ob er etwas aus Unvorsichtigkeit rede oder thue, das sie entweder mit Gewalt oder mit List können verdrehen, oder gewaltsamer Weise auf so einen Verstand ziehen, der wider den heiligen Sitz der Bestie sey, damit sie alsobald nach Gewohnheit unsrer Papisten schreien können „zum Feuer!“ da doch derjenige der es gesagt, entweder niemals daran gedacht, oder es doch niemals hat öffentlich vorbringen

wollen. Ja wenn auch der Fromme etwas mit aller möglichsten Vorsicht geredet hat, und sich keiner Gefahr befürchten können, so wird doch dieses der Gottlosen Amt seyn, die besten Reden zu verlästern und in den unschuldigen Sylben Gift, wie die Spinne in den Rosen, zu finden. Dieses thun sie ihrem Bedünken nach nicht aus unweiser Absicht (sintemal sie dieses aus der Erfahrung als eine gewisse Sache haben, daß es um ein tyrannisches Reich nicht gar zu sicher und glücklich stehe), wenn sie nur diejenigen zu Grunde richten die entweder als Schuldige können überwiesen, oder doch der fälschlichen Anklage können verdächtig gemacht werden; sondern man müsse auch allen andern zum Exempel und Schrecken diejenigen plagen, die sich nichts weniger befürchtet als daß sie einmal in dergleichen Fallstricke und Netze verfallen sollten. Daß also niemand ist der sich nicht für einem Tyrannen zu fürchten habe, wenn er sich gleich auf sein gut Gewissen verlassen kann und sich keines bösen Anschlags wider den Tyrannen bewußt ist."

So weit abermals Luther. Bewahre der Himmel uns vor solchen Zeiten! denn leider es ist nur Ein Ding, Pöbelsinn und Tyrannei, mit zwei Namen genannt, wie die rechte und linke Seite.

19.

Treu und Glaube ist der Eckstein aller menschlichen Gesellschaft. Auf Treu und Glaube sind Freundschaft, Ehe, Handel und Wandel, Regierung und alle anderen Verhältnisse zwischen Menschen und Menschen gegründet. Man untergrabe diesen Grund: alles wankt und stürzt; alles fällt auseinander.

Es gibt keine einseitigen Pflichten und einseitigen Rechte. Pflichten und Rechte gehören zusammen, wie die obere und untere, wie die rechte und linke Seite. Was hier convex ist, ist dort concav; und bleibt dieselbe Sache, derselbe Körper.

Lasset Staaten, lasset Stände gegen einander Treu und Glauben verlieren; wer seinen Pflichten entsagt, verliert die Rechte die der Pflicht anklebten; er täuscht und wird getäuschet; er handelt einseitig, so wird man auch gegen ihn handeln.

Manche Vorzüge des Geistes und der Lebensweise hat man unsrer Nation absprechen wollen; das Lob, das man ihr, das man ihren braven Männern, ihren guten Regenten und Helden durch alle Zeiten zugestand, war die sogenannte deutsche Biederkeit, Treu und Glaube. Ihre Worte galten mehr als gesiegelte Briefe und Eidschwüre; der Herr bauete auf seine Unterthanen, Unterthanen auf ihren Herrn; wenigstens ist dieses der Schild, den die meisten alten Sprüche und Apophthegmen der Deutschen vor sich tragen.

Lasset uns hören, was zu seiner Zeit der alte Luther darüber saget:

Deutsche, Deutschland.

Es ist zwar eine gemeine Klage, in allen Ständen und Leben über falsche verlogne Leute, wie man spricht: „es ist keine Treu noch Glauben mehr.“ Die alten Römer haben solch Laster an den Griechen getadelt, wie auch Cicero sagt: „ich gebe den Griechen daß sie gelehrte, weise, kunstreiche, geschickte, beredte Leute sind, aber Treu und Glauben achtet das Volk nicht.“ Wohlan, es hat auch solch untreu falsch Volk itzt lange her seine Strafe gelitten vom Türken, der sie auch baar- über bezahlet. Welschland hat es nachher auch gelernet, daß sie dörfen zusagen und schwören was man will und darnach spotten, wenn sie es halten sollen. Darum haben sie auch ihre Plage redlich, und müssen beide Griechen und Walen Exempel seyn des andern Gebots Gottes, da er spricht: „Er solle nicht ungestraft bleiben, wer Gottes Namen mißbraucht.“ Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmet und, wie ich glaube, bisher so

hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, die da haben Ja Ja kein Nein lassen seyn, wie deß viel Historien und Bücher Zeugen sind. Wir Deutsche haben noch ein Fünklein (Gott wolle es erhalten und aufblasen) von derselben alten Tugend, nämlich daß wir uns dennoch ein wenig schämen, und nicht gerne Lügner heißen, nicht dazu lachen, wie die Walen und Griechen, oder einen Scherz daraus treiben. Und obwohl die welsche und griechische Unart einreißet, so ist dennoch gleichwohl noch das übrige bei uns, daß kein ernster, gräulicher Scheltwort jemand reden oder hören kann, denn so er einen Lügner schilt oder gescholten wird. Und mich dünkt (soll es dünken heißen), daß kein schädlicher Laster auf Erden sey, denn Lügen und Untreu beweisen; welches alle Gemeinschaft der Menschen zertrennet. Denn Lügen und Untreue zertrennet erstlich die Herzen; wenn die Herzen getrennet sind, so gehen die Hände auch von einander; wenn die Hände von einander sind, was kann man da thun oder schaffen? Darum ist auch in Welschland solch schändlich Trennen, Zwietracht und Unglück. Denn wo Treu und Glauben aufhöret, da muß das Regiment auch ein Ende haben. Gott helf uns Deutschen!

20.

Ist Ihnen eine Ode Klopstocks zu Gesicht gekommen, die während des letzten nordamerikanischen Seekrieges erschien, und auch schon damals in der Art diesen fürchterlichen Krieg zu führen Spuren einer zunehmenden Humanität bemerkte? Sie wird Ihnen angenehm seyn, auch nur als ein poetischer Traum, als das Gemälde einer glückweissagenden Phantasie, gewiß aber noch mehr als eine Prophetenstimme der Zukunft betrachtet:

Der jetzige Krieg.

O Krieg, des schöneren Lorbers werth,
Der unter dem schwellenden Segel, des Windes Fluge
Jetzo geführt wird, du Krieg der edleren Helden,
Dich singe die Leier, die keine Kriege sang.

Ein hoher Genius der Menschlichkeit
Begeistert dich!
Du bist die Morgenröthe
Eines nahenden großen Tags.

Europa's Bildung erhebt sich mit Adlerschwunge,
Durch weise Zögrung des Blutvergusses,
Durch weisere Meidung,
Durch göttliche Schonung

In Stunden, da den Bruder tödtend
Der erhabne Mensch zum Ungeheuer werden muß;
Denn die Flotten schweben umher auf dem Ocean,
Und suchen sich und finden sich nicht.

Und wenn sie verwehet oder verströmt sich endlich erblicken,
So kämpfen sie länger als je
Den viel entscheidenden Kampf
Um des Windes Beistand.

Und muß es denn zuletzt doch auch beginnen,
Das Treffen, so schlagen sie fern. Fürchterlich brüllet
Ihr Donner; aber er rollt
Seine Tod' in das Meer.

Kein Schiff wird erobert, und keins, zu belastet
Von der hineinrauschenden Woge, versinkt;
Keins flammt in die Höh', und treibet
Scheiter umher über gesunknen Leichen.

Der Flotte und der Schiffe Gebieter
Schlagen so, ohne gegebenes Wort.
Was brauchen sie der Worte? Die tieferdenkenden
Männer, sie handeln, verstehn sich durch ihr Handeln.

Erdekönigin, Europa, dich hebt bis hinauf
Zu dem hohen Ziele deiner Bildung, Adlerschwung,
Wenn unter deinen edleren Kriegern
Diese heilige Schonung Sitte wird.

O dann ist, was jetzo beginnt, der Morgenröthen schönste;
Denn sie verkündiget
Einen seligen, nie noch von Menschen erlebten Tag,
Der Jahrhunderte strahlt

Auf uns, die noch nicht wußten der Krieg sey
Das zischendste, tiefste Brandmal der Menschheit.
Mit welcher Hoheit Blick wird, wen die Heitre
Des goldnen Tages labt, auf uns herabsehn!

Bist du wahrer Zukunft Weissagerin,
Leier, gewesen? Hat der Geist, der dich umschwebt,
Göttermenschen, oder hat er
Vernichtungsscheue Gotteslängner gesehn?

Was Klopstock beim Seekriege bemerkt, ließe es sich prosaisch nicht auch beim Landkriege, noch mehr aber beim Handel, bei jeder Art des Gewerbs und Fleißes, selbst in der Art der Erhebung öffentlicher Gefälle und Lasten, bei Behandlung stehender Heere zu Friedenszeiten (diesem entsetzlichen Druck der Menschheit), bei Einrichtung öffentlicher Gebäude, insonderheit der Gefängnisse und Krankenhäuser, bei Behandlung der Krankheiten und einer der ärgsten Krankheiten unsres Welttheils, der Rechtshändel und rechtlichen

Strafen, noch klärer endlich in Behandlung der Wissenschaften, Einrichtungen der Polizei, öffentlichen Religion, Erziehung und des ganzen häuslichen Lebens bemerken? Durch Noth gezwungen, wider unsern Willen müssen wir einmal, Gott gebe bald, vernünftigere, billigere Menschen werden.

21.

Verzeihen Sie, meine Freunde, daß ich Ihrem hoffnungsvollen Glauben an den Geist der Zeiten nur furchtsam und zweifelnd beitrete. Denn sobald man dem Wort seine magische Gestalt nimmt, was bedeutet es mehr als die herrschenden Meinungen, Sitten und Gewohnheiten unsres Zeitalters; und sollten diese eines so hohen Lobes werth seyn? Sollten sie so große und sichre Hoffnungen für die Zukunft gewähren?

Mir ist wohl bekannt was für schön klingende Worte seit geraumer Zeit in Schriften und Gesellschaften im Umlaufe sind; sehen Sie aber auf die Grundsätze der Menschen, die in Handlungen zur täglichen Lebensweise übergehen, was finden Sie da? Alle wahren, thätigen Gesinnungen zum Besten des Ganzen sind ihrer Natur nach mit Aufopferung verbunden; und wer opfert zu unsrer Zeit gern auf? Versuchen Sie's einmal, und bringen die kleinste Sache die Mühe, Geld, Entsagung von Privatvortheilen, am meisten von der Eitelkeit fordert, zu Stande, und Sie werden gewahr daß Sie ein saitenloses Clavier spielen. Die lautsten Patrioten sind oft die engherzigsten Egoisten; die wärmsten Vertheidiger des Guten sind nicht selten die kältesten Seelen; Adler in Worten, in Handlungen Lastthiere der Erde.

Hoffen Sie viel, sehr viel von aufgeklärten, guten Fürsten; das Unmögliche aber hoffen Sie nie. Auch sie sind Menschen; und nach ihrer gewöhnlichen Erziehung ist's oft zu bewundern daß sie es noch

blieben. Sie tragen die Fesseln ihres Standes; die engste Fessel ist ihre eigne von Kindheit auf gewonnene Denkart. Selten gibt es einen Friedrich, der sich über das Gewohnte seiner Zeit früh und doch mit Weisheit hinaussetzt; selten! Zudem bedürfen sie als Regenten gnugsame Kenntniß der Dinge, Ueberlegung mit andern, zur Ausführung Werkzeuge. Wenn sie diese nun nicht finden, wenn diese sie hintergehen und täuschen, wenn sie endlich aus Mißtrauen zu diesen unschicklicher Weise selbst zur Sache greifen, so wird die Geschichte Josephs II. daraus, der mit den reinsten, nothwendigsten, besten Absichten von der Welt im Hafen selbst scheiterte. Ach, es muß ein Gott vom Himmel kommen, oder außerordentlich gute und große, das ist, wahrhaftig göttliche Menschen senden; oder die Verbesserung der Welt auf dem gewöhnlichen Wege der Zeit geht sehr langsam.

Lassen Sie mich die herrschenden Gesinnungen anderer Stände und Innungen nicht durchgehen. Jede Zunft hat ihren Zunftgeist; der fesselt, zumal in unseren Zeiten, auch den besten Gemüthern Herzen und Hände. Man fühlt die Wände des alten Systems erschüttert, und fürchtet den Fall des ganzen Gebäudes; um so mißtrauischer hält man sich also an jeden Balken, an jeden Span des Balkens, und glaubt, mit ihm schon gehe alles verloren. Das alte Schwert ist verrostet; desto ängstlicher putzt man Griff und Scheide.

Ans Volk wollen wir eher mit Bedauern und Großmuth, als mit Stolz und Zuversicht denken. Jahrhunderte lang ist's unerzogen geblieben; daß es erzogen werde, kann unser einziger Wunsch seyn, nicht daß es herrsche, nicht daß es gebiete und lehre. Die Besserung muß vom Haupt kommen, nicht von Füßen und Händen; ich kenne nichts abscheulicheres als eines wahnsinnigen Volks Herrschaft.

Lassen Sie sich auch die Stimmen unserer Philosophen nicht bis zur Täuschung bezaubern; die wärmsten sind nicht immer die hellsten Köpfe. Von ihren Wünschen, vom Anschein der guten Sache

eingenommen, vom thätigen Leben und von der wahren Gestalt der Dinge entfernt, gefallen sie sich in Speculationen; oder als der zarteste empfindlichste Theil des Publicums trösten sie sich über das was nicht ist, mit Träumen, was seyn sollte, also auch seyn wird. Der kranke, zarte, fast nur in der Einbildung lebende Rousseau, hat er mit seinen stark ausgedrückten, regegefühlten Visionen mehr Nutzen oder mehr Schaden gebracht? Ich wage es nicht zu entscheiden.

Wie ich fürchte, strebt der Geist unserer Zeiten vorzüglich zur Auflösung hin. Dem einen Theil der Welt sollen alle Bande aufhören; alles soll leicht und lustig werden, weil wir des Alten satt, träge und erschlafft sind. Der andere Theil der Menschen, der sich im Besitz, leider auch oft mit Härte und Uebermuth fühlet, verachtet die Beschwerden der andern, und scheint die Drommeten vor Jericho zu erwarten. Ein nicht erfreulicher Zustand. Ich kenne keine schlimmere Jahreszeit als die in welcher alle Elemente gegen einander zu seyn scheinen, wenn Kälte, Regen und Sturmwinde toben.

Selten hat eine Verfassung, welche es auch sey, vom Grundgesetz ihrer Entstehung sich so weit abbiegen können daß sie ohne Sturz ihre Basis hätte verlassen mögen. Die Staaten Europa's sind auf ein System kriegerischer und religiöser Eroberung gegründet; die Pfeiler dieses Systems wanken; die Zeit nagt an ihnen; stürzen sie, so, fürchte ich, geht unter den Trümmern des Schlechteren auch das Beste mit unter. Vergönnen Sie mir also daß ich vom Geist unserer Zeiten hinwegsehe, und mich noch etwas weiterhin an einige Gedanken des alten Philosophen zu Sanssouci halte, der auch die Welt kannte.

Fortsetzung einiger Gedanken Friedrichs II.

„Ich bin durch ein Land gereiset wo die Natur gewiß nichts gespart hat den Boden fruchtbar, die Gegend lachend zu machen; aber es scheint daß sie sich an Bildung der Pflanzen, Hecken und Flüsse, die die Gegend verschönen, erschöpft und nicht Kraft genug gehabt habe unser Geschlecht daselbst auch so vollkommen zu machen. Ich habe fast ganz Westphalen auf unserer Reise gesehen; und gewiß, wenn Gott seinen göttlichen Hauch dem Menschen verlieh, so muß diese Nation davon wenig bekommen haben, daß man fast fragen möchte ob diese Menschengestalten denkende Menschen sind oder nicht?" (1738.)

*

„Ihr habt Recht daß die, die am consequentesten handeln sollten, d. i. die Königreiche regieren, und mit Einem Wort über das Glück und Unglück der Völker entscheiden, oft die sind die sich am meisten dem Ungefähr überlassen. Das macht, diese Könige, Fürsten, Minister sind Menschen wie andere; der ganze Unterschied den das Glück zwischen sie und Leute von geringerem Range gesetzt hat, ist daß sie wichtigere Geschäfte betreiben. Ein Strahl Wasser der drei Fuß, ein anderer der hundert Fuß hoch steigt, sind beides Wasserstrahlen, nur mit verschiedener Kraft emporgetrieben. Eine Königin von England, mit einem weiblichen Hofe umgeben, wird in ihrer Regierung immer etwas weibliches zeigen, Phantasien und Launen." (1738.)

*

„Nichts zeigt so sehr die Verschiedenheit unserer von den alten Zeiten, als die Art wie das Alterthum große Männer behandelte und wie wir sie behandeln. Große Gesinnungen, Erhabenheit der Seele, Festigkeit gelten jetzt für chimärische Tugenden. „Er will den Römer machen," sagt man; „davon ist man zurückgekommen;

das ist außer der Zeit." Desto schlimmer! Die Römer, die sich dieser Tugenden anmaßten, waren große Männer; warum sollten wir sie nicht nachahmen in dem was Lob verdienet? (1738.)

*

„Unter Hunderten die zu denken glauben, ist kaum Einer der selbst denkt. Die andern haben nur zwei oder drei Ideen, die sich in ihrem Hirn umherdrehen, ohne neue Formen zu erhalten; und auch dieser Eine unter den Hunderten denkt vielleicht, was ein anderer gedacht hat; sein Genie, seine Einbildungskraft ist nicht schaffend. Ein schöpferischer Geist vervielfältigt Ideen, faßt zwischen Gegenständen Beziehungen auf, die der unaufmerksame Mensch kaum bemerket. Stärke des gesunden Verstandes ist, nach meiner Meinung, der wesentliche Theil eines Mannes von Genie. Mittheilen läßt sich dieß kostbare und seltene Talent nicht, die Natur scheint damit zu geizen; um es einmal zu verleihen, nimmt sie sich ein Jahrhundert Frist."

*

„Der Vicegott der sieben Berge hat Avignon wieder bekommen, ein solcher Zug von Freigebigkeit ist selten bei den Regenten. Ganganelli wird darüber in die Faust lachen und bei sich selbst sagen: „auch die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!" Und das geschieht im philosophischen, im achtzehnten Jahrhundert! Wohlan nun, ihr Herren Philosophen, bestrebt euch, bestreitet den Irrthum, häuft Gründe auf Gründe um ihn in Staub zu legen; nie werdet ihr es verhindern daß nicht viele Schwache über wenige Starke den Sieg davontragen sollten. Werfet die Vorurtheile zur Thür hinaus, sie kommen zum Fenster hinein. Ein Andächtler an der Spitze des Staats, ein Ehrsüchtiger den sein Interesse mit dem Interesse der Kirche bindet, wirft an Einem Tage um was zwanzig Jahre eurer Arbeiten kaum vollführt haben." (1771.)

*

„Ich wünsche euch zum neuen Minister des Allerchristlichsten Königes Glück. Man sagt, es sey ein Mann von Geist; wenn er es ist, wird er weder die Imbecillität, noch die Schwachheit haben Avignon dem Papste zurückzugeben. Man kann ein guter Katholik seyn, und doch dem Statthalter Gottes seine zeitlichen Besitzthümer nehmen, die ihn zu sehr von seinen geistlichen Pflichten zerstreuen und ihn oft in Gefahr seiner Seligkeit setzen. Wie fruchtbar auch unser Jahrhundert an Philosophen seyn möge die unerschrocken, wirksam und eifrig Wahrheiten verbreiten, so muß man sich doch nicht verwundern daß der Aberglaube auch sein Werk forttreibet. Seine Wurzeln haben alles umschlungen; er ist ein Kind der Furcht, der Schwachheit und der Unwissenheit; diese Dreieinigkeit herrscht in gemeinen Seelen so allgewaltig als eine andere in den Schulen der Theologen. Welche Widersprüche vereinigen sich nicht im Gemüth des Menschen! Laß einen Schelm sich vornehmen Menschen zu betrügen, er wird Glaubende finden. Der Mensch ist zum Irren gemacht; Irrthum kommt von selbst in seinen Geist; einige Wahrheiten entdeckt er nur durch unendliche Mühe." (1771.)

*

„Die Welt wird von Gevattern und Gevatterinnen regiert; manchmal, wenn man genug Data hat, kann man die Zukunft errathen, oft betrügt man sich aber."

*

„Als ein ächter Schüler der Encyklopädisten predige ich den allgemeinen Frieden, wie wenn ich ein Apostel des Abts St. Pierre wäre, und vielleicht werde ich nicht mehr ausrichten als er. Ich sehe daß es den Menschen leichter wird böses als gutes zu thun; ich sehe daß eine unglückliche Verkettung der Umstände uns wider unseren Willen dahinreißt, und mit unseren Projecten spielt wie der Sturmwind in dem fliegenden Sande. Indessen geht der ordentliche Gang der Dinge fort." (1773.)

*

„Ich habe den Artikel Krieg in den encyklopädischen Fragen gelesen. Wie? ein Fürst der seine Truppen in blaues Tuch kleidet, und ihnen Hüte mit weißen Schnüren gibt, der sie sich kehren läßt rechtsum und linksum, kann er sie ehrenhalber einen Feldzug thun lassen ohne den Ehrentitel eines Anführers von Taugenichten zu verdienen, die nur aus Noth gedungene Henker werden, um das ehrbare Handwerk der Straßenräuber zu treiben? Die Philosophen müssen Missionare auf Bekehrungen ausschicken, um unvermerkt die Staaten von den großen Armeen zu entladen, die sie in den Abgrund stürzen, daß nach und nach keiner übrig sey der sich schlage. Kein Landesherr, kein Volk wird sodann die unglückliche Leidenschaft zu kriegen mehr haben, deren Folgen so verderblich sind; jedermann wird eine Vernunft äußern, so vollkommen als eine geometrische Demonstration. Ich bedaure sehr daß mein Alter mich eines so schönen Anblicks beraubet, von dem ich nicht einmal die Morgenröthe erleben werde. Beklagen wird man mich und meine Zeitgenossen daß wir in einem Jahrhundert der Finsterniß lebten, an dessen Ende zuerst die Dämmerung der vervollkommneten Vernunft anbrach. Alles hängt ja von der Zeit ab in der ein Mensch auf die Welt tritt.“ (1773.)

*

„Gegen das viertägige Fieber und gegen den Krieg declamiren, ist gleich vergebliche Arbeit. Die Regierungen lassen die Philosophen schreien, und gehen ihren Weg; das Fieber nimmt davon auch keine Kunde. Es hat Kriege gegeben, solange die Welt ist; und wird Kriege geben, wenn wir nicht mehr hier sind. Ein Arzt muß das Fieber wegschaffen, nicht darüber satirisiren.“

*

„Ludwig XV. ist nicht mehr. Es war ein guter Mann, der nur Einen Fehler hatte: daß er König war. Lasset seinen Schatten in Friede. Man darf empfindlich seyn über das Unrecht das man

leidet; man muß aber auch zu verzeihen wissen. Die finstre, gallichte Leidenschaft der Rache ziemt nicht für Menschen, die so kurz existiren. Wir müssen wechselseitig einander unsere Thorheiten vergessen und uns auf den Genuß des Glücks einschränken, das unsere Natur uns gönnet."

*

„Wenn Turenne und Louvois die Pfalz in die Asche legten, wenn der Marschall von Belle-Isle im letzten Kriege den Vorschlag that ganz Hessen zu verwüsten, so sind solche Ausschweifungen ein ewiger Vorwurf der französischen Nation, die, so artig sie ist, sich zuweilen Grausamkeiten erlaubt hat die nur für die ärgsten Barbaren gehörten. Ludwig XV. indessen verwarf den Vorschlag des Marschalls Belle-Isle, und zeigte sich hierin größer als sein Vorfahr."

*

„Beim Leben der Könige ist schwerer über sie zu urtheilen als nach ihrem Tode; ein einziger Umstand verändert oft die Sache so daß man billigen muß was man vorher verdammte. Ludwig XIV. ward bei seinen Lebzeiten getadelt daß er den Successionskrieg unternahm; jetzt läßt man ihm Gerechtigkeit widerfahren. Und jeder Unparteiische gesteht ein daß er niedrig gehandelt hätte wenn er das Testament des Königes von Spanien nicht hätte annehmen wollen. Jeder Mensch macht Fehler, also auch die Fürsten; der wahre Weise der Stoiker und der vollkommene Fürst haben nicht existiret und werden nicht existiren. Fürsten wie Karl der Kühne, Ludwig XI., Alexander VI., Ludwig Sforza, sind die Geißeln ihrer Völker und der Menschheit; solche Fürsten aber existiren jetzt nicht in unserm Europa. Wir haben schwache Regenten, nicht aber Ungeheuer, wie im 14ten und 15ten Jahrhundert. Schwäche ist ein unverbesserlicher Fehler; man muß sich deßhalb an die Natur, nicht an die Person halten. Ich gebe zu, sie thun aus Schwachheit böses; in Erbreichen ist's aber einmal ein nothwendiges Uebel daß auch solche Wesen an

der Spitze der Nation stehen; denn in keiner Familie folgen große Männer in Einer Reihe unverrückt auf einander. Glaubt mir! menschliche Einrichtungen werden nie zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit kommen; man muß sich mit dem Beinahe gnügen, und gegen unabänderliche Mißbräuche nicht gewaltsam declamiren."

*

„Ich wünsche der französischen Nation Glück über die Wahl, die Ludwig XVI. an Ministern gemacht hat. Die Völker, hat ein Alter gesagt, werden nicht glücklich seyn als wenn Weise ihre Könige seyn werden. Die französischen Minister, wenn sie gleich nicht Könige sind, gelten doch für dieselben an Ansehen und Gewalt. Euer König hat die besten Gesinnungen von der Welt, er will das Gute; nichts ist für ihn mehr zu fürchten als die Pest der Höfe, die ihn mit der Zeit umkehre und verderbe. Er ist jung; er kennt die Listen und Feinheiten nicht, dadurch die Hofleute ihn in ihr Interesse zu ziehen, ihn für ihren Haß oder ihre Ehrsucht einzunehmen suchen werden. Von Kindheit an ist er in der Schule des Fanatismus und der Imbecillität gewesen; dieß muß fürchten machen daß er sich nicht getraue selbst zu untersuchen was man ihn verehren gelehrt hat."

*

„Was ihr von unseren deutschen Bischöfen sagt, ist nur zu wahr; sie werden fett von den Zehenten aus Zion. Aber im heiligen römischen Reich machen das Herkommen, die goldene Bulle und dergleichen alte Thorheiten die eingeführten Mißbräuche ehrwürdig. Man siehet sie, zuckt die Schultern, und die Sachen gehen ihren Gang fort. Den Fanatismus zu vermindern, muß man an die Bischöfe noch nicht rühren; aber die Mönche, insonderheit die Bettelmönche, muß man vermindern. Damit wird das Volk kühler, und wird den Mächtigen überlassen die Bischöfe allgemach zum Besten des Staats zu disponiren. Dieß ist der gangbare Weg. Allmählich und ohn' alles Geräusch das Gebäude der Unvernunft untergraben, heißt

es selbst fallen machen. In der Lage in welcher der Papst ist, muß er Bullen und Breve geben, wie seine geliebten Söhne sie irgend verlangen; diese Macht, auf den idealischen Credit des Glaubens gebauet, mindert sich, wie sich der Glaube mindert; und wenn an der Spitze der Nationen nur einige Minister sind die sich über die gemeinen Vorurtheile erheben, so macht der heilige Vater bankerutt. Schon sind seine Wechsel und Papiere zur Hälfte im Mißcredit. Ohne Zweifel wird die Nachwelt den Vortheil genießen frei denken zu können, und keine Auftritte mehr zu sehen wie sie Toulouse und Amiens zeigten."

*

„Ich kenne weder Turgot noch Malesherbes; wenn sie wahre Philosophen sind, sind sie an ihrem Platz. Weder Vorurtheil noch Leidenschaft gilt in den Geschäften; die einzige erlaubte Leidenschaft ist fürs gemeine Beste. So dachte Märc Aurel, und so soll jeder Regent denken der seine Pflicht erfüllen will."

*

„Die Regierung in Pennsylvanien, wie sie jetzt eingerichtet ist, gefällt euch; sie ist nur Ein Jahrhundert alt, laßt sie noch fünf oder sechs Jahrhunderte fortdauern, und ihr kennet sie nicht mehr. So wahr ist es daß Unbestand eines der beständigsten Gesetze der Welt sey. Laß Philosophen die weiseste Regierung gründen, sie wird dasselbe Schicksal haben; und sind die Philosophen vor Irrthum immer gesichert gewesen? Sie haben ihn selbst oft auf die Bahn gebracht, wie des Aristoteles substantielle Formen, der Galimathias des Plato, Descartes Wirbel und Leibnitz Monaden zeigen. Was ließe sich nicht von den Paradoxen sagen, mit denen Rousseau (wenn man ihn unter die Philosophen rechnen kann) Europa beschenkt hat; und doch hat er manchen guten Vätern das Hirn so weit verrückt daß sie ihren Kindern die Erziehung seines Emils geben. Aus allen diesen Bei-

spielen folgt daß ungeachtet aller angewandten Mühe die Menschen in keiner Sache zur Vollkommenheit gelangen werden."

*

„Ich wünsche euch zu eurer guten Meinung von der Menschheit Glück; ich, der ich aus Pflicht meines Standes diese Gattung Geschöpfe auf zwei Beinen ohne Federn sehr gut kenne, muß euch voraussagen daß alle Philosophen der Welt das menschliche Geschlecht von dem Aberglauben nicht frei machen werden an dem es hängt. Die Natur hat dieses Ingrediens in die Composition der ganzen Gattung gemischt; eine Furcht, eine Schwäche, eine Leichtgläubigkeit, eine Uebereilung des Urtheils ziehet die Menschen durch einen natürlichen Hang in das System des Wunderbaren; und es gibt nur wenig philosophische Seelen, die stark genug gebaut sind um die tiefen Wurzeln der Vorurtheile, die die Erziehung in sie schlug, zu zerstören. Diesen hat sein gesunder Verstand von einigen Volksirrthümern losgemacht, er empörte sich gegen Ungereimtheiten; jetzt kommt der Tod ihm näher, und aus Furcht fällt er in den Aberglauben; er stirbt als Capuciner. Bei jenem hängt seine Art zu denken von einer guten oder üblen Verdauung ab. Es ist also nicht gnug Menschen den Trug zu entnehmen, man müßte ihnen auch eigene Stärke des Geistes einhauchen können, oder Empfindlichkeit und der Schrecken des Todes werden auch über die stärksten, nach aller Methode vorgetragenen Vernunftlehren triumphiren. Ihr glaubt, weil Quäker und Socinianer eine einfachere Religion festgestellt haben, man noch mehr simpliciren und auf solchen Grund einen neuen Glauben aufführen könnte; ich komme aber auf mein Voriges zurück, und bin überzeugt daß wenn diese Heerde Neuglaubender angewachsen wäre, sie in kurzem einen neuen Aberglauben in die Welt stellen würde; es sey denn daß sie nur aus Seelen, frei von Furcht und Schwachheit, bestände. Und diese sind nicht die gemeinsten. Das glaube ich indeß daß die Stimme der Vernunft, wenn sie sich gegen den Fanatismus immer

stärker erhebt, die zukünftige Generation duldsamer als die jetzige ist machen kann; und auch das ist schon viel gewonnen.“

22.

Gern geben wir Ihnen den größesten Theil Ihrer Zweifel, die Sie mit dem Ansehen des großen Königes unterstützt haben, zu, aber was folgt daraus? Sollen wir, wenn wir auch Ursache hätten an der höchsten Vollendung des edelsten Werkes zu zweifeln, dieß Werk deßwegen aufgeben, und an der guten Sache verzweifeln? Das wollte der große König nicht; er blieb seiner Pflicht getreu und ließ die Hand nicht vom Steuer, wenn er gleich wußte daß er sein Schiff nicht ewig regieren könnte. Zu dieser Thätigkeit munterte er seine Freunde auf, hielt seine Unterthanen an; sie war ihm die Seele des Lebens. Auch sahe er wohl daß die Zeit fortrückte. „Es scheinet (sagt er im Jahre 1777) daß Europa jetzt im Zuge ist sich über alle Gegenstände die auf das Wohl der Menschheit am meisten Einfluß haben aufzuklären, und man muß Euch das Zeugniß geben daß Ihr mehr als einer unserer Zeitgenossen dazu beigetragen habt, es mit der Fackel der Philosophie zu erleuchten.“ Wenn er auf seinem Standpunkt, dazu im höchsten Alter nicht in jede brausende Hoffnung der Encyklopädie einstimmen konnte, so war dieß nicht nur ihm verzeihlich, sondern sehr vernünftig. [1] Der Menschheit zu viel und zu wenig zutrauen wollen — beides ist schädlich.

Daß es zu unserer Zeit edle, gute, große, selbst aufopfernde Seelen gebe, diesen Glauben wird mir niemand rauben; denn ich habe ihn durch Erfahrung bewähret. Daß selbst diese Großmuth aber, wie alles andere, das Gewand der Zeit tragen müsse, kann

[1] Um so mehr, da sie in der That nicht erfüllt worden sind. Nie ist besser gezeigt worden, welcher Vorzug dem gesunden Verstand vor blendenden Speculationen zukömmt. M.

uns nicht unerwartet seyn. Weil wir so gar viel bedürfen, sind wir von gar viel Fesseln gebunden; daß diese drückenden Fesseln aber wenigstens der Großmuth loser gemacht werden möchten, wer wünschet dieß mehr als die ächte Humanität selbst? Fast kann sie ihres Wunsches auch nicht ungewiß seyn, da bei dem immer wachsenden unersättlichen Bedürfniß die Natur der Dinge selbst einen neuen Anfang herbeizuführen scheinet. Wenn jeder Einzelne fühlt, er könne in seinem jetzigen Verhältnisse der leidenden Menschheit nicht zu Hülfe kommen wie er sollte, so werden, so müssen sich diese Verhältnisse mit der Zeit ändern. Die Natur selbst arbeitet daran, und keine menschliche Kraft kann es hindern. Ist das Salz das den Körper würzen soll abgeschmackt, wozu ist es nach dem Evangelium nütz als daß man es hinauswerfe und lasse es die Leute zertreten?

Auch darüber wollen wir uns also nicht wundern, wenn gewisse alte Aeste und Zweige unserer Verfassung nicht mehr so viel Cultur erhalten als ehemals. Man fühlt daß sie dürre Aeste sind, und wünscht junge Sprossen an ihre Stelle. Lasset uns die beklagen die als fruchtbare Zweige auf einem dürren Ast stehen; lasset uns die tadeln die den Ast verdorren ließen oder ihm seinen Saft entzogen; die Achtung und Meinung der Zeit aber kann sich nur nach dem was da ist, nicht was es ehemals war oder künftig seyn wird, gestalten. Jedes der Menschheit erwiesene Unrecht rächet aufs fürchterlichste sich selbst; und wehe, wem der Glaube oder Nichtglaube hieran mit Spott und Verachtung in die Hand kommt.

Stände veralten; mithin verjüngen sich auch Stände. Es ist ein und dasselbe Gesetz der Natur, das diese Seite des Rades hinunter, jene emporkehrt. *Neuen Most*, sagt das Evangelium, *fasse man in neue Schläuche, so werden sie beide erhalten.*

Was hilft es gegen die Vorurtheile der Erziehung Klage erheben? Man bessere die Erziehung, so fallen die Klagen weg. Philosophie aber kann dieß nicht allein thun; sie ist nur der linke

Arm, Regierung ist der rechte Arm der Menschheit. Nur mit beiden läßt sich das große Werk, und alsdann sehr leicht vollführen.

Was nützt es über ungeschaffene oder halbgeschaffene Menschen zu klagen, deren Ausbildung ja uns allein überlassen ward? Dem trägen Erdkloß hauche Odem des Lebens ein; er wird sich munter bewegen und dir fröhlich danken.

Ist's genug, auch in der Regierung der Völker Uebel zu bedauern die wir heilen, denen wir zuvorkommen können? Lasset Stände, lasset Menschen in allen Aemtern und Bedienungen human und gerecht, groß, gut und billig denken; der Regent kann nicht anders als mit und gleich ihnen denken. Denn nur aus einzelnen Theilen besteht das Ganze; verbessern sich die Theile und halten zusammen: das Ganze wird gut, ehe man's merket.

Tadeln Sie mir also nicht meine Philosophen, auch bei ihren kränklichen Klagen oder bei ihren überspannten Wünschen. Ist nicht der kränkliche Theil des Körpers der Witterung am meisten empfindlich? Der Hygrometer muß zart, das Quecksilber muß in einer gläsernen Röhre verschlossen seyn, wenn sie ihr Amt thun sollen. Anderntheils muß, wer andere ermuntern, entflammen will, selbst warm und munter seyn. Der kältere Beobachter oder Geschäftsmann wird ihn schon zurechtweisen.

Welch ein Unglücksprophet sind Sie aber daß Sie das barbarische Kriegs- und Eroberungssystem für die unerschütterliche Grundveste Europa's halten? Das hat der große König nicht gemeint, so manchen Einfall er sich, zumal in jüngeren Jahren, über den guten Abt St. Pierre erlaubte. Wäre diese traurige Behauptung wahr, was könnte man anders sagen, als: zum Wohl der Menschheit gehe das unglückliche Europa unter! Hat es nicht lange gnug sich selbst und die Welt beunruhigt? Triefen nicht alle Länder vom Blut derer die es erschlug, vom Schweiß derer die es als Sklaven quälte? Auf den Tafeln der Natur stehet das große Gesetz der Billigkeit und Wieder-

vergeltung geschrieben: „man mache gut was man böse gemacht hat; oder büße durch eigene Verbrechen." Ich hoffe das erste. Europa wird gut machen was es im Taumel der Leidenschaft, unter den Hüllen des Aberglaubens und der Barbarei, unter dem Joche der Vorurtheile und des Despotismus böse gemacht hat; und die ganze Menschheit wird sich seiner kläreren Vernunft, seiner gesetzteren Billigkeit, seines richtigeren Calculs freuen.

Denken Sie sich eine Gattung Thiere, die nicht des Bedürfnisses, sondern des Vergnügens, der Kunst, der Raserei eines einzigen ihrer Art wegen sich selbst aufrieben, was würden Sie vom Urheber der Natur sagen? Sich selbst zu regieren, einander zur Glückseligkeit zu helfen, dazu ist das menschliche Geschlecht gemacht, nicht einander zu sieden, zu braten und künstlich zu morden.

Der große Friedrich nannte die Kriege Fieberanfälle der Menschheit. Dem Fieber ruft man einen Arzt. Auch dieß Fieber wird seinen Arzt finden, der seine Anfälle wenigstens lindere oder mindere. Denn das Menschengeschlecht dauert fort; was eine Zeit nicht thun konnte, kann die andere. **Plus ultra** ist der Spruch der Menschheit, **plus ultra!** Kein Hercules hat an die letzten Säulen gereicht; niemand wird sie erreichen.

23.

Neulich sprach jemand von einer Gesellschaft, von der er sonderbare Dinge behauptete. Er sagte: „ihre wahren Thaten seyen so groß, so weit aussehend daß ganze Jahrhunderte vergehen könnten, ehe man sagen dürfte: das haben sie gethan! Gleichwohl hätten sie alles Gute gethan, was noch in der Welt ist (merke wohl, sagte er, in der Welt!), und führen fort an alle dem Guten zu arbeiten was noch in der Welt werden wird (merke wohl, sagte er, in der Welt!). Und (setzte er hinzu) die wahren Thaten dieser Gesellschaft

zielen dahin um größtentheils alles was man gemeiniglich gute Thaten nennt entbehrlich zu machen.“

Wer war begieriger über dieses Räthsel als ich? Und hier ist ungefähr unser Gespräch darüber.

Gespräch über eine unsichtbar sichtbare Gesellschaft.

Er. Wofür hältst du die bürgerliche Gesellschaft der Menschen?

Ich. Für etwas sehr gutes.

Er. Unstreitig. Aber hältst du sie für Zweck oder für Mittel? Glaubst du daß die Menschen für die Staaten erschaffen worden, oder daß die Staaten für die Menschen sind?

Ich. Jenes scheinen einige behaupten zu wollen, dieses aber mag wohl das wahrere seyn.

Er. So denke ich auch. Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen könne. Das Totale der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser gibt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden, ist Bemäntelung der Tyrannei. Anders nichts —

Ich. Gut also! Das bürgerliche Leben des Menschen, alle Staatsverfassungen sind nichts als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit. Was weiter?

Er. Nichts als Mittel, und Mittel menschlicher Erfindung; ob ich gleich nicht läugnen will daß die Natur alles so eingerichtet daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen müssen. Nun sage mir, wenn die Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind, sollten sie allein von dem Schicksale menschlicher Mittel ausgenommen seyn?

Ich. Was nennst du Schicksale menschlicher Mittel?

Er. Das was unzertrennlich mit menschlichen Mitteln verbunden ist, daß sie nicht unfehlbar sind. Daß sie ihrer Absicht nicht allein nicht entsprechen, sondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ich. Ich glaube dich zu verstehen. Aber man weiß ja wohl woher es kommt, wenn so viel einzelne Menschen durch die Staatsverfassung an ihrer Glückseligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfassungen sind viele; eine ist also besser als die andere: manche ist sehr fehlerhaft, mit ihrer Absicht offenbar streitend; und die beste soll vielleicht noch erfunden werden.

Er. Das ungerechnet! Setze die beste Staatsverfassung, die sich nur denken läßt, schon erfunden; setze daß alle Menschen in der ganzen Welt diese beste Staatsverfassung angenommen haben: meinst du nicht daß auch dann noch, selbst aus dieser besten Staatsverfassung, Dinge entspringen müssen welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind, und wovon der Mensch in dem Stande der Natur schlechterdings nicht gewußt hätte?

Ich. Es würde dir schwer werden eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

Er. Die auch aus der besten Staatsverfassung nothwendig entspringen müssen? O zehne für eines.

Ich. Nur eines erst.

Er. Wir nehmen also die beste Staatsverfassung für erfunden an; wir nehmen an daß alle Menschen in der Welt in dieser besten Staatsverfassung leben; würden deßwegen alle Menschen in der Welt nur Einen Staat ausmachen?

Ich. Wohl schwerlich. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig seyn. Er müßte sich also in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nämlichen Gesetzen verwaltet würden.

Er. Und jeder dieser kleineren Staaten hätte sein eigenes Interesse? Jedes Glied desselben hätte das Interesse seines Staats?

Ich. Wie anders?

Er. Diese verschiedenen Interessen würden öfters mit einander in Collision kommen, so wie jetzt; und zwei Glieder aus zwei verschiedenen Staaten würden einander eben so wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet.

Ich. Sehr wahrscheinlich.

Er. Das ist: wenn jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet, so begegnet nicht mehr ein bloßer Mensch einem bloßen Menschen, sondern ein solcher Mensch begegnet einem solchen Menschen, die ihrer verschiedenen Tendenz sich bewußt sind, welches sie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauisch macht, noch ehe sie für ihre einzelne Person das Geringste mit einander zu schaffen und zu theilen haben.

Ich. Das ist leider wahr.

Er. Nun so ist es denn auch wahr daß das Mittel, welches die Menschen vereiniget um sie durch diese Vereinigung ihres Glücks zu versichern, die Menschen zugleich trennet. Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleineren Staaten würden ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben?

Ich. Das ist ein gewaltiger Schritt.

Er. Hätten sie das, so würden sie auch, sie möchten heißen wie sie wollten, sich unter einander nicht anders verhalten als sich unsere Christen und Juden und Türken von jeher unter einander verhalten haben. Nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen, sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug gegen einander streitig machen, und darauf

Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten.

Ich. Allenfalls dächte ich doch, so wie du angenommen hast daß alle Staaten einerlei Verfassung hätten, daß sie auch wohl alle einerlei Religion haben könnten. Ja ich begreife nicht, wie einerlei Staatsverfassung ohne einerlei Religion auch nur möglich ist.

Er. Ich eben so wenig. Auch nahm ich jenes nur an um dir deine Ausflucht abzuschneiden. Eines ist zuverlässig eben so unmöglich als das andere. Ein Staat, mehrere Staaten. Mehrere Staaten, mehrere Staatsverfassungen. Mehrere Staatsverfassungen, mehrere Religionen. — Nun sieh da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Gesellschaft ganz ihrer Absicht entgegen verursacht. Sie kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen; nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hinzuziehen. Laß mich noch das dritte hinzufügen. Nicht genug daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen theilet und trennet. Diese Trennung in wenige große Theile, deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch besser als gar kein Ganzes. — Nein, die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Theile gleichsam bis ins Unendliche fort.

Ich. Wie so?

Er. Oder meinst du daß ein Staat sich ohne Verschiedenheit von Ständen denken läßt? Er sey gut oder schlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe; unmöglich können alle Glieder unter sich das nämliche Verhältniß haben. — Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Antheil hätten, so können sie doch nicht gleichen Antheil haben, wenigstens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter sie gleich vertheilt worden, so kann

diese gleiche Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Es wird bald reichere und ärmere Glieder geben.

Ich. Das versteht sich.

Er. Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl gibt, die in dieser Verschiedenheit der Stände ihren Grund nicht hätten.

Ich. Wenn ich dir doch widersprechen könnte! Aber was willst du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünschen machen daß den Menschen der Gedanke sich in Staaten zu vereinigen nie möge gekommen seyn?

Er. Verkennst du mich so weit? Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebaut werden kann, ich würde sie auch bei weit größern Uebeln noch segnen.

Ich. Wer des Feuers genießen will, muß sich den Rauch gefallen lassen.

Er. Allerdings. Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist, durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? Sieh, dahin wollte ich.

Ich. Wohin? Ich verstehe dich nicht.

Er. Das Gleichniß war doch sehr passend. — Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten als durch jene Trennungen, werden sie darum gut, jene Trennungen?

Ich. Das wohl nicht.

Er. Werden sie darum heilig, jene Trennungen?

Ich. Wie heilig?

Er. Daß es verboten seyn sollte Hand an sie zu legen.

Ich. In Absicht....

Er. In Absicht, sie nicht größer einreißen zu lassen als die Nothwendigkeit erfordert. In Absicht, ihre Folgen so unschädlich zu machen als möglich.

Ich. Wie könnte das verboten seyn?

Er. Aber geboten kann es doch auch nicht seyn; durch bürgerliche Gesetze nicht geboten. Denn bürgerliche Gesetze erstrecken sich nie über die Gränzen ihres Staats. Und dieses würde nun gerade außer den Gränzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein opus supererogatum seyn, und es wäre bloß zu wünschen daß sich die Weisesten und Besten eines jeden Staats diesem operi supererogato freiwillig unterzögen.

Ich. Recht sehr zu wünschen.

Er. Recht sehr zu wünschen daß es in jedem Staat Männer geben möchte die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären, und genau wüßten wo Patriotismus Tugend zu seyn aufhöret.

Ich. Recht sehr zu wünschen!

Er. Recht sehr zu wünschen daß es in jedem Staat Männer geben möchte die dem Vorurtheil ihrer angebornen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten daß alles nothwendig gut und wahr seyn müsse was sie für gut und wahr erkennen.

Ich. Recht sehr zu wünschen!

Er. Recht sehr zu wünschen daß es in jedem Staat Männer geben möchte welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebet.

Ich. Recht sehr zu wünschen!

Er. Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch? Nicht bloß hier und da, nicht bloß dann und wann. Wie, wenn es dergleichen Männer jetzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ich. Wollte Gott!

Er. Und diese Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten? nicht immer in einer unsichtbaren Kirche?

Ich. Schöner Traum!

Er. Daß ich es kurz mache. Und diese Männer die *** wären?

(Hier nannte er mir den Namen der Gesellschaft; doch ohne mich im mindesten zu ihr einzuladen. Er, der aufrichtigste Mann, gestand selbst daß die genannten Absichten zu ihrem Geschäft nur so mit gehörten; daß „dieß Geschäft nichts willkürliches, nichts entbehrliches, sondern etwas nothwendiges sey, darauf man durch eignes Nachdenken eben sowohl verfallen könne als man durch andere darauf geführt wird; daß Worte, Zeichen und Gebräuche, daß die ganze Aufnahme in diese Gesellschaft nichts nothwendiges, nichts wesentliches sey;" und durch diese Winke geleitet, war ich auf sicherem Wege. Es begann zwischen uns ein zweites Gespräch, ungefähr folgendermaßen:

Ich. Wenn es auch außer deiner Gesellschaft eine andere, freiere Gesellschaft gäbe, die das große Geschäft, wovon wir sprachen, nicht als Nebensache, sondern als Hauptzweck, nicht verschlossen, sondern vor aller Welt, nicht in Gebräuchen und Sinnbildern, sondern in klaren Worten und Thaten; nicht in zwei oder drei Nationen, sondern unter allen aufgeklärten Völkern der Erde triebe; nicht wahr, so entließest du mir die Aufnahme in deine kleine Gesellschaft?

Er. Herzlich gern. Das Nitrum muß ja wohl in der Luft seyn, ehe es sich als Salpeter an den Wänden einer dunklen Kammer ansetzt.

Ich. Zumal wenn ich in dieser Gesellschaft, die zu allen Zeiten existirt hat und existiren wird, längst gelebt, und in ihr mein Vaterland, meine innigsten Freunde gefunden hätte?

Er. Desto besser.

Ich. Und in meiner Gesellschaft nichts von dem zu befürchten wäre was ich in der deinigen immer noch besorgen muß; wo nicht

Trug für Wahrheit, so wenigstens pädagogische Anleitung, Pedanterie des Herkommens, Aufhalt?

Er. Ganz nach meinem Sinn; aber nenne mir deine Gesellschaft.

Ich. Die Gesellschaft aller denkenden Menschen in allen Welttheilen.

Er. Groß genug ist sie; aber leider eine zerstreute, unsichtbare Kirche.

Ich. Sie ist gesammelt, sie ist sichtbar. Faust oder Guttenberg war, wie soll ich sagen? ihr Meister vom Stuhl, oder vielmehr ihr erster dienender Bruder. Ich treffe in ihr alles an was mich über jede Trennung der bürgerlichen Gesellschaft erhebt, und mich zum Umgange nicht mit solchen und solchen Menschen, sondern mit Menschen überhaupt, nicht nur einführt, sondern auch bildet.

Er. Ich verstehe dich wohl. Seitdem die Buchdruckerei ihre Worte und Zeichen in alle Welt sendet, sollte es, meinst du, keine geheimen Worte und Zeichen mehr geben. Indessen stiftet auch die Buchdruckerei nur eine idealische Gesellschaft.

Ich. Wie es in diesen Dingen seyn muß. Ueber Grundsätze können sich nur Geister einander erklären; die Zusammenkunft der Körper ist sehr entbehrlich, wenn sie nicht zugleich auch meistens sehr zerstreuend und verführerisch wäre. Im Umgang mit Geistern auf Fausts Mantel bleibt meine Seele frei; sie kann jedes Wort, jedes Bild prüfen.

Er. Und sie heben dich über alle Vorurtheile der Staaten, der Religion, der Stände?

Ich. Völlig. Entweder denke ich bei meinen Gesellschaftern Homer, Plato, Xenophon, Tacitus, Marc Antonin, Baco, Fenelon gar nicht daran zu welchem Staat oder Stande sie gehörten, welches Volkes und welcher Religion sie waren; oder wenn sie mich daran erinnern, geschieht's gewiß mit wenigerer Störung als es in deiner sichtbaren Gesellschaft je geschehen kann und mag.

Er. Gewiß.

Ich. Und kann darauf rechnen daß sich in dieser Gesellschaft, an eben diesen Grundsätzen und Lehren alle edlen Geister der Welt mit mir vereinigen.

Er. Und du kannst selbst mit ihnen sprechen, dich ihnen vernehmlich und hörbar machen auf eben dem Wege.

Ich. Wenn ich's wie du könnte! Ich sprach mit deinem Geist; ehe ich deine Person sah; ich kannte dich, ohne von einer geheimen Gesellschaft zu seyn, am Wort, am Griff, am Schlage. Deine und anderer Thaten haben längst und sicherer bei mir bewirkt was Gebräuche und Zeichen nur sehr unsicher und langsam bewirken könnten; sie haben mich über jedes Vorurtheil von Staatsverfassung, angeborner Religion, Rang und Ständen längst erhoben.

Er. Welche Thaten?

Ich. Poesie, Philosophie und Geschichte sind, wie mich dünkt, die drei Lichter die hierüber Nationen, Secten und Geschlechter erleuchten; ein heiliges Dreieck! Poesie erhebt den Menschen durch eine angenehme, sinnliche Gegenwart der Dinge über alle jene Trennungen und Einseitigkeiten. Philosophie gibt ihm feste, bleibende Grundsätze darüber, und wenn es ihm nöthig ist, wird ihm die Geschichte nähere Maximen nicht versagen.

Er. Ob aber auch diese Grundsätze, diese Maximen und Anschauungen Thaten wirkten? Gäbe nicht die Gesellschaft einen Antrieb mehr?

Ich. Ich nehme dir deine eigenen Worte aus dem Munde. „Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intensive Kraft gegeben! — Die Menge solcher Antriebe ist wie die Menge der Räder in einer Maschine. Je mehr Räder, desto wandelbarer."

Er. Und was wäre dein einziger Antrieb?

Ich. Humanität. Gäbe man diesem Begriff alle seine

Stärke, zeigte man ihn im ganzen Umfange seiner Wirkungen, und legte ihn als Pflicht, als unumgängliche, allgemeine, erste Pflicht, sich und andern ans Herz; alle Vorurtheile von Staatsinteresse, angeborner Religion, und das thörichtste Vorurtheil unter allen, von Rang und Stande würden —

Er. Verschwinden? Da irrest du dich sehr.

Ich. Nicht verschwinden; aber gedämpft, eingeschränkt, unschädlich gemacht werden; was deine genannte und vielleicht verdienstvolle Gesellschaft ja auch nur bewirken konnte, wenn sie es bewirken wollte. Weißt du es nicht besser als ich daß alle dergleichen Siege über das Vorurtheil von innen heraus, nicht von außen hinein erfochten werden müssen? Die Denkart macht den Menschen, nicht die Gesellschaft; wo jene da ist, formt und stimmt sich diese von selbst. Setze zwei Menschen von gleichen Grundsätzen zusammen; ohne Griff und Zeichen verstehen sie sich, und bauen in stillen Thaten den großen, edlen Bau der Humanität fort. Jeder, nachdem er kann, in seiner Lage, praktisch; er freuet sich aber auch am Werk anderer Hände, weil er überzeugt ist daß dieß unendliche, unabsehliche Gebäude nur von allen Händen vollführt werden kann, daß alle Zeiten, alle Beziehungen dazu erfordert werden, mithin ein jeder einen jeden nicht einmal kennen darf, kennen soll, geschweige daß er ihn durch Eidschwüre, durch Gesetze und Symbole bände.

Er. Du bist auf dem rechten Wege; auf ihm gibt es freie Arbeit. Kein wahres Licht läßt sich verbergen, wenn man es auch verbergen wollte; und das reinste Licht sucht man nicht eben in den Grüften.

Ich. Alle solche Symbole mögen einst gut und nothwendig gewesen seyn; sie sind aber, wie mich dünkt, nicht mehr für unsre Zeiten. Für unsre Zeiten ist gerade das Gegentheil ihrer Methode nöthig, reine, helle, offenbare Wahrheit.

Er. Ich wünsche dir Glück. Glaubst du aber nicht daß man auch dem Wort Humanität einen Fleck anhängen werde?

Ich. Das wäre sehr inhuman. Wir sind nichts als Menschen; sey du der erste unsrer Gesellschaft.)[1]

24.

Sie fürchten daß man dem Wort Humanität einen Fleck anhängen werde; könnten wir nicht das Wort ändern? Menschheit, Menschlichkeit, Menschenrechte, Menschenpflichten, Menschenwürde, Menschenliebe?

Menschen sind wir allesammt, und tragen sofern die Menschheit an uns, oder wir gehören zur Menschheit. Leider aber hat man in unsrer Sprache dem Wort Mensch, und noch mehr dem barmherzigen Wort Menschlichkeit so oft eine Nebenbedeutung von Niedrigkeit, Schwäche und falschem Mitleid angehängt, daß man jenes nur mit einem Blick der Verachtung, dieß mit einem Achselzucken zu begleiten gewohnt ist. „Der Mensch!"[2] sagen wir jammernd oder verachtend, und glauben einen guten Mann aufs lindeste mit dem Ausdruck zu entschuldigen: „es habe ihn die Menschlichkeit übereilet." Kein Vernünftiger billigt es daß man den Charakter des Geschlechts, zu dem wir gehören, so barbarisch hinabgesetzt hat; man hat hiemit unweiser gehandelt als wenn man den Namen seiner Stadt oder Landsmannschaft zum Ekelnamen machte. Wir also wollen uns hüten daß wir zu Beförderung solcher Menschlichkeit keine Briefe schreiben.

[1] Der erste Theil dieses Gesprächs ist aus Lessings Ernst und Falk, Gespräche für Freimaurer, Wolfenbüttel 1781 genommen, denen der zweite Theil des Gesprächs eine andere Wendung gibt.

[2] Adelung hat sofar dem verbannenswürdigen Ausdruck „das Mensch" einen langen Artikel einräumen müssen.

Der Name Menschenrechte kann ohne Menschenpflichten nicht genannt werden; beide beziehen sich auf einander, und für beide suchen wir Ein Wort.

So auch Menschenwürde und Menschenliebe. Das Menschengeschlecht, wie es jetzt ist und wahrscheinlich lange noch seyn wird, hat seinem größesten Theil nach keine Würde; man darf es eher bemitleiden als verehren. Es soll aber zum Charakter seines Geschlechts, mithin auch zu dessen Werth und Würde gebildet werden. Das schöne Wort Menschenliebe ist so trivial worden daß man meistens die Menschen liebt, um keinen unter den Menschen wirksam zu lieben. Alle diese Worte enthalten Theilbegriffe unseres Zwecks, den wir gern mit Einem Ausdruck bezeichnen möchten.

Also wollen wir bei dem Wort Humanität bleiben, an welches unter Alten und Neuern die besten Schriftsteller so würdige Begriffe geknüpft haben. Humanität ist der Charakter unsres Geschlechts; er ist uns aber nur in Anlagen angeboren, und muß uns eigentlich angebildet werden. Wir bringen ihn nicht fertig auf die Welt mit; auf der Welt aber soll er das Ziel unsres Bestrebens, die Summe unsrer Uebungen, unser Werth seyn; denn eine Angelität im Menschen kennen wir nicht, und wenn der Dämon der uns regiert kein humaner Dämon ist, werden wir Plagegeister der Menschen. Das Göttliche in unserm Geschlecht ist also Bildung zur Humanität; alle großen und guten Menschen, Gesetzgeber, Erfinder, Philosophen, Dichter, Künstler, jeder edle Mensch in seinem Stande, bei der Erziehung seiner Kinder, bei der Beobachtung seiner Pflichten, durch Beispiel, Werk, Institut und Lehre hat dazu mitgeholfen. Humanität ist der Schatz und die Ausbeute aller menschlichen Bemühungen, gleichsam die Kunst unsres Geschlechtes. Die Bildung zu ihr ist ein Werk das unabläßig fortgesetzt werden

muß; oder wir sinken, höhere und niedere Stände, zur rohen Thierheit, zur Brutalität zurück.

Sollte das Wort Humanität also unsre Sprache verunzieren? Alle gebildeten Nationen haben es in ihre Mundart aufgenommen; und wenn unsre Briefe einem Fremden in die Hand kämen, müßten sie ihm wenigstens unverfänglich scheinen; denn Briefe zu Beförderung der Brutalität wird doch kein ehrliebender Mensch wollen geschrieben haben.

25.

Gern nehme ich mit Ihnen das Wort Humanität in unsre Sprache, wenigstens im Kreise unsrer Gesellschaft auf; der Begriff den es ausdrückt, noch mehr aber dessen Geschichte scheint ihm das Bürgerrecht zu geben.

Solange der Mensch, dieß wunderbare Räthsel der Schöpfung, sich seinem sichtbaren Zustande nach betrachtete, und sich dabei mit dem was in ihm lag, mit seinen Anlagen und Willenskräften oder gar mit äußern Gegenständen der dauernden Natur verglich, so ward er auf das Gefühl der Hinfälligkeit, der Schwäche und Krankheit zurückgestoßen; daher in mehreren morgenländischen Schriften dieser Begriff dem Namen unsres Geschlechts ursprünglich beigesellt ist. Der Mensch ist von Erde, eine zerbrechliche, von einem flüchtigen Odem durchhauchte Leimhütte; sein Leben ist ein Schatte, sein Loos ist Mühe auf Erden. [1]

Schon dieser Begriff führte zur Menschlichkeit, d. i. zum erbarmenden Mitgefühl des Leidens seiner Nebenmenschen, zur Theilnahme an den Unvollkommenheiten ihrer Natur, mit dem Bestreben

[1] Siehe in Friedrich Schlegels trefflichem Werke über der alten Indier Weisheit und Sprache, den ursprünglich klagenden Ton ihrer heiligen Schriften; als wäre darin etwas merkbar von der Betrübniß nach dem Fall. M.

diesen zuvorzukommen oder ihnen abzuhelfen. Die Morgenländer sind so reich an Sittensprüchen und Einkleidungen, die dieß Menschengefühl als Pflicht einschärfen oder als eine unserm Geschlecht unentbehrliche Tugend empfehlen, daß es sehr ungerecht wäre ihnen Humanität abzusprechen, weil sie dieß Wort nicht besaßen.

Die Griechen hatten für den Menschen einen edleren Namen: *ἀνθρωπος*, ein Aufwärtsblickender, der sein Antlitz und Auge aufrecht empor trägt, oder wie Plato es noch künstlicher deutet, einer der, indem er sieht, auch überzählt und rechnet. Sie konnten indessen ebensowenig umhin, in diesem aufrechtblickenden, vernunftartigen Geschlecht alle die Mängel zu bemerken die zum bedauernden Mitgefühl, also zur Humanität und zur Gesellung führen. In Homer und allen ihren Dichtern kommen die zärtlichsten Klagen über das Loos der Menschheit vor. Erinnern Sie sich der Worte Apolls, wenn er die armen Sterblichen beschreibt,

— Wie sie gleich den Blättern des Baums, jetzt grünen und frisch sind,
Von den Früchten der Erde sich nährend; dann aber in kurzem
Welken und fallen entseelet dahin —

Oder wenn Jupiter selbst die unsterblichen Rosse Achills bedauert, die um ihren Gebieter trauern:

— Er sprach im Innern der Seele:
Arme, warum gaben wir euch dem Könige Peleus,
Einem Sterblichen, euch, die niemals altern und sterben!
War's, mit den unglückseligen Menschen euch leiden zu sehen?
Denn elender ist nirgend ein Wesen als es der Mensch ist;
Keines von allen die über der Erde sich regen und athmen. —

In demselben Ton singen ihre lyrischen Dichter.

Nächst der Selbsterhaltung ward es also die erste Pflicht der Menschheit, den Schwächen unserer Nebengeschöpfe beizuspringen und sie gegen die Uebel der Natur oder die rohen Leidenschaften ihres eignen Geschlechts

in Schutz zu nehmen. Dahin ging die Sorge ihrer Gesetzgeber und Weisen daß sie in Worten und Gebräuchen den Menschen diese unentbehrlichen heiligen Pflichten gegen ihre Mitmenschen anempfahlen, und dadurch das älteste Menschen- und Völkerrecht gründeten. Religion war's, vom Morde sich zu enthalten, dem Schwachen beizuspringen, dem Irrenden den rechten Weg zu zeigen, des Verwundeten zu pflegen, den Todten zu begraben. In Religion wurden die Pflichten des Ehebundes, der Eltern gegen die Kinder, der Kinder gegen die Eltern, des Einheimischen gegen die Fremden eingehüllet, und allmählich dieß Erbarmen auch auf Feinde verbreitet.[1] Was Poesie und gesetzgebende Weisheit begonnen hatten, entwickelte die Philosophie endlich; und wir haben es insonderheit der Sokratischen Schule zu danken daß in Form so mannichfaltiger Lehrgebäude die Kenntniß der Natur des Menschen, seiner wesentlichen Beziehungen und Pflichten das Studium der erlesensten Geister ward. Was Sokrates bei den Griechen that, brachten bei andern Völkern andre zu Stande; Confucius z. B. ist der Sokrates der Sineser, Menu der Indier worden; denn überhaupt sind die Gesetze der Menschenpflicht keinem Volk der Erde unbekannt geblieben. In jeder Staatsverfassung aber hat sie nach Lage und Zeit das sogenannte Bedürfniß des Staats theils befördert, theils aufgehalten und verderbet.

Unter den Römern also, denen das Wort Humanität eigentlich gehört, fand der Begriff Anlaß genug sich bestimmter auszubilden. Rom hatte harte Gesetze gegen Knechte, Kinder, Fremde, Feinde; die obern Stände hatten Rechte gegen das Volk u. s. Wer diese Rechte mit größester Strenge verfolgte, konnte gerecht seyn, er war aber dabei nicht menschlich. Der Edle, der von diesen Rechten, wo sie unbillig waren, von selbst nachließ, der gegen

[1] Heyne hat diesen Zweck alter griechischer Institute in mehreren seiner opuscul. academic. vortrefflich gezeiget.

Kinder, Sklaven, Niedre, Fremde, Feinde nicht als römischer Bürger oder Patricier, sondern als Mensch handelte, der war humanus, humanissimus, nicht etwa in Gesprächen nur und in der Gesellschaft, sondern auch in Geschäften, in häuslichen Sitten, in der ganzen Handlungsweise. Und da hiezu das Studium und die Liebe der griechischen Weltweisheit viel that, daß sie den rauhen, strengen Römer nachgebend, sanft, gefällig, billigdenkend machte, konnte den bildenden Wissenschaften ein schönerer Name gegeben werden als daß man sie menschliche Wissenschaften nannte? Gewiß war von ihnen die Philosophie nicht ausgeschlossen;[1] vielmehr war sie dieser bildenden Wissenschaften Erzieherin und Gesellin, bald ihre Mutter, bald ihre Tochter gewesen.

Da bei den Römern also die Humanität zuerst als eine Bezähmerin harter bürgerlicher Gesetze und Rechte, als die eigentliche Tochter der Philosophie und bildenden Wissenschaften einen Namen gewonnen hat, der sich mit diesen nachher weiter vererbte, so lassen Sie uns ja Namen und Sache ehren. Auch in den abergläubigsten, dunkelsten Zeiten erinnerte der Name humaniora an den ernsten und schönen Zweck den die Wissenschaften befördern sollten; diesen wollen wir, da wir menschliche Wissenschaften doch nicht wohl sagen können, mit und ohne dem Wort Humanität, nie vergessen, nie aufgeben. Wir bedürfen dessen eben so wohl als die Römer.

Denn blicken Sie jetzt weiterhin in die Geschichte; es kam eine Zeit da das Wort Mensch (homo) einen ganz andern Sinn bekam, es hieß ein Pflichtträger, ein Unterthan, ein Vasall, ein Diener.[2] Wer dieß nicht war, der genoß keines Rechts, der war seines Lebens nicht sicher; und die, denen jene dienenden Menschen zugehörten, waren Uebermenschen. Der Eid, den man ihnen ablegte, hieß Menschenpflicht (homagium), und wer ein freier

[1] Ernesti's Rede de humanitatis disciplina ist hierüber bekannt.

[2] Daher noch der Ausdruck: er ist ein homo! Du homo! „u. f."

Mann seyn wollte, mußte durch den Mannrechtsbrief beweisen daß er kein homo, kein Mensch sey. Wundern Sie sich nun daß dem Wort Mensch in unsrer Sprache ein so niedriger Begriff anklebt? seiner Abstammung selbst nach heißt es ja nichts anders als ein verachteter Mann, Mennisk', ein Männlein. [1] Auch Leute, Leutlein wurden nur als Anhängsel des Landes betrachtet das sie bebauen mußten, auf welchem sie starben. Der Fürst, der Edle, war Herr und Eigenthümer über Land und Leute; und seine Seckelträger, Canzlisten, Capellane, Vasallen und Clienten waren homines, Menschen oder Menschlein, mit mancherlei Nebenbestimmungen, die ihnen bloß das Verhältniß gab, nach welchem sie ihm angehörten. [2] Lassen Sie uns ja zum Begriff der Humanität bei Griechen und Römern übergehen; denn bei diesem barbarischen Menschenrecht wird uns angst und bange.

26.

Das Hauptgut wollen wir ja nicht vergessen, das uns die tiefere Betrachtung der Menschennatur für alle Zeiten erworben hat; es ist die Erkenntniß unsrer Kräfte und Anlagen, unsres Berufes und unsrer Pflicht. Eben in dem wodurch der Mensch von Thieren sich unterscheidet, liegt sein Charakter, sein Adel, seine Bestimmung; er kann sich davon so wenig als von der

[1] Weder Wachter noch Adelung haben diesen Ursprung der Endung im Wort Mennisk bemerkt; er scheint aber der wahre, denn wenn man das Wort Mensch nach niedersächsischer, d. i. der alten und ächten Art ausspricht, so heißt es Mens-ch (Mensk), d. i. ein elender unbewehrter Mann, ein Männlein.

[2] S. hierüber Du Fresne Glossar. artic. *Homo*: Homines denariales, chartularii, fiscales, ecclesiastici, de corpore, pertinentes, commendati, casati, feudales, exercitales, ligii, de manu mortua, de suis manibus, de manupastu etc.

Menschheit selbst lossagen. Dieß ist das wahre studium humanitatis, in welchem uns Griechen und Römer vortrefflich vorgegangen sind; Schande, wenn wir ihnen nachbleiben wollten!

Der Mensch hat einen Willen, er ist des Gesetzes fähig; seine Vernunft ist ihm Gesetz. Ein heiliges, unverbrüchliches Gesetz, dem er sich nie entziehen darf, dem er sich nie entziehen soll. Er ist nicht etwa nur ein mechanisches Glied der Naturkette; sondern der Geist, der die Natur beherrscht, ist theilweise in ihm. Jener soll er folgen; die Dinge um ihn her, insonderheit seine eignen Handlungen, soll er dem allgemeinen Principium der Welt gemäß anordnen. Hierin ist er keinem Zwange unterworfen, ja er ist keines Zwanges fähig. Er constituiret sich selbst; er constituirt mit andern ihm Gleichgesinnten nach heiligen, unverbrüchlichen Gesetzen eine Gesellschaft. Nach solchen ist er Freund, Bürger, Ehemann, Vater; Mitbürger endlich der großen Stadt Gottes auf Erden, die nur Ein Gesetz, Ein Dämon, der Geist einer allgemeinen Vernunft und Humanität beherrschet, ordnet, lenket.

Doch warum spreche ich und lasse nicht lieber den menschenfreundlichen Kaiser sprechen, der in seinen Betrachtungen über sich selbst mehr als in seiner Statue vor dem Capitol als Gesetzgeber der Welt dem Menschengeschlechte sanftmüthig-groß gebietet?

Marc Antonin über sich selbst.

„Vom Apollonius habe ich gelernt frei zu seyn, und ohne Wankelmuth unbeweglich; auf nichts anders auch mit dem kleinsten Seitenblick hinzusehen, als auf die Vernunft; immer derselbe zu seyn, unter den heftigsten Schmerzen, beim Verlust eines Kindes, in langwierigen Krankheiten. Wie in einem lebendigen Muster habe ich an ihm deutlich ersehen, wie derselbe Mann sehr strenge und doch auch nachgebend seyn könne. Ich habe von ihm gelernt, wie man

von Freunden sogenannte Gefälligkeiten annehmen könne, daß man ihnen weder verhaftet werde, noch solche gefühllos zurückweisen dürfe."

„Vom Sextus lernte ich Wohlwollen; ich empfing das Muster einer väterlichen Hausverwaltung, und den Sinn nach der Natur zu leben. Ich lernte ernst seyn ohne Steifheit, mich in Freunde schicken ohne Laune, Unwissende und vom Wahn Geleitete dulden. An ihm sah ich was Gefälligkeit gegen jedermann sey, denn sein Umgang war angenehmer als alle Schmeichelei, und doch blieb er zu eben der Zeit bei allen in Achtung."

„Von meinem Bruder Severus lernte ich Verwandte, Recht und Wahrheit lieben. Durch ihn lernte ich einen Thrasea, Helvidius, Cato, Dion und Brutus kennen; ich empfing die Idee eines Staats, der nach gleichen Gesetzen und Rechten verwaltet wird, einer Regierung die der Freiheit ihrer Unterthanen die höchste Achtung erweiset. Von ihm lernte ich standhaft und ohne Scheu die Philosophie hochschätzen, gutthätig seyn auf die beste reichste Weise, jederzeit das Beste hoffen, und auf die Liebe der Freunde trauen; es ihnen gestehen worin man mit ihnen unzufrieden sey; was man wolle oder nicht wolle sie nicht errathen lassen, sondern es ihnen klar sagen."

„Haben wir den Verstand mit einander gemein, so ist uns auch die Vernunft gemein, durch die wir vernünftig sind. Ist dieses, so ist uns auch die Vernunft gemein die vorschreibt was wir zu thun und nicht zu thun haben. Ist dieß, so haben wir auch ein gemeinschaftliches Gesetz. Ist das, so sind wir Bürger und nehmen an Einem gemeinschaftlichen Staate Theil. Dieser Staat ist die Welt; denn was für einen andern Staat könnte jemand nennen, an dem das ganze Menschengeschlecht theilnehme? Aus diesem gemeinschaftlichen Staat also haben wir alle denselben Verstand, dieselbe Vernunft, dieselbe gesetzgebende Vernunft; denn woher hätten wir sie sonst? Wie das Irdische an mir, das Feuchte, das Luftige,

das Feurige jedes aus der Quelle seines Elements kommt, und dahin gehöret, so muß auch der Verstand irgend woher seyn und dazu gehören."

„Was dir füglich ist, o Weltall, ist auch mir bequem. Nichts kommt mir zu frühe, nichts zu spät was dir recht ist. Alles ist mir Frucht, o Natur, was deine Horen mir bringen. Aus dir kommt alles, in dir ist alles, in dich kehrt alles zurück. Wenn jener sagte: o du geliebte Cecrops-Stadt, sollte ich nicht sagen: o du geliebte Gottes-Stadt!"

„Der Geist des Weltalls ist ein Gemeinheitstifter. Das Schlechtere hat er des Bessern wegen hervorgebracht, das Bessere harmonisch zu einander geordnet. Du siehest wie er unter-, wie er zusammenordnete, wie er jedem Dinge nach Würde das Seinige zutheilte, und die edelsten Wesen zum einstimmigen Wohlwollen, zum Gleichsinn gegen einander verknüpft hat."

„Stehest du des Morgens ungern auf, so ermuntere dich mit dem Gedanken: ich erwache zum Werk des Menschen! Sollte ich mit Unwillen dran gehen, das zu thun, deßhalb ich geboren, dazu ich in die Welt kommen bin? „Die Ruhe ist aber angenehm." Bist du zum Genießen geboren? oder nicht vielmehr zum Thun, zum Wirken? Siehest du nicht, wie Gewächse, Vögel, Ameisen, Spinnen, Bienen die Welt auf ihrem Platze mitzieren? und du, ein Mensch, wolltest deinen Menschenberuf nicht erfüllen? Du eilst nicht zu dem was deine Natur von dir fordert? Du liebst dich also nicht selbst, da du deine Natur und ihr Gesetz nicht liebest. Andre, die ihre Kunst lieben, zehren sich in Ausübung derselben ab, sie vergessen Speise und Trank; du aber schätzest deine Menschennatur geringer als der Drechsler die Drehekunst, der Tänzer die Tanzkunst, der Geizige das Geld, der Ehrsüchtige ein wenig Ehre. Scheinen dir Arbeiten zum gemeinen Wohlseyn zu geringe, als daß sie gleichen Fleißes bedürften?"

„Siehe zu, daß du nicht verkaisert werdest; nimm die Tinctur nicht an. Denn das geschieht leicht! Erhalte dich einfach, gut, unverfälscht, ernsthaft, prachtlos, rechtliebend, gottverehrend, sanftmüthig, liebend die Deinigen, tapfer zu jedem wohlanständigen Werk. Kämpfe daß du der bleibest zu dem dich die Philosophie machen wollte. Verehre die Götter, erhalte die Menschen. Kurz ist das Leben; und es gibt nur Eine Frucht des irdischen Lebens: ein heiliges Gemüth und zum Wohl der Gesellschaft dienende Werke."

„Glaube nicht daß wenn dir etwas schwer dünkt, es dem Menschen unmöglich sey; und was dem Menschen je möglich war, das halte auch dir möglich."

„Gegen unvernünftige Thiere, überhaupt auch bei allen vorkommenden vernunftlosen Dingen und Geschäften betrage dich als einer der Vernunft hat, großmüthig und frei. Gegen Menschen aber, als gegen vernünftige Wesen, betrage dich mit gemeinschaftlicher, geselliger Vernunft."

„Die Menschen sind um einander willen da. Belehre sie also, oder ertrage sie."

„Fange endlich einmal an, ein Mensch zu seyn; hüte dich aber eben so wohl den Menschen zu schmeicheln, als über sie zu zürnen. Beides ist wider die Pflicht der Gesellschaft; beides ist schädlich."

„Welche Macht und Würde hat der Mensch! Nichts zu thun als was die Gottheit selbst billigen würde; und alles aufzunehmen was ihm Gott anweiset."

„Mensch! du warest in diesem großen Staate Gottes ein Mitbürger; was kümmert es dich daß du es nur fünf Jahre lang warest? Was nach Gesetzen geschieht, thut niemanden unrecht. Was ist denn schreckliches darin daß dich nicht ein Tyrann, noch ein ungerechter Richter, sondern die Natur wegruft, die dich in diesen Staat einführte? eben wie den Schauspieler, den der Prätor dung, der Prätor auch von der Schaubühne entläßt. — „Aber die

fünf Acte des Stücks sind von mir noch nicht geendet, sondern nur drei. „Wohl! Im Leben sind drei Acte auch ein Stück. Was ein Ganzes seyn soll, bestimmet der der einst Compositeur, jetzt Auflöser des Spiels ist. Du bist keins von beiden. Geh also zufrieden fort; auch er entläßt dich zufrieden."

— So spricht Marc Antonin auf allen Blättern. Wir wollen nicht sagen: „Heiliger bitte für uns," sondern: „menschlicher Kaiser, sey uns ein Muster."

27.

Neulich lernt' ich in der Gesellschaft unsrer Unsichtbar-sichtbaren [1] einen besondern Mann kennen, der sich Realis de Vienna nannte. Er nahm es als Deutscher mit allen Ausländern um den Preis der Wissenschaften und des Verstandes auf, und tadelte mehrere Schriftsteller Deutschlands daß sie die Ehre ihres Vaterlandes zu sehr verkannt, Fremde zu sehr gelobt, ihnen nachgeahmt, geschmeichelt haben. — — Doch Sie sollen seine Behauptungen selbst hören:

„Deutschlands Vorzug bestehet in diesen vier Stücken: daß es nach der langen Nacht der dicken Unwissenheit die ersten, die meisten, die höchsten Erfinder gehabt, und in 900 Jahren mehr Verstand erwiesen als die übrigen 4 Meistervölker zusammen in 4000 Jahren. Man kann mit Wahrheit sagen, Gott habe die Welt durch zwei Völker klug machen wollen, vor Christi Geburt durch die Griechen, nach Christo durch die Deutschen. Die griechische Weisheit kann man das alte Vernunfttestament, die deutsche das neue nennen."

[1] Daß dieses keine Swedenborgische Geisterversammlung oder eine andre geheime Gesellschaft sey, ist aus dem drei und zwanzigsten Briefe klar. Die Sichtbar-unsichtbaren und Unsichtbar-sichtbaren sind nichts mehr und minder als gedruckte Schriften.

„Durch zwei Stücke wird vornehmlich ein Volk herrlich, durch Ehrliebe und Verstand zusammen; Tapferkeit, und alles andre was dazu hilft, muß durch jene zwei eingerichtet werden; aus ihnen kommt Reichthum und Macht, aus allen mit einander endlich Ruhm, den alle Welt sucht. Die Deutschen sind aus Mangel der Großmüthigkeit und Landesliebe, die übrigen Europäer (außer den berühmten fünf Hauptvölkern) aus Mangel der Erfinder und großen Weltweisen zurückgeblieben.“

„Verachtung kommt aus Feigheit, Niedertracht oder Dummheit; jede allein kann arm, ohnmächtig und verachtet machen. Verstand aber allein, oder Großmüthigkeit allein machen nicht berühmt; sie müssen zusammen seyn.“

„Aus Wahn von der ausländischen Klugheit fließt die deutsche Niederträchtigkeit; oder ist sie schon in uns, so wird sie gräulich vermehrt und verhärtet. Hieraus folgt die unsinnige Aefferei; hieraus die Verstandesverfinsterung, Jugend- und Zeitverlust, die Schwindelreisen, die Geldverschleuderung und deutsche Armuth, fremder Nationen Reichthum, ihre Macht, Stolz, Trotz, ihre Verleumdungen und der Deutschen Verachtung, das Märchen von der Deutschen Dummheit, unsre Bettelei, daß wir der Ausländer Lohnsoldaten heißen, stetiges Kriegen und Blutvergießen, da wir auf unsre eignen Unkosten gepeitscht werden, Verlust so vieler Länder und Städte, Verlust der deutschen Vertraulichkeit, Aufrichtigkeit, Glückseligkeit, mit Vertauschung der hochgeachteten fremden Sitten, Liederlichkeit und Blindheit. Alles dieß hängt an einander am Märchen von der ausländischen Klugheit und deutschen Einfalt.“

„Dieß Märchen scheuet man sich ins Licht zu setzen wegen der angeerbten sklavischen Niedertracht, wegen Mangel der Wahrheitsliebe, Seltenheit des gesunden Urtheils, endlich aus Mangel der Geschichtskenntniß. Man begnügt sich mit Widersprechen, Wehklagen, Seufzen und Betteln: „die Ausländer möchten uns doch mit in ihre

Gesellschaft nehmen, wir gehörten auch unter die fünf klugen Jungfrauen, u. f." Dieß beweiset man, statt Erfinder anzuführen, mit Schulmeistern, Pfarrern, Sprachkünstlern und geduldig schwitzendem Volk, welche Fleiß für Verstand halten; mit Stopplern und Ausziehern, woraus eben die Ausländer unsre Dummheit beweisen wollen. Wir haben nicht einmal das Herz unsre Erfindungen wider die Ausländer zu vertheidigen; sobald sich derselben eine einer zuschreibt, so ist's damit aus, sie ist verloren."

„Was geht mich ein hochbegabt Volk oder der tugendhafteste Mensch der Welt an, wenn er mich schändet? Ich habe die Briefe von seiner Tugend, wenn er mich verleumdet. Tugend muß man zwar auch am Feinde loben, wo es der Wahrheit Ehre fordert; sonst aber muß man von seines Feindes Tugend stillschweigen, sonderlich wo sein Lob uns Schaden bringt. Doch wird ein Tugendhafter hochbegabte Leute nimmer schimpfen."

„Bescheidenheit wird nur gegen ehrliche Leute erfordert; Irrende muß man unterrichten, nicht schimpfen mit harten Worten; Bosheit aber muß mit Beschämung gestraft werden, Unterricht hat da keine Statt. Will man vorsätzliche Bosheit ehrerbietig unterrichten, den Wolf bitten die Schafe nicht zu fressen, so wird Bosheit durch die Ehre gestärkt, und andre zu gleicher Bosheit gereizt; bonis nocet, malis qui parcit.

„Wie unzeitige Barmherzigkeit der ärgste Grimm ist, so stiftet unzeitige Ehrerbietung weit mehr Unglück als unnöthiger, allzugroßer Zorn. Der Päpstler mörderischer Eifer hat mit Geißeln, Martern, Brennen die Welt nicht so verderbt, als die heimliche Herrschsucht der bescheidnen Höflichen, der heiligen Heuchler tückische oder dumme Sanftmuth. Wie die abgedroschene Predigt von der Freiheit eine Eitelkeit ist, so ist's mit dem Senf der Bescheidenheit ein herber Betrug, daran ein Aufrichtiger sich nicht kehret. Den Betrüger einen

Betrüger zu nennen, gehört nicht nur zur Aufrichtigkeit, sondern auch mit zur Freiheit; es ist eine nothwendige Sache."

„Unsre Ehrenretter, wenn sie am eifrigsten sind, werfen den Franzosen die lächerlichsten Kindereien vor, die gar nichts bedeuten. Also, wenn sie ihnen heftig wehe thun, und sie mit Vorhaltung grober Fehler recht demüthigen wollen, so zählen sie her wie hier und da ein Franzose Wittenberg, Altorf, Rostock nicht gekannt und diese Städte für Personen gehalten. Nun ist zwar der Fehler grob genug; inmittelst weil solche Unwissenheit als Stolz und Verachtung unser herrührt, warum wollen wir damit ihre Dummheit beweisen? Ihre Sachen wieder verachten, nicht bewundern, anbeten, geschweige für Millionen kaufen, ihnen Urtheil- und Sinnigkeitfehler, Erfindungsmangel und Dieberei vorhalten, war die rechte Rache; diese kann demüthigen. Wie werden wir sie damit demüthigen, woraus sie Ehre suchen, nämlich aus Verachtung der deutschen Sachen, woran wir selbst Schuld sind, weil wir unsre Sachen selbst verachten.'

„Die Ausländer halten's für den ärgsten Spott uns etwas nachzuthun, das hernach an ihnen unser hieße, vielweniger werden sie es mit Prahlerei thun und uns dabei herausstreichen. Nehmen sie etwas von uns an, so thun sie es verstohlen, schämen sich der Annehmung und Nachahmung, und läugnen daß es unser sey mit Zorn und Gift. Und der Deutschen Ehre soll die Affenkunst der Nachahmung seyn und bleiben?"

„Lernen ist eigentlich der Kinder Amt und Eigenschaft, daher Kinder der Strafe unterworfen sind; sie müssen gehorchen. Erwachsenen Leuten ist's gar unanständig, lernen sollen was sie selbst können sollten; weit unanständiger aber ist einem ganzen Volk, einem anderen Volk zu gehorchen. Nachahmen gehört entweder zum Lernen oder zur Knechtschaft."

„Der Schüler ist allezeit unterm Lehrmeister, der Erfinder hat

die Ehre vorm Nachmacher; Erfindung macht Naturherren, Nachahmung Naturknechte."

„Wenn ein ganz Haus mit allen Hausgenossen, alt und jung, sich gegen seinen Nachbar so anstellte; der Mann ahmete dem Nachbar, die Frau der Nachbarin, Töchter, Söhne, Knechte, Mägde, ahmten den Töchtern, Söhnen, Knechten, Mägden des Nachbars nach, würde nicht die ganze Stadt sagen: das Haus ist voll Narren, die drin wohnen sind alle unsinnig! Und trieben sie die Haserei nur aus Unbedachtsamkeit, würden nicht alle Kinder auf der Gasse von diesen tollen Klugen als Nichtswürdigen zu reden wissen? Was würde man aber sprechen, wenn diese Nachahmer den Ersten noch Geld dazu geben, daß sie derselben Narren seyn dürften? Von einem ganzen Lande nun ist es noch niedriger." — —

In dem Ton sprach Realis de Vienna weiter. Er zeigte daß die Nachahmung zumal der Franzosen den Deutschen schädlich und verderblich sey; durch sie versaure und verroste der Verstand, man versuche nichts und verzage an eigenen Kräften. Mit Nachahmung seyen die welschfranzösischen Laster zu uns gekommen. Wir hätten das Nachahmen nicht nöthig; ja man müßte den Deutschen auch in nützlichen Dingen die Aefferei nicht zulassen, weil keine Gränze bestimmt werden könne, was? wie viel? wie weit nachzuäffen sey? Der Deutsche sey beim Nachahmen ungeschickt u. s. — Was dünkt Ihnen zu diesem Autor?

28.

Realis de Vienna ist keine erdichtete Person. Er lebte zu Anfange unseres Jahrhunderts, da die Cultur der höheren Wissenschaften durch Leibnitz auch in Deutschland neuen Platz gewann; zugleich aber hatte sie damals mit dem elendesten Pedantismus der Hof- und Schulhasen (wie Realis sie nennt) zu streiten. An

Höfen blühete eine französische Galanterie, von der wir uns kaum noch einen Begriff machen können; einige Schulpedanten wollten den Hofgecken nachahmen; so entstand die Talandrische, die Menantische, die Weisische Schreibart. Der verdienstreiche Christian Thomasius selbst konnte sich diesem sinkenden Boden nicht entziehen, und ward in manchem ein Hofphilosoph, allerdings nicht im besten Geschmack. Die Literargeschichte, die damals auch im Gange war, hinkte dem allgemeinen Geschmack nach, schmeichelte den Ausländern; der Schall von Ludwig XIV. hatte die Welt erfüllet, und in den deutschen Glocken sausete er in massiverem Ton um so länger nach.

Da erkühnte sich nun dieser Realis de Vienna den Hof- und Schulfüchsen deutscher Nation entgegen zu sprechen, und schrieb eine

Prüfung des europäischen Verstandes durch die weltweise Geschichte.

Er schrieb sie: ich zweifle daß sie je gedruckt worden. Das Manuscript muß sonderbare Schicksale gehabt haben; denn in der vorliegenden Schrift: „Nachricht von Realis de Vienna Prüfung" werden sonderbare Umstände lautbar. Die Handschrift (so sagt der Verfasser) sey 21 Jahre umhergegangen, seitdem sie Professor Adam Rechenberg in Leipzig (Christian Thomasens Schwager), dem Buchführer im Jahre 1693 entführet. Dieser habe sie unter seinen Bekannten herumgeschickt, andere auch von dieser Sache zu schreiben angereizt, endlich sie Neimannen übergeben, der den Kern seiner Literaturgeschichte Deutschlands ganz, aber äußerst kraftlos und unvollständig aus diesem Werk genommen, und nur die elenden kindischen Schalen dazu gethan habe, u. f. Auch Kasimirs Kanonik, glaubt er, sey aus seiner sogenannten Vernunfterstattung gezogen u. f.

So anmaßend dieß alles klingt, um so mehr verdiente das Werk und die Behauptung des Verfassers Aufmerksamkeit und Prü-

fung. Was er über Reimanns Geschichte, über Thomasius Hofphilosophie, über den Streit zwischen Leibnitz und Newton, über den Ursprung der Journale, die Sprachenmischerei, über die Nachahmungssucht und Demuth der Deutschen gesagt hat, ist jetzt unser aller Urtheil. Die Zeit hat darüber entschieden, und dieser unbekannte Gabriel Wagner [1] (ein Magister der Philosophie aus Quedlinburg, der viele Universitäten besucht hatte und in seinem Leben zu nichts kommen konnte) ist in mehreren Urtheilen seiner Zeit so mächtig vorgeschritten, daß man es bewundert wie sehr die Stimme der Wahrheit oft aufgehalten werden könne, und wie langsam die Zeit schleiche. Seine Prüfung des europäischen Verstandes (der Beschreibung nach ein ausführliches Werk) muß seinem Inhalt nach um so merkwürdiger seyn, da er nicht etwa nur die Hof- und Schulfüchsereien verachtet, sondern auch den reellen Wissenschaften, der Mathematik, Philosophie, den höheren und nützlichen Erfindungen der Völker seine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben scheinet. Wenn also seine unterdrückte Handschrift sich irgendwo noch auffände (und ich zweifle daran um so weniger, da sie durch viele Hände gegangen ist und wahrscheinlich mehrere Abschriften veranlaßt hat), so wäre, mit Auslassung alles dessen was für uns nicht mehr dienet, eine geläuterte Bekanntmachung derselben zu wünschen. In der Nachricht die vor mir liegt, wurde das Werk bei Froböfen in Greifswalde liegend angezeigt, und jedermann aufgefordert es mit Verlag oder anderer Hülfe zu befördern; die damaligen Lichter Deutschlands mochten dieser Beförderung nicht hold seyn, und so blieb es begraben. Mir wäre es kein unangehmes Postpaket, wenn mir eine Fee dieß irgendwo gewiß todtliegende Manuscript, oder eine Nachricht davon zuschickte.

[1] Dieß war Realis wahrer Name. In Jöchers Lexikon findet man ihn; die Anzeige der Unternehmungen des Mannes aber ist kaum berühret.

Denn außer dieser Prüfung des europäischen Verstandes gedenkt der Verfasser noch einer andern Schrift:

„Geheimstube oder Velledenblätter"

1692 in vier Büchern entworfen, deren Inhalt in manchem sonderbar genug ist.

I. Die Vernunfterstattung (die Europäer von der Viehheit, Quackerei und Aberglauben wieder zur Menschheit zu bringen und ihnen die fünf Sinne zu erstatten). Statt der Capitel zeichne ich bloß einige Grundsätze aus.

1. Es gibt Gewißheit; der Mensch kann viel Wahrheit wissen.

2. Alle Gewißheit und Klarheit kommt aus reinmathematischem Grunde.

3. Zur Wahrheitforschung braucht's keiner ersten allgemeinen Wahrheitsquelle (keines principii primi).

4. Wahrheit ist heilsamer als Erdichtungen. (Diese Aufgabe, sagt Wagner, mit ihren Beifügungen ziehet ungewöhnliche neue Sätze nach sich, und ist der Grund fast einer neuen Weltweisheit, die den Descartes, Hobbes, Spinoza, Pufendorf, Leibnitz verbessert.)

5. Aus Wahrheit folgt nimmer Unwahrheit; aus dieser nimmer Wahrheit.

6. Alle Unwahrheit kann widerlegt werden, sie sey so subtil sie wolle.

7. Der Wahrheit Thür, Ursprung und Boten sind die Sinne.

8. Es ist nur Eine Vernunft.

9. Vernunft irrt nimmer, Klugheit und Wahrheitfindung entspringen beide aus der Natur Gütigkeit und Uebung, nicht aus Lehrsätzen und Unterricht. Diese sind ein äußerlich geringer Vortheil und Erleichterung dazu, geben aber weder Wahrheit noch Verstand. Wenn man sie für unentbehrlich ausgibt, sind sie der Schulfüchserei Merkmal.

10. Der Mensch ist nicht vernünftig, doch nicht ohne Vernunft.

11. Des Menschen Vorzug vorm Vieh ist allein die Vernunftdämmerung.

12. Der Wille beherrscht den Menschen in allem; die Vernunftdämmerung in nichts.

13. Sinne verführen; Aufrichtigkeit und Vernunftdämmerung sind die inneren Mittel zur Wahrheit.

14. Die Natur ist nicht verderbt, nicht Gottes Feindin. Sie ist Gottes Buch, der Vernunftschein Gottes Licht; nach ihnen muß man alles erklären.

15. Aberglaube ist kein Mittel zur Wahrheit.

16. Naturkünste machen aufrichtig; Schulkünste stolz und grausam.

17. Man soll alles, so viel möglich, nach der Natur erklären.

18. Lust zu Natursachen ist ein Merkmal der Großmüthigkeit.

19. Stolz und Dummheit sind aller Laster und alles Unglücks Ursach.

20. Weisheit besteht nicht in Eigennutz; ihr Ziel ist eigentlich allein Wahrheit. (Ob aber Aufrichtigkeit allein mit Wahrheit ohne Nutz zufrieden seyn soll? und ob Wahrheit ohne allen Nutz seyn könne, sey eine andere Frage.)

21. Alle Weisheit beruhet auf vier Wissenschaften; alles andere, was zu selbigen nicht gehört, gehört zur Schulfüchserei.

22. Die deutschen Handkünste zeigen Verstand; die ausländischen Fleiß, Geduld, Geiz und Stolz.

23. Ein Unchrist ist kein Ungötter (Atheist).

24. Viele Leute, insonderhrit die Gelehrten, merken ihre eigene Bosheit nicht, viel weniger ihre Dummheit.

25. Einer siehet oft mehr als alle Schulen und das ganze Land.

26. Lehre artet den Verstand; den Willen greift sie nicht an.

27. Lehren ist nöthig, auch beim stoischen Glauben.

28. Der mathematische Lehrweg ist nicht der beste; der werkkünstige Lehrweg allein findet die Wahrheit.

29. Sittenlehrige Absichten verderben die Naturkundigung.

30. Die Reisen in barbarische Länder sind nützlicher als in die Hafenländer zu den freundlichen Mördervölkern.

II. Der Naturglaube.

III. Der Schulen Papstthum.

IV. Umbildung der Staatskunst, nach folgenden Grundsätzen.

1. Gegen Natur- und Staatskünste sind alle andern Künste Kinderpossen; die Naturkundigung ist aller andern Künste Meer und Kaiserin.

2. Aeußerliches oder Hofsittenwerk ist Wahnwerk, ein frei willkürlich Werk; was man für schön und häßlich setzt, ist schön und häßlich.

3. Das Märchen von der Ausländer Klugheit und Deutschen Dummheit ist allein aus der Deutschen Geduld und der Ausländer Prahlerei entstanden.

4. Man kann fast sagen daß weder Liebe, Geld noch Stolz so stark sey als der Deutschen Geduld und Demuth. Der Gemüthsunadel löscht in uns die Menschheit, die allgemeine Empfindniß, Selbstliebe und Selbsterhaltung ganz aus.

5. Angenommene Großmüthigkeit würde das ganze Märchen in zehn Jahren umkehren.

6. Verstandesehre geht über alle Ehre, ist aller andern Ehre Grund, also nicht in den Wind zu schlagen.

7. Eines Volkes Ehre hängt großentheils an seiner Muttersprache; diese ist der Landesehre Fuhrwerk. Ueber sie muß man schärfer halten, über ihre Reinigkeit mehr eifern als über der zartesten Liebsten Ehre.

8. Mit Landsleuten muß man's, als mit Verwandten seines Geschlechts, nicht genau nehmen; gegen Ausländer alles hoch spannen u. s.

Ein Wort noch von der Deutschen Grandezza, vor welcher der Gegner unsres Realis seine Landsleute warnen wollte. Realis sagt dagegen:

„Die Deutschen, die gutherzigen Zigeuner, die armen Affen, die ewigen Schüler, von der grandezza wollen abhalten, ist ärger als die Schafe vom Grimm, die Pferde vom Fleischfressen abmahnen. Mahne die Spanier von der grandezza, die Italier von der Herrschsucht, die Franzosen von der Prahlerei ab; mit dem Deutschen darfst du dich nicht bemühen. Der Mangel nöthiger grandezza oder Ehrliebe ist eben die vornehmste Ursach des übeln deutschen Namens."

„In Deutschland wohnt aller Verstand außer Schulen; bei den Ausländern zuweilen in Schulen. Bei diesen sind oft die Gelehrten die klügsten; in Deutschland ist's umgekehrt. Das Volk ist sinnreich, fast allein, obwohl nicht allezeit; die Vornehmen sind schulfüchsig, prangen mit statu quo, und sind selten klug."

Ich lege das Buch bei, und bitte daß Sie die Jahrzahl nicht unbemerkt lassen. Es ist 1715 gedruckt; mich wundert daß, da die Schriften die es ankündigt zwanzig Jahre vorher geschrieben waren, Leibnitz unsers sonderbaren Autors nirgend erwähnet.

29.

Verzeihen Sie daß ich Ihren Realis de Vienna nicht auf einen so tragischen Fuß nehme als er in den Bedrängnissen seines mühseligen Lebens den Ton anstimmte. Sollten wir umsonst ein Jahrhundert später leben, in welchem sich manches entwickelt hat das er nicht wissen konnte?

Man sagt gewissen Landsleuten nach daß, ehe sie ihre Landsmannschaft nennen, sie ein Entschuldigungscompliment vorbringen, daß sie die seyen die sie sind. Unser Autor wird das für niederträchtig halten; wenn es indeß gegen stolze Nationalverwandte gesagt würde, so möchte hinter dieser Demuth ein Spott liegen dem ich fast beiträte. Unter allen Stolzen halte ich den Nationalstolzen sowie den Geburts- und Adelstolzen für den größesten Narren.

Was ist Nation? Ein großer, ungejäteter Garten voll Kraut und Unkraut. Wer wollte sich dieses Sammelplatzes von Thorheiten und Fehlern sowie von Vortrefflichkeiten und Tugenden ohne Unterscheidung annehmen, und wenn es eine bloße Meinung von Seelenkräften oder Verdiensten gilt, für diese Dulcinea gegen andre Nationen den Speer brechen? Lasset uns, so viel wir können, zur Ehre der Nation beitragen; auch vertheidigen sollen wir sie wo man ihr Unrecht thut (in welchem Falle damals unser Verfasser war), sie aber ex professo preisen, das halte ich für einen Selbstruhm ohne Wirkung.

Wir Deutschen wollten uns mit den Griechen vergleichen? Und welches wäre der genaubestimmte, der unverfälschbare Maßstab? Und wer wäre der unparteiische Richter? [1]

So auch mit andern Nationen. Die Natur hat ihre Gaben verschieden ausgetheilt; auf unterschiedlichen Stämmen, nach Klima und Pflege wachsen verschiedene Früchte. Wer vergliche diese unter einander, oder erkennete einem Holzapfel vor der Traube den Preis zu?

[1] Ich möchte gar nicht daß sie Griechen oder auch Römer würden; Deutsche sollten sie seyn. — Wer wäre der Deutsche? Der der mitten in Europa, in gemäßigtem Klima, selbständig (seiner selbst bewußt und mächtig) zwischen Mächten, wie zwischen Parteien in der Gelehrtenrepublik, die Wage hielte. M.

Vielmehr wollen wir uns, wie der Sultan Soliman, freuen daß auf der bunten Wiese des Erdbodens es so mancherlei Blumen und Völker gibt, daß diesseit und jenseit der Alpen so verschiedene Blüthen blühen, so mancherlei Früchte reifen! Wir wollen uns freuen daß die große Mutter der Dinge, die Zeit, jetzt diese, jetzt andre Gaben aus ihrem Füllhorn wirft, und allmählich die Menschheit von allen Seiten bearbeitet.

Denn es scheint sowohl geistige als physische Nothwendigkeit zu seyn daß aus der Menschennatur mit der immer veränderten Zeitfolge alles hervorgelockt werde was sich aus ihr hervorlocken läßt. Mithin müssen mit der Zeit Contrarietäten ans Licht kommen, die sich endlich doch auch in Harmonie auflösen.

Offenbar ist's die Anlage der Natur daß wie ein Mensch, so auch ein Geschlecht, also auch ein Volk von und mit dem andern lerne, unaufhörlich lerne, bis alle endlich die schwere Lection gefaßt haben: „kein Volk sey ein von Gott einzig [1] auserwähltes Volk der Erde; die Wahrheit müsse von allen gesucht, der Garten des gemeinen Besten von allen gebauet werden. Am großen Schleier der Minerva sollen alle Völker, jedes auf seiner Stelle, ohne Beeinträchtigung, ohne stolze Zwietracht wirken."

Den Deutschen ist's also keine Schande daß sie von andern Nationen, alten und neuen, lernen. Das alte Vernunfttestament, wie der Autor die Weisheit der Griechen nennt, ist gewiß nicht verjährt, noch durch die Weisheit der Neuern unkräftig gemacht worden.

So darf sich auch kein Volk Europa's vom andern abschließen, und thöricht sagen: „bei mir allein, bei mir wohnt alle Weisheit." Der menschliche Verstand ist wie die große Weltseele; sie erfüllt alle Gefäße die sie aufzunehmen vermögen; belebend, ja selbst neuorganisirend bringt sie aus allen in alle Körper.

[1] Für immer, zu allem. M.

Hätte Realis nöthig gehabt den Deutschen so oft unzeitige Geduld, ja Niederträchtigkeit Schuld zu geben wenn die Großmuth, die er zu ihrem Vorzuge machen will, ihr eigenster Charakter wäre? Kann Jahrhunderte lang ein Volk seinen Charakter dergestalt verkennen daß es beinahe immer im entgegengesetzten handelt?[1] Lasset uns nicht sagen: „Hindernisse haben ihn unterdrückt". Im weiten Inbegriff der Zeit kennt ein Volk keine unübersteiglichen Hindernisse; es muß zu dem gelangen was es seyn soll.

Käme das Manuscript wovon wir reden in unsre Hand, so würde es dadurch am meisten belehrend, was wir nach Ablauf eines Jahrhunderts in ihm ausstreichen oder hinzusetzen müßten. Wir würden sehen wohin sein Verfasser den Kranz für Deutschland gesteckt, und wiefern es während dessen diesen oder einen bessern erreicht habe.

Das gefällt mir an unserm Autor daß er, wenn auch mit Uebertreibung, die Schulwissenschaften von den Lebenswissenschaften, die Naturkünste von Wortkünsten, den tüchtigen Verstand in Wirklichkeiten vom bloßen Fassoniren der Begriffe absondert. Wäre dieser Gesichtspunkt in seinem Werk scharf genommen und festgehalten, so hätten wir in ihm Materialien zu einer Geschichte des praktischen deutschen Verstandes, wie wir sie im ganzen verflossenen Jahrhunderte nur hie und da theilweise erhalten haben.

30.

In einer freundschaftlichen Versammlung hörte ich neulich eine Vorlesung über Wahn und Wahnsinn der Menschen, deren Abschrift ich mir erbat, und Ihnen jetzt statt meines Briefes mittheile.

[1] Man müßte etwa sagen daß das zum reinsten Glauben an Einen Gott bestimmte Volk einst auch tausend Jahre seine Rolle bald alle zwanzig Jahre vergessen, bis es dieselbe einmal für immer erfaßt. M.

Ueber Wahn und Wahnsinn der Menschen.

Eine Vorlesung.

Ohne Zweifel haben Sie, meine Herren, bei der Zergliederung menschlicher Körper die vielen, unendlich feinen Striche bemerkt, die im Gehirn dergestalt durch einander laufen daß sie das Messer des Zergliederers nicht mehr verfolgen kann. Eben so fein und vielleicht noch feiner laufen in der menschlichen Seele die Linien des Wahnes und der Wahrheit durch einander, daß man nach der sorgfältigsten Prüfung kaum an sich selbst weiß wo eins sich vom andern scheide.

Wenn alles das Wahn ist was wir ohne deutliche Gründe auf guten Glauben annehmen, so ist der größeste Theil unsrer Erfahrungen, unsre frühgelernten Kenntnisse, unsre früherworbnen Gewohnheiten und Neigungen auf Wahn gegründet. Sie beruhen entweder auf dem Zeugniß unsrer Sinne oder anderer Menschen denen wir glauben, die wir unvermerkt, uns selbst unbewußt, nachahmen, endlich am meisten auf unsrer eignen Bequemlichkeit und Disposition lieber so als anders zu handeln. So befestigt sich in uns allmählich eine Gedenk-, eine Handlungsweise, deren Ursprung in einzelnen Fällen wir selten erforschen mögen. Nur wenigen sehr hellen und reinen Seelen ist's gegeben über die wichtigsten Striche ihrer Denkart sich unparteiisch zu prüfen, Wahrheit und Irrthum, Vorurtheil und Gewißheit in ihnen strenge zu unterscheiden, und sodann dem unschuldigen oder gar nothwendigen Wahn zwar sein Gebiet zu lassen, mit nichten ihn aber zum Gesetzgeber jeder menschlichen Wahrheit, mit nichten ihn zum Richter jeder fremden Denk- und Sinnesart zu erheben.

Diese seltnen, vom Himmel privilegirten Seelen sind diejenigen die man allein tolerant nennen kann; sie schonen den Wahn des andern auch in Fällen in denen er ihrem eignen liebsten Wahn entgegenstehet. Sie sind die duldsamsten Freunde, die lehrreichsten Ge-

sellschafter; denn auch über die verwickeltsten Aufgaben der Menschengeschichte läßt sich mit ihnen ohne Haß und Zorn disputiren. Der gemeine Haufe der Menschen ist nur so lange Freund gegen einander als sein Lieblingswahn gefördert oder wenigstens nicht beleidigt wird.

Und wie sonderbar, wie abenteuerlich dieser Lieblingswahn seyn könne, lernt man zuweilen mit der größesten Verwunderung eben da einsehen wo man dergleichen bei sonst so richtigen Begriffen und Grundsätzen je kaum vermuthet hätte. Der Glaube an Gespenster und an andre Dinge dieser Art ist wohl der verzeihlichste in solchem geheimen Wahnregister, da sich in ihm oft wunderlichere Artikel finden. Gemeiniglich hält ihr Besitzer diese als ein eigenstes Eigenthum theuer und werth; unvermerkt entwischen sie ihm nur, wenn nicht etwa gewaltige Leidenschaften, außerordentliche Zeitumstände und Situationen sie mit Gewalt erpressen und herausfordern. Dann streitet er aber auch für sie, eben weil sie Schwächen seiner Natur, Gebilde seiner Phantasie sind, als für seine liebsten Kinder. Wer um die wichtigste Wahrheit mit ihm ficht, wird nie so sehr sein Gegner seyn als wer gegen eine Lieblingsmeinung, die wie ein Polypus in sein Herz gewachsen ist, einige Befremdung äußert. Gehen Sie, meine Herren, in Ihren Gedanken die Zahl derer durch die Sie in Ansehung ihres Innern am nächsten gekannt haben; Sie werden sich sonderbarer Wahngestalten erinnern.

Das Gebiet des Wahnes erstreckt sich insonderheit auf Dinge die den Menschen zunächst angehen, auf seine Person und Gestalt, auf seinen Stand, seine Nation, seinen Zweck und Charakter. Wie es z. B. Personen gibt die im Innern ein ganz anderes Bild von sich umhertragen als die sie sind; sie erschrecken vor ihrer äußern Gestalt im Spiegel als vor der Gestalt eines fremden Wesens: so gibt es deren noch weit mehrere die in Ansehung ihres Innern ein fremdes Bild mit sich tragen. Ein berühmter König unsres Jahr-

hunderts war in seiner Phantasie immer nur Oberster eines Regiments, und war's mit Lust; alle königlichen Pflichten erfüllte er als eine fremde Person, als ein strenger Amtmann. Unzählige Wunderlichkeiten flossen daher, die ohne dieß Bild einer fremden, ihm einwohnenden Wahngestalt unerklärlich blieben, durch sie aber sich alle erklären. Was uns die Berichte der Aerzte von Krankheiten der Einbildungskraft erzählen, da jener sich seine Füße als Strohhalme, dieser sein Gesäß gläsern dachte, ein dritter die Welt zu überschwemmen fürchtete sobald er sein Wasser ließe, alle diese Geschichten oder Märchen sagen im Grunde weniger als die Erfahrungen manches Wahns den man bei den vernünftigsten Menschen zuweilen wahrnimmt. Einige Gattungen desselben pflanzen sich in Familien fort, und mischen sich als ein Erbtheil von Vater und Mutter auf die sonderbarste Weise. Andre haften an Ständen, Aemtern, Lebensarten, Zünften, und bekommen den Ehrennamen esprit de corps, Gefühl seines Standes, Familienehre. Die feinsten aber hangen von individuellen Umständen und Erfahrungen ab, sie sind Abdrücke von der eigensten Beschaffenheit des Körpers und der Seele des Wähnenden, sammt den Situationen die vorzüglich auf ihn wirkten, kurz befestigte Luftgebilde seiner frühen Jugend. Daher sind sie theoretisch oder praktisch; selten aber eins ohne das andre. Denn der Mensch ist nie so vergnügt als wenn er nach Wahn handeln kann, zumal nach einem von andern verdammten, von ihm selbst geformten Lieblingswahne. Da lebt er recht in seinem Element, und ist seiner Kunst Meister.

Sie merken leicht, meine Herren, in welchen Ständen diese Wahnbilder am sichtbarsten seyn müssen; in solchen nämlich die sich am freiesten äußern dürfen. Wer vor andern Scheu haben, wer aus Beruf und Noth auf dem gebahnten Wege angenommener Meinungen oder richtiger Begriffe bleiben muß, der gibt sich Mühe sonderbare Eigenheiten seines Kopfs und Herzens zu unterdrücken,

wenigstens verschließt er sie in der innersten Kammer, und reitet auf seinem Steckenpferde nicht eben an hellem lichten Tage, nicht auf dem Markte. Wer sich dagegen alles erlaubt, und dabei sein Personale äußerst hoch hält, der kann mit diesen Originalpoesien seines Wesens oft nicht laut genug hervortreten; er erfindet deren eine Reihe, mit der Zeit aus bloßer Willkür, und glaubt sich gar dazu in die Welt gepflanzt andere damit zu vergnügen. Die sogenannten starken Charaktere, große Geister, ex professo vornehme Leute u. s. liefern in ihrer Geschichte davon wunderbare Beispiele. Die alten römischen Cäsars, eine Reihe Regenten, Helden, Religionsstifter, Schwärmer, Dichter, Philosophen hatten sonderbare Wahngestalten im Kopf, die sie gewöhnlich andern aufzwingen wollten, und damit oft zum Ziele kamen.

Denn leider ist bekannt daß es fast nichts ansteckenderes in der Welt als Wahn und Wahnsinn gebe. Die Wahrheit muß man durch Gründe mühsam erforschen; den Wahn nimmt man durch Nachahmung oft unvermerkt, aus Gefälligkeit, durch das bloße Zusammenseyn mit dem Wähnenden, durch Theilnehmung an seinen übrigen guten Gesinnungen, auf guten Glauben an. Wahn theilt sich mit wie sich das Gähnen mittheilt, wie Gesichtszüge und Stimmungen in uns übergehen, wie eine Saite der andern harmonisch antwortet. Kommt nun noch die Bestrebsamkeit des Wähnenden dazu, uns die Lieblingsmeinungen seiner Ichheit als Kleinode anzuvertrauen, und er weiß sich dabei recht zu nehmen; wer wird einem Freunde zu Gefallen nicht gern zuerst unschuldig mitwähnen, bald mächtig glauben und auf andre mit eben der Bestrebsamkeit seinen Glauben fortpflanzen? Durch guten Glauben hängt das Menschengeschlecht an einander; durch ihn haben wir, wo nicht alles, so doch das nützlichste und meiste gelernt; und ein Wähnender, sagt man, ist deßhalb ja noch kein Betrüger. Der Wahn, eben weil er Wahn ist, gefällt sich so gern in Gesellschaft; in ihr erquicket er sich, da er

für sich selbst ohne Grund und Gewißheit wäre; zu diesem Zweck ist ihm auch die schlechteste Gesellschaft die beste.

Nationalwahn ist ein furchtbarer Name. Was in einer Nation einmal Wurzel gefaßt hat, was ein Volk anerkennet und höchhält, wie sollte das nicht Wahrheit seyn? wer würde daran nur zweifeln? Sprache, Gesetze, Erziehung, tägliche Lebensweise — alle befestigen es, alle weisen darauf hin; wer nicht mitwähnet ist ein Idiot, ein Feind, ein Ketzer, ein Fremdling. Gereicht überdem, wie es gewöhnlich ist, der Wahn zur Bequemlichkeit einiger, der geehrtesten, oder wohl gar dem Wahn nach zum Nutzen aller Stände; haben ihn die Dichter besungen, die Philosophen demonstrirt, ist er vom Munde des Gerüchts als Ruhm der Nation ausposaunt worden — wer wird ihm widersprechen wollen? wer nicht lieber aus Höflichkeit mitwähnen? Selbst durch lose Zweifel des Gegenwahnes wird ein angenommener Wahn nur befestigt. Die Charaktere verschiedener Völker, Secten, Stände und Menschen stoßen gegen einander; eben destomehr setzt jeder sich auf seinem Mittelpunkt fest. Der Wahn wird ein Nationalschild, ein Standeswappen, eine Gewerksfahne.

Schrecklich ist's wie fest der Wahn an Worten haftet, sobald er ihnen einmal mit Macht eingeprägt wird. Ein gelehrter Jurist hat bemerkt was an dem Worte Blut, Blutschande, Blutsfreunde, Blutgericht für eine Reihe schädlicher Wahnbilder hange; mit dem Worte Erb, Eigenthum, Besitzthum u. s. ist's oft nicht anders. Zu unsern Zeiten haben wir's erlebt was die Wortschälle Rechte, Menschheit, Freiheit, Gleichheit bei einem lebhaften Volk für einen Taumel erregt; was in und außer seinen Gränzen die Sylben Aristokrat, Demokrat für Zank und Verdacht, für Haß und Zwietracht angerichtet haben. Zu anderen Zeiten war es das Wort Religion, Vernunft, Offenbarung, seligmachender Glaube, Gewissen, covenant, the causes' sake u. s. Unschuldige Farben, die grünen und blauen, die schwarzen und

weißen; Losungsworte mit denen man keinen Begriff verband, Zeichen die gar nichts sagten, haben, sobald es Parteien galt, im Wahnsinn Gemüther verwirrt, Freundschaften und Familien zerrissen, Menschen gemordet, Länder verheeret. Die Geschichte ist voll solcher abadonnischer Namen, so daß man ein Wörterbuch des Wahnes und Wahnsinnes der Menschen aus ihr ziehen, und dabei oft die schnellsten Abwechselungen, die gröbsten Gegensätze bemerken würde.

Wahn und Wahnsinn sind überhaupt nicht so weit von einander als man glaubt. Solange der Wahn sich in einem Winkel der Seele aufhält und nur wenige Ideen angreift, behält er diesen Namen; verbreitet er seine Herrschaft weiter und macht sich durch lebhaftere Handlungen sichtbar, so nennt man ihn Wahnsinn. Wer kann nun jederzeit das Mehr und Weniger bestimmen, zumal sowohl bei einzelnen Menschen als bei ganzen Völkern nach Umständen und Perioden nichts als Convention die Wage in der Hand hat und Namen vertheilet? Die größesten Veränderungen der Welt sind von Halbwahnsinnigen bewirkt worden, und zu mancher rühmlichen Handlung, zu manchem scharf verfolgten Geschäfte des Lebens gehörte wirklich eine Art bleibenden Wahnsinns.

„Bewahre uns Gott," werden Sie sagen, meine Herren, „vor solcher Ansicht der menschlichen Dinge! Unsere Erde würde ja damit ein Irrenhaus, und unsere Geschichte ein Krankenregister." — Sollte sie in ganzen Perioden anders zu betrachten seyn? und ist es nicht nützlich daß man sie also betrachtet?

Denn nun wird man zuerst, wenn auch in dem Zeitraum in dem wir leben Namen aufkommen über welche Menschen einander hassen und morden, eben durch die Geschichte voriger Zeiten aufmerksam gemacht zu prüfen was hinter den Namen sey. Man wird sie weder gedankenlos nachbeten, noch fürchtend so anstaunen als ob mit ihnen das Ende der Welt gekommen sey; am wenigsten wird man im blinden Taumel mit einer der streitenden Parteien hassen,

zürnen, verleumden, verfolgen. Die Geschichte belehrt uns daß dergleichen Zufälle des menschlichen Geistes tausend und tausendmale bereits, nur unter andern Namen und Zeitumständen, ihr Spiel und Ende gehabt haben; man wird also auf seiner Hut seyn, unschädlichen Wahn dulden, schädlichem Wahn ausweichen; mit nichten aber weder diesen noch jenen erbittern und reizen. Denn eben durch dieß Erbittern und Reizen (dieß zeigt die Geschichte) wird der Wahn Wahnsinn. Dadurch aber habe ich weder dem Kranken noch mir geholfen, es sey denn daß ich ihn wirklich toll machen wollte.

Eben auch die Geschichte lehrt zweitens daß weder Gewalt noch Ueberredung, am wenigsten mit Ueberredung verschleierte Gewalt und mit Gewalt unterstützte Ueberredung den Wahn der Menschen auszutilgen oder zurecht zu bringen vermöge. Durch Waffen werden Irrthümer weder bestritten noch ausgerottet; der schlechteste Wahn hingegen dünkt sich eine Märtyrerwahrheit, sobald er mit Blute gefärbt dastehet. Eben durch dergleichen gewaltsame Schleichmittel sind Irrthümer die sich selbst bald überlebt hätten, Meinungen von denen die Betrogenen in kurzem zurückgekommen wären, schädlich verewiget worden. Nie hat die reine Wahrheit mit schlauer Politik etwas zu schaffen gehabt, so wenig die Politik es je zum Zweck gehabt hat reine Wahrheit zu befördern. Jede geht ihren Gang, und nur Kinder lassen sich von politischen Wahrheitsphrasen dieser oder jener Partei, oder, wie die Griechen sagen, von der Suada mit der Geißel in der Hand täuschen.

Drittens. Das einzige Mittel wie man dem Wahn beikommen kann, ist daß man ihm nicht beizukommen scheine. Man schütze sich vor ihm, und lasse ihn seines Weges wandern; oder man zerstreue ihn, und bringe ihn ohne gewaltsame Ueberredung unvermerkt auf andere Gedanken. Die Zeit allein kann ihn heilen. Man hat mehrere Beispiele daß mitleidige Krankenwärter von der Krankheit selbst angesteckt wurden; nichts aber theilet sich leichter mit als Krankheiten

der Seele. Wer gesund ist, suche gesund zu bleiben; alle Ansteckungen werden nur dadurch eingeschränkt daß man sie isoliret.

Viertens. Freie Untersuchung der Wahrheit von allen Seiten ist das einzige Gegenmittel gegen Wahn und Irrthum, von welcher Art sie seyn mögen. Lasset den Wähnenden seinen Wahn, den anders Meinenden seine Meinung vertheidigen; das ist ihre Sache. Würden beide auch nicht gebessert, so entspringt für den Unbefangenen aus jedem bestrittenen Irrthum gewiß ein neuer Grund, eine neue Ansicht der Wahrheit. Daß man doch ja nicht glaube Wahrheit könne je durch bewaffneten Wahn gefangen oder gar ewig im Gefängniß festgehalten werden! Sie ist ein Geist und theilt sich Geistern mit, fast ohne Körper. Oft darf ihr Ton an Einem Weltende geregt werden, und er erklingt in entlegenen Ländern; immer aber läutert sich der Strom des menschlichen Erkenntnisses durch Gegensätze, durch starke Contraste. Hier reißt er ab, dort setzt er an; und zuletzt gilt ein lange und vielgeläuterter Wahn den Menschen für Wahrheit.

31.

Seneca sandte seinem Freunde Lucil fast in jedem seiner Briefe einen Denkspruch zum Geschenk; was soll ich Ihnen für die mitgetheilte Vorlesung senden? Soll ich Sie nach Ariost[1] in jenes Mondthal führen wo Astolf so viele Resultate des menschlichen Wahnes und Wahnsinnes erblickte?

Le lacrime e le sospiri degli amanti,
L'inutil tempo, che si perde a gioco,
E l'ozio lungo d'uomini ignoranti,
Vani disegni, che non han mai loco
I vani desideri sono tanti
Che la più parte ingombran di quel loco;
Ciò che in somma qua giù perdesti mai,
La sù salendo ritrovar potrai.

[1] Orlando furioso, Cant. XXIV. Str. 75. 77. 79. 81.

Lieber bleiben wir auf der Erde, und wollen, auch mitten unter gefärbten Nebeln des Wahnes und Wahnsinns, die Burg der Wahrheit suchen.

Nicht alles ist Wahn und Traum im Gebiete der Menschheit; es gibt für uns insonderheit im Praktischen, im Moralischen eine gewisse, sichere Wahrheit. Ihre Stimme spricht auch mitten im politischen Geräusch; sie spricht für jeden der sie hören will in seinem innersten Herzen, und straft jede Sirenenstimme gefälliger Meinungen Lüge. Auch in den dunkelsten Zeiten schien ihr Licht in reinere Seelen; auch in der größesten Verwirrung der Welthändel war sie dem Unbefangenen ein sicheres Richtmaß.

Können Sie sich z. B. verworrenere Zeiten als die Zeiten der Ligue und der Religionsgährungen in Frankreich denken? Und siehe, nebst vielen anderen hellen und aufrichtigen Geistern erschien und schrieb in ihnen der Präsident de Thou seine Geschichte. Wollen Sie bei dem langen Werk in einem kürzeren Inbegriff bemerken wie hoch er sich über Wahn und Vorurtheile seines Standes, seiner Geburt, seines Landes, seiner Secte, seiner Zeit hinwegschwang, so lesen Sie nur die Stellen die von der spanischen Inquisition weggestrichen wurden, die Lästerschriften, die Scioppius und Machault gegen ihn schrieben, und seine linde Antwort dagegen im Gedicht an die Nachwelt, Posteritati.[1] Er, der den größeren Sieg erkämpft hatte, vom Wahne frei zu seyn, erhielt auch den viel leichteren, den Verleumdungen, den Verfolgungen des Wahns sich klug zu entziehen oder beherzt entgegenzutreten. Davon sind seine Briefe, davon die von ihm selbst über sein Leben gegebene Rechenschaft Zeuge.

[1] Alles dieß findet man im 7ten Theil der Londoner Ausgabe von Thuans Geschichte beisammen. Auch die commentarios de vita sua, in denen nebst andern das Gedicht Posteritati vorkommt. Die hier frei übersetzte Ode Veritati steht Tom. I. voran seiner Geschichte. In Gruters deliciis poëtar. Gallor. fehlen Thuans beste Stücke gänzlich.

Hören Sie die wahre Dedication seiner Geschichte, sein Gebet an die Wahrheit.

Der Wahrheit.

Des Himmels Tochter, freundliche Wahrheit du,
Der Erde Schreckbild, strafende Wahrheit du,
Wo bist du hingeflohn, o Göttin,
Du der Unschuldigen letzte Zuflucht?

Wohin ich wende meinen erspähnden Blick,
Wohin ich richte meinen verirrten Tritt,
Dich find' ich nirgend. Blindes Dunkel,
Trügender Wahn hat die Welt umfangen.

Doch wenn du von uns, von dem unseligen
Verfolgerlande, zürnend die Flügel schwangst,
Und dich mein Zutritt nicht erreichet,
Hörest du mich in der Fern' auch gütig.

Du, der Gemüther leuchtende Führerin,
O du, der Nebel holde Zerstreuerin,
Die, wann der Tritt uns fast ersinket,
Mächtigen, hebenden Arm uns reichet:

Daß nie von banger, nichtiger Furcht betäubt,
Daß nie von leerem blendendem Glanz verlockt,
Die Seele sich und den verliere
Der auch in Irre der Menschen Weg lenkt.

Du, die nicht Scheu, nicht trügliche Hoffnung kennt,
Du, die nicht Haß erschüttert, noch eitle Gunst,
Die der Verleumdung Bubenpfeile
Frei von des Redlichen Brust zurückwirft;

Den Ruhmeswerthen gibst du Unsterblichkeit,
Begrabnen Frevel ziehst du ans Licht hervor,
Und Recht und Unrecht bringet deine
Mächtige Stimm' in das Ohr der Nachwelt,

Unwiderrufbar! Keine der webenden
Drei Schicksalsschwestern löſ't was die andre spann;
Und was der Wahrheit heil'ger Rechtspruch
Göttlich entschieden, das bleibt gerichtet.

Wer dich, o hohe Göttin, wer dich verehrt,
Der betet Gott an. Immer ein Herr sein selbst,
Spricht er der Wahrheit Recht, und übet
Jede der Pflichten für Menschen menschlich.

Nicht nach der Willkür stolzer Trimalcions
Wird er entscheiden, lüstend nach ihrem Mahl;
Wird nie ihr juckend Ohr mit süßem
Menschenverderblichem Murmeln kitzeln.

Für Freunde leben, leben fürs Vaterland,
Den Frevel scheuen mehr als den bittern Tod,
O Wahrheit, dieß ist seine Ehre,
Dieß sein Beruf, und sein innrer Lohn dieß.

Herab vom Himmel senke dich, Königin,
Und mit dir komme strenge Gerechtigkeit,
Und Scham und Treu' der Erde wieder
Und die so lang uns entflohne Einfalt.

Wir warten deiner. Waffen und Nerv und Arm
Erwarten alle, Göttin, von dir allein! —
Der Zeiten letzte nahn; es altert
Blöde die Welt und erträumet Wahnsinn.

Schau her, wie hebt dort, Flammen und Schwertern selbst
Unüberwindbar, trotzend die Hyder sich;
Zehn Häupter fallen, und aus jedem
Blutenden steigen der Häupter tausend.

Des Wahnes Weltmeer wälzet der Meinungen
Auf Wellen Wellen; Religion erseufzt
Im Schiffbruch, und der Liebe Bande
Lösen sich auf, und der Boden sinket.

Herab vom Himmel senke dich, Königin,
Mit deiner Rechte stürzend des Unthiers Brut.
Die süßes Gift den trägen Fürsten
Täuschend in goldener Schale reichet.

O du im Schiffbruch helfende Retterin,
Dem tollen Aufruhr frevelnder Meinungen,
Der Lüsternheit und Frechheit steure,
Steure der heuchelnden Lüg', o Wahrheit.

32.

Gewiß, eine Fabel muß im Kreise der Gesellschaft erfunden werden. So erfand Aesop die seinen; sie flogen ihm gleichsam, wie der Hauch lebendiger Gegenstände, aus Veranlassungen zu; darum ist der Geist in ihnen auch jetzo noch lebendig. So sind des la Fontaine, Gleims und aller guten Fabeldichter Erzählungen entstanden; selbst wenn sie alte Erfindungen aufnahmen, verjüngten sie diese, und erzählten sie jetzt für ihre Gesellschaft. Wer sich hinsetzt und eine trockene Lehre, einen dürren Sittenspruch in eine Schale nähet, dem ist die wahre Fabelmuse nie erschienen.

Als neulich in einer Gesellschaft von den unverstandenen Namen Aristokrat, Demokrat u. s. gesprochen und disputirt war, trat

wie ein freundlicher Genius einer aus der Gesellschaft zur Königin des Festes, rührte ihre Schärpe an, und sagte diese

Fabel.

Laß dir ein Märchen erzählen an deinem heutigen Tage,
Das vielleicht, wenn der Sinn dir beliebt, Vergnügen dir bringet.
Seh' ich nicht hier ein Band, von Gold und Seide gewirket,
Von der weicheren Hüfte herab zur Ferse dir fließen?
Davon nahmen die Fäden das Wort, und redeten also:

Der Goldfaden.

„Nein, ich kann es nicht dulden, mit diesen seidenen Fäden
Länger hier in Gemeinschaft zu leben. Sie sind so geringrer
Herkunft als ich. Ich stamme vom Scepter Jupiters selber.
Gold ist der Dreizack Neptuns und golden die Krone des Pluto."

Der Seidenfaden.

„Mir gebühret die Ehre! Ich bin nicht gegrabenes Gold nur,
Aus der Fäule der Erd' und rohen Felsen gescharret;
Ein lebendig Geschöpf ernährte zu feinerem Saft mich,
Zog mich aus seinem Busen und spann mit Kunst und Geschick mich.
Jetzo tragen die Könige mich und die Herren an Festen;
Weit gefälliger bin ich als dein beschwerlicher Reichthum."

Der Leinfaden.

„Was erzählt ihr euch hier und sprecht von euren Verdiensten?
Bin nicht Ich der Erde, des Wassers holdester Zögling?
Mich erzeugte die thauende Nacht; der strahlende Himmel
Siehet mit Wohlgefallen auf mich. Die goldenen Fäden
Unterstütz' ich allein; sonst würd' ihr nichtiger Schimmer
Bald verschwinden. Ich halt' und trag' empor sie zum Glanze
Und verbarg mich bescheiden, verlange nicht selber zu schimmern."

Also sprachen die Drei. Und was geschahe? Sie trennten
Zürnend sich von einander und rissen, und wollten nicht weiter —

Nun lag ohne Zierde das Band und ohne Gestalt da;
Das in stolzer Schöne vorhin die Hüfte gegürtet,
Hatte nicht Form noch Werth, verachtet fiel es zur Erde.

*

Kaum war das Märchen geendiget als die an welche es gerichtet war, aufstand und mit Genehmigung aller die weiße Schärpe als ein Zeichen des Friedens im Saale der Gesellschaft aufhing. Mit guter Wirkung; denn wenn im Taumel der Worte nachher die genannten Friedensstörer jemanden nur auf die Lippe traten, sogleich ward auf die Schärpe gewiesen. Die drei Fäden sprachen ihre stumme Lehre, und der Ton der guten Gesellschaft stellte sich wieder her.

33.

Der die Schickungen lenkt, läßt oft den frömmsten Wunsch,
manche Seligkeit goldnes Bild
Unvollendet, und webt da Labyrinthe hin,
wo ein Sterblicher gehen will —

Gilt dieß vom Schicksale einzelner Menschen, wie viel mehr vom Schicksale der Völker und Reiche!

Eben habe ich die Geschichte des Herzogs von Bourgogne, Enkels Ludwigs XIV, Vaters Ludwigs XV, mit sonderbaren Empfindungen gelesen. [1]

Sie wissen daß dieser Prinz ein Zögling Fenelons war; die Unarten die das königliche Kind an sich hatte als Fenelon zu ihm kam, werden auch in dieser Geschichte nicht verschwiegen. Lesen Sie nun wie Fenelon sich dabei benahm, und was für einen vortreff-

[1] Vie du Dauphin, père de Louis XV., écrite sur les mémoires de la cour, enrichée des écrits du même prince, par l'Abbé Proyart, Lyon 1782.

lichen, nicht nur hoffnungs=, sondern wirklich fruchtreichen Charakter er aus dem Prinzen gebildet, und ein süßes Erstaunen wird Sie ergreifen. Sie sehen hier den Prinzen ungeschmeichelt, in seinem ganzen Leben und Wesen, bei Hofe, im Felde, im Cabinet, zu Hause, gegen den König, gegen seine Gemahlin, gegen Hofleute, Erzieher, Lehrer, Hausgenossen handeln. Handeln, nicht nur sprechen oder denken. Und allenthalben ist er sich gleich; allenthalben bleibt er die edle, standhafte, in größester Stille wirkende Seele. Es ist als ob Fenelons Geist ihn nicht umschwebe, sondern erfüllt habe: Fenelons Denkart ist in die seinige verwebet.

Sage nun jemand daß Erziehung, wenn sie rechter Art ist, nichts fruchte! Der Mensch ist ja alles durch Erziehung, oder vielmehr er wird's, bis ans Ende seines Lebens. Nur kommt es darauf an wie er erzogen werde. Bildung der Denkart, der Gesinnungen und Sitten ist die e i n z i g e Erziehung die diesen Namen verdient, nicht Unterricht, nicht Lehre. Und wohl dem Prinzen dem ein Fenelon zum Erzieher ward! Wohl jedem Erzieher, dem Fenelon zum Muster dienet!

Sage jemand daß bei Prinzen keine Erziehung möglich sey. Am Hofe Ludwig's XIV., des eigensinnigsten Königs, mitten unter Schmeicheleien, Verderbnissen und Verführungen der Zeit, an einem Kinde von auffahrendem, gebieterischem, geburtsstolzem, launischem Charakter war sie möglich, und erprobte sich in den verworrensten Verhältnissen, in den schwersten Scenen.

Sage jemand endlich daß Prinzen keiner Dankbarkeit, keiner Freundschaft fähig sind. Auch unter dem äußersten Haß Ludwigs XIV. gegen Fenelon blieb der Herzog und Dauphin seinem Freunde treu bis ans Ende seines Lebens.

Und dieser schonte ihn auf keine Weise. Sie finden einige Briefe Fenelons in dieser Sammlung, die übrigen (unersetzlicher Verlust!) verbrannte Ludwig mit eigener Hand nach seines Enkels

Tode; vermuthlich weil er sich selbst bei seinem Haß gegen diesen würdigen Mann so sehr im Unrecht fand, und mit den Briefen sein eigenes Unrecht zu vertilgen glaubte. Denn nie versöhnte sich Ludwig mit Fenelon, auch nicht auf den Brief den dieser ihm sterbend schrieb. Der Monarch wollte den Erzbischof nicht unrechtmäßigerweise gehaßt haben.

Gut daß der Monarch die Papiere des Prinzen mit jenen Briefen (deren keine Zeile er schreiben konnte) nicht auch verbrannte. Sie sind in langen Stellen hier gedruckt; Fenelons Geist athmet in jedem Grundsatz, so wie in der ganzen sehr reinen und edlen Schreibart. Nur siehet man auch daß ein Prinz diese Grundsätze gedacht habe; sie sind, wenn ich so sagen darf, gedrückter, beschränkter als sie in Fenelons Seele blühten, aber ehrenvoll, schön, königlich, fürstlich.

Ausziehen will ich nichts aus diesen Maximen. Dem Geist des Zeitalters und der Denkart Fenelons gemäß ehren sie die Stände ungemein, machen die Religion zur Basis der Reichsverfassung und sind dem Protestantismus nicht günstig. Dagegen enthalten sie von den unerlaßbaren Pflichten aller Stände und des Regenten selbst alle die Grundsätze die wir in Fenelons vortrefflichen Rathschlägen an einen König finden. Wenn diese viel eigentlicher das livre d'or sind als was gewöhnlich den Namen führet, so kann man die Aufsätze des Dauphins ohne Schmeichelei dem Buch des Marc Aurels an die Seite setzen, nicht als das Werk eines Mannes, sondern als die Vorübung eines Jünglings; nicht als System, sondern nach Zweck und Absicht.

Und wie er schrieb, so handelte der königliche Jüngling. Sobald er, welches ihm sehr schwer ward, das Zutrauen Ludwigs gewann, veranlaßte er Berichte aus allen Provinzen des Landes nach Punkten die er selbst aufgesetzt hatte, die allenthalben ins Einzelne gingen, und zeigten daß der Kronerbe alle Bedrücknisse

des Reichs in allen Ständen classenweise kannte. Als Feldherr hatte er im Kriege sie kennen gelernt, und er besaß gerade den eisernen Fleiß, die unerschütterliche Stetigkeit des Willens, diesen Uebeln auf den Grund zu kommen und ihnen einmal, wenigstens theilweise, abzuhelfen.

Die Berichte liefen ein, zweiunddvierzig Bände in Folio; und die Beschwerden, die Mängel und Mißbräuche überstiegen den Begriff des Redacteurs, des bekannten Grafen Boulainvilliers, so weit daß er sie sich dem Prinzen nicht vorzulegen getraute. Dieser aber las doch, las dabei die eingeschickten einzelnen Klagen, Beschwerden und Verberbesserungsvorschläge mit dem großen Grundsatz: „daß wenn in einem ganzen Bande chimärischer Speculationen sich auch nur eine nützliche Beobachtung fände, man die Zeit nicht bedauern müsse die man aufs Lesen verwandt hat." Die Mittel, diesen Verderbnissen abzuhelfen, reiften in der stillen Seele des Prinzen. — —

Und nun? Trauren Sie, meine Freunde; die muntere Gemahlin des Prinzen, die er zärtlich liebte, stirbt, von den Aerzten hingerichtet; innerhalb sechs Tagen stirbt der Prinz ihr nach, im dreißigsten Jahre seines blühenden Lebens. Lesen Sie die Geschichte seiner Krankheit, den Eigensinn Ludwigs dabei, das Ende des Prinzen; unwissend Ihrer wird eine Thräne in Ihr Auge treten, und was wird dabei Ihr Wort seyn? Fenelon sagte, als er die traurige Nachricht vernahm: „Meine Bande sind gelöset; nichts hält mich mehr an der Erde." Ludwig dagegen sagte: „ich preise Gott für die Gnade die er ihm geschenkt hat, so heilig zu sterben als er lebte." Der König ertrug (so sagt ein Geschichtschreiber) alles als Christ, glaubte daß Gott das Reich um der Sünden willen seines Königes strafe, betete seinen Richter an, und keine Klage entfuhr ihm.

Wir, die wir keine Könige sind, dürfen keine so erhabene Gleichgültigkeit äußern. Wir können aufrichtig und herzlich bedauern daß die Vorsehung dem zu Grunde gerichteten Reich einen so geprüften, so festen,

so thätigen König, auch nur auf fünfzehn oder zwanzig Jahre zu schenken nicht genehmigte. Hätte er in diesen nur den hundertsten Theil seiner reifgewordenen Entschlüsse ausgeführt, und nur den tausendsten Theil der Uebel, deren er sich erbarmte, gehoben, wie anders wäre der Zustand und die Geschichte Frankreichs seit einem Jahrhunderte geworden! — Nun aber kam nach wenigen jammervollen Jahren statt unseres Bourgogne der Held aller Ausschweifungen, Orleans, und statt des staatsklugen Fenelons der ruchloseste der Menschen, Du Bois, ans Ruder. Die ewige Unmündigkeit Ludwig des Vielgeliebten folgte, und wie es seitdem in Frankreich beschaffen gewesen, ist welt- und staatskundig. Die Memoires von St. Simon, Du Clos, Richelieu, du Terray u. s. führen uns in einen so tiefen Abgrund von ungebundener Liederlichkeit und frevelhafter Unordnung daß Jude, Christ, Heide und Türk über das Resultat äußerst besorgt und zugleich sehr einig seyn mußten — —

Was ist hierauf zu sagen? Gegen die Vorsehung zu murren wäre albern, denn wenn wir sie auch zur eigenthümlichen Schutzgöttin Frankreichs und der Bourbons personificirten, ja ihr dabei die Wage des Jupiters auf Ida selbst in die Hand gäben: in die eine Schale legt sie die Gräuel der alten festgewurzelten Reichsverwaltung, einen ungeheuren Berg; in die andere Schale den jungen, von ihr geliebten Kronerben. „Was kann er zu diesem Gebirge thun? wird er nach wenigen Jahren es vielleicht noch thun wollen? Er entschlafe also, den Tod eines Heiligen, eines von Gott Geliebten, und es gehe der Ordnung der Dinge nach, nach welcher der fortgerollte Schneeball wächst bis er schmilzt, die Gräuel sich thürmen bis sie das Gleichgewicht verlieren.

Wir sind also auch des Glaubens vom großen Ludwig: „qui souffrit tout en chrétien, il crut que dieu punissait le royaume des faultes de son roi: il adora son juge; nulle plainte ne lui échappa;“ erinnern uns dabei aber jenes alten

Judengottes der mit unköniglichem Bedauern sprach: dich jammert des Kürbiß; und mich sollte nicht jammern u. f. Lesen Sie die Worte selbst im unruhigen emigrirten Propheten. Jonas 4, 10 — 12.

34.

Wären Kränze der Belohnung in meiner Hand, so sollten mir außer den Einrichtungen die das Bedürfniß fordert, besonders auch die Bemühungen werth seyn die den gehässigen Wahn der Menschen unvermerkt zerstreuen und gesellige Humanität befördern. Nichts ist dem Wohlseyn der lebendigen Schöpfung so sehr entgegen als das Stocken ihrer Säfte; nichts bringt den Menschen tiefer hinab als ein trauriger Stillstand seiner Gedanken, seiner Bestrebungen, Hoffnungen und Wünsche.

Also auch die Schriftsteller die uns von der Stelle bringen, die das plus ultra auf leichte und schwerere Weise ausüben, gesetzt daß sie auch keine neuen großen Resultate erjagten, wären mir sehr gefällig. Ein Mensch der sich um Wahrheit bemühet, ist immer achtenswerth; wer bei unschuldigen Bestrebungen nur Zwecke hat, ist nie verächtlich, gesetzt daß diese auch bei weitem nicht Endzwecke wären. Denn was ist Endzweck in der Welt? wo liegt das Ende? Jedes gute Bestreben aber hat seinen Zweck in sich.

Mögen die Philosophen alter und neuer Zeiten keine einzige Wahrheit ausgemacht haben (welches doch ohne Wortspiel nicht behauptet werden kann), genug, sie bestrebten sich um Wahrheit. Sie erweckten den menschlichen Verstand, hielten ihn im Gange, führten ihn weiter; alles was er auf diesem Gange erfunden und geübt hat, haben wir also der Philosophie zu danken, wenn sie gleich selbst nichts hätte erfinden können und mögen. Der philosophische Geist ist schätzbar; die ausgemachte Meister- und Zunftphilosophie bei weitem nicht so sehr, ja sie ist dem Fortbringen oft schädlich.

Insonderheit ist der philosophisch-moralische Geist, der die Sitten der Menschen betrachtet, ihre Farben scheidet, und wenn ich so sagen darf, ihr Inneres auswärts kehrt, eine wahre Gabe des Himmels, ein unserem Geschlecht unentbehrliches Gut. Stimme man nicht das alte Lied an: „Menschen sind Menschen! sie sind was sie waren, und werden bleiben was sie sind. Hat alle Moralphilosophie sie gebessert?" Denn diesem faulen trübsinnigen Wahne stehet mit nichten die Wahrheit zur Seite. Wenn wir auch nicht zum Ziel gelangten, müssen wir deßhalb nicht in die Rennbahn? Ja, wenn das Ziel der Vollkommenheit auch nicht zu erreichen wäre, und je näher wir ihm zu kommen scheinen, immer weiter von uns rückte, haben wir deßhalb nicht Schritte gethan? haben wir uns nicht beweget? Was wäre das Menschengeschlecht, wenn keine Vernunft, keine Moralphilosophie von ihm geübt wäre?

Vor andern scheinen mir die Moralisten wünschenswerth die uns mit uns selbst in ernste Unterhandlung zu bringen vermögen, und uns auf eine scherzende Weise durchgreifende Wahrheit sagen. Ich lasse der Akademie und Stoa ihren heiligen Werth! Plato und Marc Aurel nebst ihren Genossen werden dem Menschen, dem seine Bildung ernst ist, immer und immer Schutzgeister, Führer, warnende Freunde bleiben; wenn aber z. B. Horaz auf eine ernsthaft scherzende Weise sich selbst zum Gegenstande der Moral macht, wenn er an sich und an seine Freunde im Ton der Vertraulichkeit mit leichter Hand das schärfste Richtmaß leget, und die Heuchelei, den Aberglauben, den Sittenstolz, den Wahn und Dünkel von uns lieber fortlächelt als fortgeißelt, wenn er an sich und andern zeigt daß man nicht im Aether hoher Maximen schweben, sondern auf der Erde bleiben und täglich in Kleinigkeiten auf seiner Hut seyn müsse, um nicht mit der Zeit ein Unmensch zu werden; wer kann dem Dichter da den Fleiß vergelten, den er, damit seine zarten Sittengemälde der Nachwelt werth würden, auf sie als auf wirkliche

Kunstwerke gewandt hat? Diese Kunstwerke sind nicht nur lebendig, sondern auch belebend; ihr moralischer Geist geht in uns über; wir lernen an ihnen nicht dichten, sondern denken und handeln.

Jedem, der sich mit Horaz für andre würdig beschäftigen konnte, möchte ich, wenn Verdienst sich beneiden ließe, sein Verdienst beneiden. Auch unser deutscher Uebersetzer der Briefe und Satiren dieses Dichters, Wieland, hat vorzüglich durch den Commentar derselben jedem feineren Menschen eine belehrende Schule der Urbanität eröffnet. Was Shaftesbury in seinen Schriften für den römischen Dichter überhaupt ist, dessen moralische Kritik sich bei ihm allenthalben äußert, das ist unser Uebersetzer im schwereren Einzelnen, für Jünglinge sowohl als für Männer.

Nach der langen Nacht der Barbarei brach endlich auch unter den europäischen Völkern für die feinere Moral eine Morgenröthe an. Die Provenzalen und Romandichter der mittleren Zeiten waren ihre Vorboten; Weiber und Männer aus allen, auch den vornehmsten Ständen, suchten die Philosophie des Lebens wieder in die Welt einzuführen, und streueten ihr wenigstens Blumen. Sie erschien endlich, diese Philosophie, unter mehreren Nationen; und jeder Trit soll uns heilig seyn wo sie gewandelt. Sollte das böse Schicksal es wollen daß ganze Länder Europa's (verhüte es der gute Genius der Menschheit!) wieder in die Barbarei versänken, so wollen wir, die an den Gränzen des Abgrundes stehen, die Namen und Schriften derer die einst der Humanität dienten um so heiliger bewahren. Sie sind uns alsdann Reste einer versunkenen Welt, Reliquien zerstörter Heiligthümer.

Du guter Montaigne, ihr Dichter und Schriftsteller voriger ruhiger oder stürmischer Zeiten Frankreichs, und ihr, die ihr guter Genius bei Zeiten hinwegrief, Rousseau, Buffon, D'Alembert, Diderot, Mably, Du-Clos, was ihr und eure Genossen der Menschheit gutes erwiesen, ist ein Gewinn für alle Völker.

Die Britten haben durch das was sie humour nennen, die Fehler des humour selbst dargestellt, und dadurch die Unregelmäßigkeiten, das Ausschweifende und Uebertriebene in menschlichen Charakteren dem Gelächter preisgeben, dem moralischen Urtheil ins Licht setzen wollen. Da uns Deutschen dieser humour (leider oder gottlob?) fehlet, indem unsre Thoren meistens nur abgeschmackte Thoren sind, so ist's für uns in diesen fremden Spiegel zu sehen gewiß keine unnütze Beschäftigung. Der Flügelmann exercirt vorspringend, damit der Soldat im Gliede und der steife Recrut exerciren lerne.

Aeußerst deutsch wäre es aber, wenn wir diese Uebertreibungen für Schönheit nehmen und Shakespeare's, Addisons, Swifts, Fieldings, Smollets, Sterne's humoristische Figuren als Vorbilder des moralisch guten Geschmacks ansehen wollten. Dichter und Uebersetzer wären an diesem Stumpfsinn wenigstens sehr unschuldig.

Dank also auch jedem guten Uebersetzer guter brittischer Humoristen. Und wir wissen alle, wem wir in Deutschland vorzüglich hiebei Dank zu sagen haben, dem Uebersetzer Yoriks, Sterne's, Fieldings, Smollets, Goldsmiths, Cumberlands u. s. Die Bode'schen Uebersetzungen der empfindsamen Reisen, des Tristram Shandy, Thomas Jones, Humphrey Klinkers, des Landpriesters von Wakefield, des Westindiers sind in aller Händen.

Für unser nordisches, angestrengtes und bedrücktes Leben sind überhaupt alle Schriften wohlthätig in denen unser Geist abgespannt, erweitert und milde gemacht wird. Immerdar sich zu spornen, andre zu treiben und von ihnen sich bedrängt zu fühlen, ist der Zustand eines Tagelöhners, gesetzt daß wir ihn auch mit dem Titel eines Strebens nach höchster Vollkommenheit in unabläßigem Eifer ausschmücken wollten. Die menschliche Natur erliegt unter

einer rastlosen Anstrengung; während der Ruhe, während des Spiels zwangloser Uebungen gewinnt sie Munterkeit und Kräfte. Selten geht der unablässige Eifer anders wohin aus als auf Schwärmerei und Uebertreibung, die durch nichts zurecht gebracht werden kann als durch eine Darstellung dessen was sie ist, durch eine leichte fröhliche Nachahmung ihrer eignen Charaktere. Da lacht der Thor, falls er noch lachen kann, über sich selbst, und im leichtesten Spiel findet man, wie Leibnitz meint, die ernsteste Wahrheit.

Nachschrift des Herausgebers.

Statt einer langen Anmerkung erlaube der Leser mir hier eine Stelle mitten unter fremden Briefen.

Der Mann, an den zu Ende des vorstehenden Briefes mit dem verdienten Lobe gedacht war, war mein Freund, und er ist nicht mehr. Eben da ich diesen Brief zum Drucke übersehe, wird seine Leiche begraben; aber ein Theil seines Geistes, und seine redliche Mühe wird, hoffe ich, in unserer Sprache noch fortleben, so wie sein Andenken im Herzen seiner Freunde.

Bode war mehr als Uebersetzer; er war ein selbstdenkender, ein im Urtheil geprüfter Mann, ein redlicher Freund, im Umgange ein geistiger, froher Gesellschafter. Und doch war sein Charakter noch schätzbarer als sein Geist; seine biedern Grundsätze waren mir immer noch werther als die sinnreichsten Einfälle seines muntern Umganges. Er hatte viel erlebt, viel erfahren; in seinen mannichfaltigen Verbindungen hatte er Menschen aus allen Ständen von Seiten kennen gelernt von denen wenige andere sie kennen lernen, und wußte sie zu schätzen und zu ordnen.

Die Schwärmerei hassete er in jeder Maske, und war ein Freund so wie der gemeinen Wohlfahrt, so auch des wahren Menschenver-

standes. Der betrügenden Heuchelei entgegenzutreten war ihm keine Mühe verdrießlich; gern opferte er diesem Geschäfte Zeit, Kosten und Seelenkräfte auf, die er sonst abwechselnder, vielleicht auch einträglicher hätte anwenden mögen. Viele seiner Freunde in mehreren Provinzen Deutschlands kennen ihn von dieser Seite; und wer einer standhaften Mühe in redlicher Absicht Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird das Verdienst eines Mannes ehren der in seinem sehr verbreiteten Kreise vielem Bösen widerstand, und in seiner Art (nicht politisch!) ein Franklin war, der durch die Mittel die in seiner Hand lagen, der Menschheit nichts als gutes schaffen wollte, und gewiß viel gutes geschafft hat. Großmuth war der Grund seines Charakters, den er in einzelnen Fällen mehrmals erwiesen; nach solchem nahm er sich insonderheit der Verlassenen, junger Leute, vergessener Armen, der Gekränkten, der Irrenden an, und war, fast über seine Kräfte, ein stiller Wohlthäter der Menschheit.

Auch seine Uebersetzungen hatten diesen Zweck, und sein Fleiß dabei war unermüdet. Er bewarb sich bei ihnen sowohl um die Eigenthümlichkeit des Gedankens als des Ausdrucks; mithin arbeitete er in beiden Sprachen. Er, Lessings Freund und bei einer Schrift sein Mitübersetzer, wollte nie ein Sprachverderber, wohl aber mit Urtheil und Prüfung ein Erweiterer der Sprache werden. Die falschen Nachahmungen in seiner Manier hassete er eben sowohl als die Nachäffungen der Charaktere, die er dem deutschen Publicum verständlich machte; er übersah und übersetzte sein Buch als ein Mann von gesundem Verstande.

Ein schätzbares Geschenk, das er uns hätte geben können, wäre die Beschreibung seines eignen Lebens gewesen. Schonend und bieder sagte er aber: „Von meiner Seite würde es anmaßend scheinen; andere würde es compromittiren. Ich will in Friede schlafen.“

Und so schlafe er denn in Friede! Sein Ende kam, wie seine Freunde es wünschten, ohne langwierige Krankheit; fast bis an seinen

Tod hin war er unverdrossen geschäftig. Viele Gute halten ihn werth. Unweit dem Künstler Kranach liegt er begraben.

35.

Als ich in Ihren Briefen die Fragmente über die Humanität Homers in der Iliade las, fiel mir ein Schriftsteller ein, der vor Jahren nicht recht nach meinem Sinne gewesen war, Thomas Gordon über den Tacitus. [1] In der Jugend muß man keine politischen Betrachtungen, weder Gordon noch Tacitus lesen, sie machen uns eine zu ernste, zu saure Miene. Man siehet die Welt alsdann noch gern von der fröhlichen Seite an und hasset den grübelnden Tadel.

Ueber den Tacitus änderte sich mein Urtheil, als ich ihn in reifern Jahren las. Ich kam davon zurück daß er ein Sauertopf sey, der üble Gerüchte und politische Grübeleien zusammengemischt hätte (ein gemeines, aber äußerst falsches Urtheil); wie sehr wünschte ich, Ihnen auch den Areopagiten Gordon, frei von seinen Schlacken (brittischen Vergleichungen und Epanorthosen), bloß als einen lichten und leichten Versuch über die Humanität des Tacitus zusenden zu können! Nicht leicht hat ein Schriftsteller so viele Gemüther tiefer an sich gezogen als dieser Römer; wer ihn studirte, ward mit Geist und Sinn der Seine. Daher so viele Commentatoren des Tacitus; je redlicher es jemand meinte, je mehr er die politische Welt aus eigner Erfahrung kennen gelernt hatte, desto mehr liebte er den alten Geschichtschreiber und ward gar selbst sein Commentator.

[1] Das englische Original kenne ich nicht. Die französische Uebersetzung heißt: Discours historiques, critiques et politiques sur Tacite p. Gordon. Amst. 1742. Die deutsche hat den unförmlichen Titel: Die Ehre der Freiheit der Römer und Britten nach Gordons staatsklugen Betrachtungen über den Tacitus. Nürnberg, 1764.

Was Gordon über des Tacitus Charakter, über seine Denkart, seine Beschreibungen, seine Grundsätze, seine Moral, endlich über seine Schreibart behauptet, sagt eher zu wenig als zu viel; so manches auch die lateinischen Stylisten, selbst der gute Lord Monboddo, dagegen einzuwenden haben möchten. [1] Nach allen Vorübungen, die wir im Deutschen als Versuche seiner Uebersetzung gemacht haben, wünsche ich eine wahre Uebersetzung desselben; mich dünkt, unsre Sprache sey dazu vor allen andern fähig.

Als Proben von der edeln Denkart des Tacitus führt Gordon schöne Stellen an, z. B. wie Hermanns Gemahlin, durch Verrath gefangen, unter andern edeln Frauen vor Germanicus geführt wird: „Segests Tochter, doch gleichgesinnter dem Gemahl als dem Vater. Auch überwunden kannte sie keine Thränen, kein flehendes Wort; sie hatte die Hände über ihren schwangern Leib zusammengeschlagen und sah auf ihn nieder." Wie Germanicus dem Teutoburger Walde nahend, in welchem die Gebeine des Varus und seiner Legionen noch unbegraben lagen, nun herzlich verlangt dem erschlagenen Heerführer und seinem Heer der Menschheit letzte Pflicht zu leisten. „Da jammern alle, die mitwaren, über Verwandte, Freunde, über Kriegsunfälle über der Menschen Schicksal. Sie kommen an den traurigen Ort; sie sehen Varus Lager, die Ueberbleibsel derer die zurückgedrängt Rettung hatten suchen wollen, endlich das Feld voll weißer Gebeine, wie sie geflohen und gestanden, aus einander gesprengt und an einander gedrängt gewesen waren; nebenan lagen zerbrochene Spieße, und Pferdeglieder; an Baumstämmen waren angenagelte Köpfe; nah an im Walde standen die barbarischen Altäre, auf welchen Tribunen und Centurionen geblutet hatten. Und die dieser Schlacht, die der Gefangenschaft entkommen waren, erzählten: „Hier fielen die Anführer der Legionen, dort wurden die Adler erbeutet; hier bekam Varus

[1] Vor der Zweibrücker Ausgabe des Tacitus ist Crollius lange Vorrede über diese Materie sehr schätzbar.

seine erste Wunde; dort gab er sich mit unglücklicher Rechte selbst den Tod. Auf dieser Höhe stand Hermann und sprach den Seinigen Muth zu; hier die Galgen, woran er die Gefangenen knüpfen, dort wo er die Adler und Feldzeichen verhöhnen ließ." Nach sechs Jahren also begrub eine römische Armee ihre drei Legionen, und keiner kannte wen er begrub, ob seinen Verwandten, ob einen Fremden. Jeder ward als Blutsfreund, als Verbündeter bestattet, mit desto größerem Zorn gegen den Feind aufgebracht und traurig."

So führt Gordon die schöne Stelle über Tiberius an: „Seine Unthaten und Laster wurden ihm selbst zur Marterstrafe; denn vergebens habe der weiseste Alte nicht gesagt daß wenn man solcher Unmenschen Inneres aufschließen könnte, und Striemen und Wunden der Seele auch sichtbar wären, wie Wunden des Körpers, man ihr Gemüth nicht anders als von Grausamkeit, Wollust und übeln Rathgebern zerfleischt erblicken könnte."

Dergleichen Stellen führt Gordon mehrere an. Aber was sind sie außer dem Zusammenhange der Geschichte, die ihnen eigentlich Urkunde und Beleg ist? Die letzte Stelle z. B. beziehet sich auf des Tiberius meisterhaften, kurzen Brief an den römischen Rath: „was ich Euch schreiben soll, meine Herren, oder wie ich schreiben oder was ich euch jetzt nicht schreiben soll; alle Teufel mögen mich holen (die mich täglich und stündlich plagen) [1] wenn ich das weiß!" Da konnte Tacitus hinzusetzen: „weder Glück noch Einsamkeit konnten den Tiberius schützen daß er die Qual seiner Brust, und die Strafe die er an sich selbst litt, nicht selbst bekennte."

Soll ich Ihnen von Gordon mehr erzählen? Nur seine Capitel will ich herschreiben. „Von Cäsars unrechtmäßigem Besitz der Herrschaft, und warum dessen Name weniger als des Catilina Name gehässig ist? Von Octavius Augustus

[1] „Mögen die Götter mich noch mehr herunterbringen als ich (im 77sten Jahr des vielgenossenen Lebens) mich täglich abnehmend fühle." M.

Ränken, seinem rachsüchtigen Gemüth, seinem Meineide, Grausamkeiten, und den Begebenheiten, die zu seinem großen Namen beitrugen. Von der Liebe des Volks und Rathes, die er sich zu erwerben suchte. Von der Ehre, mit welcher ihm die Dichter geschmeichelt. Von dem falschen Glanz, den seine Nachfolger ihm verschafft haben. Vom Kaiserregiment. Vom Majestätsgesetz. Von Anklagen und Angebern. Von der allgemeinen Entehrung der Gemüther, und von der Schmeichelei, die eine unumschränkte Regierung begleiten. Vom Geist der Höfe. Ueber Armeen und Eroberungen. Ueber die Kaiser, deren Geschichte Tacitus beschreibt, über ihre Minister, ihre Unglücksfälle und die Ursachen ihres Sturzes. Ueber die Bestechung der Minister. Von Finanzen, Volk, Adel, dem Aberglauben der Regenten" u. s. —

Ein ganzes Staatssystem mit zahlreichen Beispielen und Sprüchen aus Tacitus belegt; zwar nicht im scharfsinnigen Weltgeschmack des Machiavells, desto mehr aber, und bis zum Uebermaße, mit aller Wärme eines ehrlichen, das Beste wollenden Mannes gezeichnet. Diderot rechnete Gordon unter seine liebsten Schriftsteller; schaden wenigstens wird er niemanden, und muntert sehr zum eignen, verständigen Lesen des Tacitus an. Hätte er damit nicht seinen Zweck erreicht?

O daß wir den Tacitus ganz hätten! Warum müssen seine Jahrbücher gerade mit dem Tode des edlen Thrasea, seine Geschichtbücher eben vor Vespasian aufhören? Seiner Germania wegen ist Deutschland ihm besondern Dank schuldig; und vielleicht hat keine europäische Nation mehr Ursache als sie, in Tacitus Manier ihre Geschichte nach der vortrefflichen Grundlage, die er von Deutschland selbst gemacht, fortzuschreiben. Schenkte uns indessen nur ein zweites

Kloster Corvey den ganzen Tacitus und in Absicht Deutschlands seinen Gesellen, den Plinius wieder!

36.

Wie, wenn ich Ihnen für Ihren schottischen Gordon einen deutschen Commentator des Tacitus nennte, der jenem an der Seite zu stehen wohl werth, aber desto unbekannter, desto ungeschätzter ist? Die bloßen Grammatiker haben von seinen Anmerkungen über diesen Römer sehr zurücksetzend gesprochen; sie sind aber voll Kenntniß der Geschichte, voll Lebens- und Geschäftserfahrung, dabei mit so deutscher Treue und Biederkeit, vor mehr als hundert Jahren geschrieben daß sie für uns endlich doch ein lehrreiches Buch werden könnten. Es sind die sogenannten politischen Anmerkungen über Tacitus vom Mömpelgard'schen Geheimenrath Forstner.[1]

Moser hat sich um diesen Mann verdient gemacht daß er seine Lebensgeschichte, so gut er sie haben konnte, in sein patriotisches Archiv aufnahm. Eine Reihe Briefe desselben kennen Sie aus einer andern nützlichen Sammlung.[2] Wie? wenn jemand, jedoch mit Auswahl und Zusammenstellung, Forstners Gedanken über Tacitus übersetzte, und Friedrich Karl Moser sie auch nur mit wenigem commentirte, so käme dieser Reichthum bescheidener, geprüfter Gedanken doch einigermaßen in Umlauf.

Ueberhaupt warum liegen die Betrachtungen verdienter deutscher Staatsmänner voriger Zeiten bei uns so tief im Dunkel? Engländer, Franzosen und Italiener haben die ihrigen schön aufgeputzt; wir stehen hierin fast hinter Polen und Ungarn. Und doch ist das Geschäft- und Gedankenreich verdienter, sachkundiger Männer einer Nation gleichsam der Stamm, ohne welchen sie kaum eine Nation, geschweige

[1] Christoph. *Forstneri* notae politicae ad C. Tacitum. Argent. 1650.

[2] Le Brets Magazin zur Geschichte. A. d. H.

ein durchdachter, durchempfundener Staatskörper genannt zu werden verdienet. Die geographischen Gränzen allein machen das Ganze einer Nation nicht aus; ein Reichstag der Fürsten, eine gemeinschaftliche Sprache der Völker bewirken es auch nicht allein; ja letztere ist in Deutschland den Provinzen nach so verschieden (große Striche sprechen ganz und gar eine fremde Sprache, ganze Classen der Menschen nehmen an Gedanken gar keinen Theil), daß wenn man dieß alles zusammenhält, man es den Magistern nicht übel nehmen kann wenn sie pro gradu noch bis jetzt über das Thema disputiren: „welche Regimentsverfassung Deutschland habe? oder ob die Deutschen eine Nation seyen?“ Die spottenden Urtheile der Ausländer hierüber, auch wenn sie unserm Fleiß, unsrer Treue, unsrem Biedersinn Gerechtigkeit widerfahren lassen, sind bekannt. Sollte es also nicht der geringste Dank seyn den man dem verstorbenen Diener erweiset, daß man mit seinen Dienstleistungen auch die Gedanken deren er sich dabei erkühnte, der Nachwelt nicht entziehe? Wenigstens bilden sodann doch die treuen Diener eine Kette, die Jahrhunderte durchreicht, und an die sich neue treue Diener anschließen mögen. Das Jahrhundert der Reformation erlaubte sich noch auch über vaterländische Sachen laut zu denken; seitdem ward alles Rang, Form und Stand, oder ging, sobald es ein eigner Gedanke schien, in die Archivgräber.

Daher dann daß uns eine Geschichte Deutschlands so lange gefehlt hat, und in manchen Theilen noch lange fehlen wird. Daher daß unser Sleidan keine Ausgabe wie der französische Thuan erlebt hat, und unsre Mevii, verstandreich wie sie sind, den Montesquieu's, Clarendon's, Sarpi's anderer Nationen an Ruhm, Glanz, allgemeiner Bekanntschaft und Schätzung wohl nachstehen müssen. Daher daß die Monzambano's, die a Lapide unter besonderm Schutz, immer also halbparteiisch schreiben, wohl gar in fremde Länder gehn, oder Fremde seyn mußten. Daher endlich,

daß die besten Schriften dieses Faches in Deutschland vergleichungsweise wenig oder keine Wirkung thun; denn oft ist mit jeder dritten Meile das politische Interesse der deutschen Provinzen geändert.

Weit entfernt bin ich hiemit eine Staatsklügelei nach Deutschland zu wünschen, die gottlob unser Charakter nicht ist, und die jedem Volk verderblich gewesen. Raisonnirte Geschichte aber, raisonnirte Erfahrungen des Lebens aus allen Ständen, in allen Verhältnissen und Aemtern muß jedermann wünschen. Durch die Vernunft lebt der Mensch, ob er gleich vom Brode lebet; die oft theuer erworbene Summe von Gedanken und Erfahrungen unsres Lebens ist auch ein Besitz, und jedes Glied des Staats gehört dem Ganzen nicht nur durch das was es mechanisch that, sondern auch durch das was es bei diesem mechanischen Thun dachte. Schweigen verständige Leute, so redet der Thor; der spricht sodann desto unbesonnener und lauter.

Mich dünkt, in Deutschland war zu neueren Zeiten Moser der erste der in dieser Art freimüthiger und bescheidner Biederkeit ein Beispiel gab. Stellet man ihn mit älteren Deutschen, sogenannten Staatsmännern, Kulpis, Reinkingk, Veit Seckendorf zusammen, welch ein Unterschied! gewiß nicht zu seinem Nachtheil. Sein Herr und Diener, seine Beherzigungen, Reliquien, patriotische Briefe, sein Schutt zur Wegebesserung und was für Einkleidungen er sonst gewählet, sind einestheils mit einer so treffenden Wahrheit, anderntheils mit einer Herzlichkeit geschrieben, als ob der Verfasser einmal Luthers Freund und Amanuensis gewesen wäre. Züge der Beredsamkeit sind in ihm, deren sich mancher brittische Parlamentsredner nicht schämen dürfte; und alles hüllet sich endlich in den Mantel der deutschen Bescheidenheit und Demuth. Sein patriotisches Archiv enthält treffliche Sachen, so wie durchaus keiner seiner Aufsätze von Geist und Herz leer ist. Die meisten

derselben, weil sie deutsche Dinge betreffen, lesen sich als ob sie heute geschrieben wären.

Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden periodische Schriften, mancherlei Inhalts; im jetzigen mehrten sich diese nicht nur im Ganzen, sie vervielfachten sich auch in einzelnen Provinzen bis zu wöchentlichen Blättern und Beiträgen, die in Deutschland ein sehr guter Same geworden sind. Mösers patriotische Phantasien sind aus Beiträgen zum Osnabrückischen Wochenblatt entstanden, und was andre Zeitschriften hier, dort und da in den germanischen Wäldern für Nutzen gestiftet haben, ist weniger landkundig als wahr und rühmlich. Laß es hie und da auch Mißbräuche dieses Vehiculs gegeben haben und geben; Mißbrauch hebt die gute Sache nicht auf. Viele unsrer deutschen Journale sind ein Fundbuch trefflicher Materialien; ja in Deutschland fast das einzige Mittel wodurch Provinzen und Stände einander kennen lernen. Mancher böse Pflichtträger, der sich gleich jenem im Evangelium weder vor Gott noch Menschen fürchtet, scheuet sich wenigstens vor der Schande eines Journals. —

Ungleich höher und weit voran alle diesem stünde die Geschichte, wenn sie jeder Provinz unsres Landes mit Geschmack, Verstand und Patriotismus bereits einheimisch geworden wäre Wollten wir uns von einigen derselben nach und nach nicht ausführlicher unterhalten? Wenn irgend eine Wissenschaft, so ist ja die Geschichte ein Studium der Humanität, ein Werkzeug des ächtesten Vaterlandsgeistes.

37.

Der Wunsch unsres Freundes [1] fängt an in Erfüllung zu gehen; Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst sind in

[1] 5ter Brief zur Beförderung der Humanität.

zwei Bändchen erschienen, die zu mehreren Hoffnung erwecken und Hoffnung geben.[1] Petrarca, Augustin, Uriel Acosta, Franz Junius, Comenius, Holberg, Leibnitz sprechen hier; allesammt in der eignen Sprache ihres Herzens und Geistes. Von Petrarca sind seine drei Gespräche über sich selbst, „mein Geheimniß" genannt, ganz übersetzt; Augustins Bekenntnisse im Auszuge. Acosta's exemplar vitae humanae, wie es Limborch, Franz Junius Lebensbeschreibung, wie sie Merula bekannt gemacht, Comenius Bekenntniß von sich aus seinem Eins ist noth (unum necessarium), Holberg, Leibnitz aus ihren Briefen. — Können verschiedene, allesammt merkwürdige Männer in einem engeren Raum auftreten, und von sich zeugen?

Ihrem eignen Zeugnisse hat der Autor mit Erzählung ihrer Lebensumstände fortgeholfen; wie, dünkt mich, nothwendig und recht ist. Was weiß ein Sterblicher, wer oder wozu er da sey? zu welchen Zwecken ihn die Vorsehung in ihrem großen Plan brauchen werde? Er schüttet sein Herz aus, in Freude oder meistens in Leid, vor Gott, vor sich selbst oder vor Menschen; sein Auge blickt nieder zur Erde. Denn seiner Schwächen, seiner mühsamen, oft eiteln Bestrebungen, seines Kampfes mit sich und mit andern demüthig bewußt, zählet er sich kaum, und kann und darf nicht rechnen, was seine Ziffer zum großen Nenner der Welt bedeute oder bedeuten werde? Hier darf der Autor, der den Bekennenden als Freund vorführt, zumal wenn er Jahrhunderte nach ihm lebet, wohl ein Wort über ihn sprechen, und auf der großen Tafel der Weltbegebenheiten zeigen wo er stand, wo er künftig stehen möchte.

Petrarca war eine der zartesten Seelen, die in menschlichen Körpern erschienen. Nicht seiner Sprache allein hat er jene Formen süßer Sonette und Canzonen, und mit diesen zugleich die erlesensten Gedanken der Provenzalen, ja jenes Ideal einer Liebe eingedrückt,

[1] Winterthur 1791. 1793. von J. G. Müller.

die sich mehr im Himmel als auf der Erde fühlet. Sondern für ganz Europa war er ein eifriger Erwecker der Alten; für Italien, für Rom war er ein Patriot deßgleichen es unter den Petrarchisten keinen mehr gab, und was über alles geht, ein strenger Bearbeiter seines Herzens und Geistes. Seine Briefe und andre lateinische Schriften sind eine eigentliche Schule der Bildung sein selbst, voll männlicher Unterhaltung. Eine Seele dieser Art, die allenthalben Ruhe suchte und sie nirgend fand, in einsamen Selbstgesprächen mit ihrem Schutzgeist sprechen zu hören, mag freilich eitele Leser ermüden; Beobachter menschlicher Sinnesarten aber werden ihr angenehm lauschen, und zarte Gemüther, wie Petrarca selbst war, wird er tief in ihr Inneres führen. Diese Bekenntnisse und die Nachrichten zu dem Leben des Petrarca [1] müssen jedem der fürs stille Gemüth lieset eine liebe Unterhaltung seyn.

Augustin (der zweite Mann, den unser Autor in seinem Selbstbekenntnisse darstellt) war ein Kirchenvater; er ist's auch in seinen Confessionen. Um die Seele eines Kirchenvaters kennen zu lernen, von der manche die auf diesen Namen schmähen fast keinen Begriff haben, muß man sie lesen. Die ganze Denkart, ja ich möchte sagen der Witz, die Phantasie, selbst die täuschende Sophisterei Augustins ist in ihnen. Unser Autor ist über ihn nur kurz gewesen, denn über Augustin müßte man ein Buch schreiben.

Welche Kämpfe hat der arme Acosta sich zugezogen! welche Verfolgungen der redliche Junius standhaft ertragen! Auch bei Comenius siehet man seinen zwar nicht tiefdringenden, aber vielumfassenden Geist, seinen allenthalben aufs Nutzbare, auf Reform der Wissenschaften und Schulen gestellten Sinn. Ueber ihn, der für sein Zeitalter mehr als Basedow war und noch mehr hätte seyn können, wünschte ich daß jemand ausführlicher spräche.

[1] Lemgo 1774—1778.

Holbergs Leben ist äußerst merkwürdig und unterhaltend, wie es auch der Mann selbst war. In seiner Zeit und Lage, nach einer solchen Jugend hat er ungemein viel geleistet; er riß sich selbst über die Denkart seines Landes hervor, und ward, zwar in keiner Bemühung ein Stern erster Größe, allenthalben aber ein freundlicher Stern mitten im dichten Nebel. Manche seiner Schriften sind noch jetzt sehr lesbar, zumal sein Klimm und seine Briefe. Unter den Alten waren ihm Plutarch und Lucian, Terenz, Ovid, Juvenal, Petron und Plinius, unter den Neueren nebst einigen Geschichtschreibern Grotius, Bayle, le Clerc, Molière die liebsten; man siehet die Spuren davon in seinen Schriften, in denen sich nirgend ein tiefer, allenthalben aber ein heller, lebhafter, vernünftiger, moralischer Geist zeiget.

Leibnitz endlich — hier konnte unser Autor, der die bekannten Lebensumstände nicht wiederholen wollte, wenig sagen; denn die Geschichte seines Geistes hat Leibnitz uns nicht selbst geschrieben. Er lebt für uns in seinen Schriften, aus welchen hier einige Umstände zusammengestellt sind. Hören Sie von ihm eine Weissagung:

„Ich finde daß solche (leichtsinnige, irreligiöse) Meinungen, indem sie je mehr und mehr unter Leuten von der großen Welt, nach welchen sich die übrigen zu richten pflegen, Liebhaber finden, und sich in die Modebücher einschleichen, alles zu der Generalrevolution, von welcher Europa bedrohet wird, zubereiten, und die Zerstörung alles dessen vollenden helfen was von den edlen Grundsätzen der Griechen und Römer, welche die Liebe des Vaterlandes, des gemeinen Wesens und die Sorge für die Nachwelt ihrem eignen Glück, ja selbst dem Leben vorzogen, bis jetzt noch übrig geblieben ist. Der Gemeingeist (public spirit) vermindert sich außerordentlich, kommt je mehr und mehr aus der Mode, und wird noch mehr abnehmen, wenn er aufhört von einer guten Moral und der wahren Religion, wie selbst die gesunde Vernunft sie uns lehrt, unterstützt zu

werden. Sogar die Bessern von der entgegengesetzten Seite nehmen kein anderes Principium mehr als die Ehre an. Bei ihnen aber heißt ein Mann von Ehre schon der der nichts thut was sie für niederträchtig halten. Und wenn sogar einer aus Laune, oder um seine Ehrsucht zu befriedigen, Ströme Bluts vergießen und alles über einander werfen würde, so wäre ihnen das alles nichts und selbst ein Herostrat würde ihnen ein Held seyn. Laut macht man sich über die Liebe des Vaterlandes lustig; laut macht man die lächerlich die für das allgemeine Beste sorgen; und zeigt jemand in der reinsten Absicht die traurigen Aussichten die sich uns für die Zukunft eröffnen, so ist die Antwort: „laß diese für sich sorgen." — Leicht aber dürften solche Leute zuerst das Unglück erfahren welches sie bloß für andere aufbewahrt glauben. Kommt man dieser epidemischen Krankheit, deren üble Wirkungen bereits sichtbar zu werden anfangen, noch in Zeiten vor, so lassen sich ihre Folgen vielleicht noch hemmen. Nimmt sie aber überhand, so wird die Vorsicht die Menschen, gerade durch die Revolution die daraus entstehen muß, heilen, und was auch kommen mag, am Ende zum Wohl des Ganzen leiten; ob dieß gleich ohne Züchtigung derer die durch ihre bösen Handlungen wider ihren Willen zur Beförderung des Guten beitrugen, weder erreicht werden wird, noch erreicht werden kann."

So weit Leibnitz. Wünschen Sie nicht daß unserm Autor viele, auch ungedruckte Bekenntnisse merkwürdiger Männer zukommen mögen? Wenn in unserm Vaterland der moralische Gemeingeist, über dessen Abgang Leibnitz klaget, noch nicht ganz ausgestorben ist, so sollte dieser ihm solche in sein Sacrarium treuer Bekenntnisse zuführen.

38.

Sie wünschen, mein Lieber,[1] daß ich Ihre Uebersetzung von Petrarca's Geständnissen mit einer Vorrede begleite. Von meinem guten Willen hievon sind Sie wohl überzeugt, da jede Stunde die mich Ihnen im Geist nähert, und mir in Gedanken unsre ehemaligen Spaziergänge und Gespräche erneuert, mir nicht anders als lieb seyn kann; eben deßwegen verzeihen Sie aber auch daß ich das feierliche Amt eines Vorredners dießmal und bei dieser Schrift nicht übernehme. Was ich dabei zu sagen habe, läßt sich weit besser im vertraulichen Ton eines Briefes, eines Gespräches sagen.

Sie wissen, was in unsrer Zeit Rousseau's Confessionen für eine Sensation erregt haben. Begierig erwartete man sie; und wie ungleiche, wie äußerst verschiedene Urtheile sind darüber selbst von Rousseau's wärmsten Freunden und Verehrern gefällt worden! Wem, wenn er diesen Disputen sowohl über einzelne Stellen und Situationen als über den Geist der im Ganzen herrscht, oft beigewohnt, oder an ihnen Antheil genommen hat, müssen nicht allgemeine Ideen über dergleichen Confessionen aufgegangen, und die Frage beigefallen seyn: wiefern kann und darf und soll ein Mensch Geständnisse von sich dem Publicum machen? und welche Hauptidee, welch ein Compaß muß ihn bei dieser gefährlichen Schifffahrt leiten? Da nun Ihr Petrarca einer der Vorgänger Rousseau's in dieser Art Confessionen gewesen; sehen Sie, so ist der Inhalt unsers Vorgesprächs darüber uns durch die Sache selbst gegeben.

Der erste Meister solcher Confessionen ist Augustin; er war Petrarca's Vorbild, und es ist gewiß daß ohne ihn, vielleicht auch ohne den Augustiner Denis von Robertis, der, in einem freien

[1] An Johann Georg Müller, dessen Verdienst um Petrarca im vorigen Brief berührt war. Auch dieser, aus dem Herzen geschrieben (daher er Müllern wahrhaft liebte), steht vorn an den Bekenntnissen.

Verstande des Worts, Petrarca's Gewissensrath war, Petrarca vielleicht so eigentlich diesen Weg nicht würde genommen haben. Ziemlich früh schrieb er schon an den Bischof von Lombes, der in einem scherzhaften Brief seine Laura für ein Hirngespinnst und seine Liebe für den Augustinus für eine Komödie erklärt hatte, außerordentlich ernsthaft: „Wenn ich die Poeten und die Philosophen liebe, so folge ich darin dem Beispiel des heil. Augustinus. Nie würde er sein Buch von der Stadt Gottes gemacht haben, wenn er nicht voll von ihren Ideen gewesen wäre. Vielleicht hätte er aufgehört sie zu studiren, wenn er wie der heil. Hieronymus einen Traum gehabt hätte, worin ihm wäre vorgeworfen worden daß er den Cicero zu sehr liebte. Sie wissen, wie er selbst gesteht, er habe in den Büchern der Platoniker viele Lehren unserer Religion gefunden. Er fügt hinzu, da er den Hortensius des Cicero gelesen, habe er sich von allen Secten losgemacht, um allein der Wahrheit anzuhangen. Ich nehme diesen Vater wegen der Wahrheit dessen was ich sage, und wegen der Aufrichtigkeit meiner Liebe zu ihm zum Zeugen. Er ist an einem Orte wo er weder betrügen noch betrogen werden kann. Ich hoffe daß er mit meinen Irrthümern Mitleiden haben wird, vornehmlich wenn er sich an seine eignen erinnert.“ So fährt er fort, und beschließt endlich den Brief im ironischen Ton des Bischofs: „er hoffe daß dieser Augustinus, gegen den er so viel Liebe vorgebe, ihn mit Waffen gegen eine Laura versehen werde die gar nicht existire.“ — In eben diesem Jahr hatte er mit seinem Bruder eine Reise auf den Berg Ventoux gethan, die er dem vorgedachten P. Denis beschreibt. Ich wünschte daß Sie den schönen Brief als eine Einleitung zu seinen Confessionen übersetzten, denn wahrscheinlich war diese Höhe der Empfängnißort der ersten Idee dieser Confessionen. Indem er seine Augen an dem großen Schauspiel der Aussicht über Länder, Berge und Meere, die seinen Geist erhob und ihn zu frommen Betrachtungen weckte, gesättigt hatte, nahm er die Be-

kenntnisse des heil. Augustinus, die er immer bei sich trug (ein Geschenk des P. Denis), in die Hand; er traf auf eine Stelle die ihm so wunderbar passend für seinen Zustand vorkam, als jene die der heilige Augustinus und Aloysius aufschlugen, und von denen sie die bekannte große Wirkung verspürten; kurz, er glaubte „daß er nichts besseres thun könne als diesem Heiligen nachzuahmen."

Sie kennen den Heiligen, den Mann von seltnen Gaben, und einer so feinen vielgewandten Denkart, wie Augustinus war. Die Schicksale und Fehler seiner Jugend, die mancherlei Wendungen seiner warmen und reichen Phantasie, die hitzige Thätigkeit seines Lebens, die Krümmen und Rückwege denen sein geschäftiger, beredter Disputirgeist ausgesetzt war, und dabei die innere Redlichkeit, die sanfte Empfindlichkeit seines Herzens, alles dieß gab ihm nicht nur den Stoff zu seinen Confessionen, sondern machte ihm, auf der Stelle wo er stand, dieselbe, so wie auch seine Retractationen, gewissermaßen moralisch nothwendig. Ein Geist, wie dieser, mußte oft und viel fehlen; aber auch seiner Fehler spät oder früher inne werden; und da war es freilich eine Art süßer Buße das Gewirre seines Herzens der obersten Weisheit vorzulegen, und was er an sich nicht ändern konnte, ihr liebevoll zu beichten. In den Confessionen Augustins herrscht eine so weiche Zärtlichkeit, ja ich möchte sagen, eine so verführerische Buhlerei mit Gott und seinem eignen Herzen, daß sie zu allen Zeiten und beinahe vor allen Schriften dieses Kirchenvaters Liebhaber und Verehrer gefunden haben, auch unter denen die nicht eben seines Ordens waren. Eben so war Petrarca eine der zarten, empfindungsreichen Seelen, die bestimmt scheinen, lange Jahre oder vielleicht lebenslang mit sich im Kampf zu leben. Wer seine Rime und Canzoni gelesen hat, kennet das Bedürfniß seines Herzens, beinahe ganz in der Phantasie zu leben; und da er wirklich von sehr moralischer Natur war, wie seine Briefe und Aufsätze, seine Verbindungen und Freundschaften,

ja fast alle Tritte und Schritte seines Lebens zeigen; so war es wohl natürlich daß sein immer begehrendes, nie gesättigtes Herz oft in Umständen seyn mußte daß ihm Geständnisse dieser Art allein Luft machen konnten. Wenn Augustin also in diesen Selbstgesprächen sich unmittelbar an Gott wandte, so wandte Petrarch in ihnen sich an Augustin, seinen Lehrer, der ihm dieß Mittel zur Erforschung und Erleichterung seines Herzens gezeigt hatte, ja den er als einen Mittler und Heiligen bei Gott glaubte. Dieß war sehr natürlich für den der auch an Cicero, Varro und Livius Briefe schrieb, als ob diese noch lebten, der mit Abwesenden wie mit Gegenwärtigen umging, ja der überhaupt mehr in der Entfernung als in der Gegenwart, mehr in der Einbildung als im Genuß des Daseyns lebte. Seltene Wesen dieser Art sind gleichsam geflügelte Geschöpfe, Schmetterlinge die von allen Blüthen nur das Feinste kosten wollen, und in dunkeln Stunden, wenn sie gewahr werden daß noch das Gespinnst der Raupe an ihnen hängt, aus sich selbst hinauszufliegen streben, und also tapfer mit sich kämpfen. Es kann nicht fehlen daß wenn ihre sonderbaren Selbstgespräche, ihre inneren moralischen Kämpfe andern vor Augen kommen, die nicht von einer so feinen Natur sind um sich gleichsam selbst zertheilen und also mit sich streiten zu können, sondern immerdar höchst zufrieden mit sich leben, sie diesen ein Aberwitz, eine Schwärmerei, eine hochmüthige und am Ende doch unnütze Thorheit scheinen. Gleichergestalt ist's auch nicht zu läugnen daß wenn sie schwachen Nachahmern in die Hände gerathen, sie ihnen zu mancher unnützen Anstrebung und Beeiferung, zu einer thörichten Verwirrung ihrer Gedanken, zu einer lächerlichen oder traurigen Aufblähung ihres Charakters, kurz zu einem moralischen oder frommen Wahnsinn Anlaß geben können, in welchem sie durchaus eine fremde und mit nichten ihre eigene Person spielen. Welches Ding auf Erden ist aber völlig von Mißbrauch frei? und sind nicht die feinsten wirksamsten Elemente gerade diejenigen, die am meisten

gemißbraucht werden? Freilich gehet, was unmittelbar, *gleichsam durch Sympathie* wirkt, durch diese zustimmende Sympathie, wie durch eine unmittelbare innige Berührung im Guten und Bösen mächtig über.

„Warum also, wird man Ihnen sagen, müssen solche Dinge geschrieben, abgeschrieben, übersetzt, gedruckt werden? Wer Gott oder dem heil. Augustin beichten will, beichte ihnen in der Stille; was soll eine Erleichterung des Herzens vor aller Welt? Wozu soll es daß man ein ganzes Publicum, ja selbst die Nachwelt zu Vertrauten seines Innersten, seiner geheimsten Schwachheiten und Busenfehler macht, wenn da nicht ein geheimer Stolz, eine Eitelkeit und Eigenliebe dahinter steckte?" — Ich bin so weit entfernt die Confessionisten dieser Art von diesen Thorheiten ganz frei zu sprechen, daß ich vielmehr glaube, bei vielen oder den meisten derselben sey dieser Fehler wirklich und zwar ziemlich offenbar im Spiele. Wer nicht einmal insgeheim *beichten* kann, ohne daß nicht zugleich sein Ohr begierig lausche ob nicht ein anderer ihn höre und seine Beichte aufschreibe; wer selbst den geheimen Unrath seines Herzens für solch ein Heiligthum hält daß er ihn nicht ablegen mag, ohne ihn zugleich einer Heerde gläubiger und frommer Schafe als Arznei zu verkaufen; allerdings spottet der Gottes und der Menschen, und so lehrreich seine Gaukelei seyn mag, ist und bleibt er dennoch ein Gaukler, ein selbstsüchtiger Heuchler. Er legt die Krambude seines Herzens andern zur Schau aus, damit man sich nur mit ihm beschäftige, und hält sich für ein so merkwürdiges Wesen daß es ihm leid thut, nicht alles was er thut zur Erbauung des Volkes auf dem öffentlichen Markte thun zu können. Auch Menschen die in der Jugend sehr bescheiden waren, können im feinen Netz der Selbstliebe so weit geführt werden daß man in wenigen Jahren über ihre vermessene Demuth erstaunt; und durch nichts wurden sie so weit geführt als daß andre ein vermessenes Zutrauen auf sie setzten, und sie durch

dieß Zutrauen zuletzt selbst unverschämt machten. Wie Liebe sich mittheilt, theilen sich alle Affecten, insonderheit der fromme Wahnsinn und die gläubige Phantasterei mit; man glaubt endlich zu seyn was der andre lange geglaubt, und uns überredet hat daß wir wohl seyn könnten, und so wird man mit bestochenem eigenem Gewissen vor Gott und Menschen ein eitler scheinheiliger Popanz.

Daß Augustin und Petrarca von aller Eitelkeit frei gewesen, wage ich nicht zu behaupten; sie läugnen es beide nicht, und eine feine Ader davon läuft durch ihr ganzes Leben. Schwerlich würden sie auch in allem die Männer geworden seyn die sie waren, wenn nicht dieses Ferment von Unruhe in ihnen gewirkt und gegähret hätte. Ferne aber sey's daß insonderheit Petrarca, den ich besser als den heiligen Augustin kenne, von so grober Eitelkeit gewesen wäre daß er seine Confessionen nur für die Welt, oder wenigstens für diese und für sich zur Hälfte geschrieben hätte. Er hat sich in ihnen sowohl als in andern Schriften und Briefen so wenig selbst geschont, und überhaupt den Grund seines Herzens auch in Schwachheiten und Fehlern so klar gezeigt, daß wenn er diese Eitelkeit bei sich wahrgenommen hätte, er sie vor allen Eitelkeiten seinem heiligen Augustinus zuerst offenbaret haben würde. Ein gleiches ist's wohl mit dem heiligen Augustinus. Beide hatten in Gutem und Bösem die Welt so lange und viel von sich reden gemacht, daß es ihnen selbst fast zur moralischen Nothwendigkeit wurde sich selbst und andre über den wahren Zustand ihrer Gesinnungen, ihres Herzens, ihres Charakters zu belehren; sie traten also nicht als eitle Gecken hervor, um der Welt das zu sagen was niemand wissen wollte; vielmehr als bescheidne Büßende traten sie vor den Altar, um ihr reuiges Bekenntniß öffentlich abzulegen. Seelen von solcher Aufrichtigkeit, wie z. B. Petrarca war, gibt es selten; und da sich mit ihr auch eine gewisse Redseligkeit, eine bezaubernd schöne Gesprächigkeit in Mittheilung aller seiner Gedanken und Empfindungen

verband, die sich in seinen Briefen durchhin offenbaret, so konnte er an diesen Gesprächen dem heiligen Augustin so wenig Hehl haben als an so manchen Sonetten und Gesängen die auch sein Innerstes schildern. Er hatte ein Gemüth das nicht verschlossen seyn durfte, und sich also auch nicht verschloß; daher wir ihn in allen Situationen seines Herzens und Lebens weit genauer kennen als irgendeinen seiner Mitgenossen in diesen sonst dunkeln Zeiten. Lesen Sie, mein Freund, die Nachrichten von seinem Leben,[1] die ein Verwandter seiner Laura aus Liebe gegen Petrarca und gegen seine Familie zusammengestellt hat. Sie werden freilich lachen, wenn er ihm auf jeden Wink seiner Gedichte Tritt für Tritt in seiner Liebe folget und ihm durchaus jede Wendung seiner Sonette, Reime und Canzonen für eine historische Wahrheit anrechnet; von alle diesem werden Sie ihm wenig oder nichts glauben. Aber aus der Zusammenstellung der eignen Briefe Petrarch's werden Sie Petrarca kennen und liebgewinnen lernen, wie Sie vielleicht wenige Dichter, Schriftsteller und Philosophen lieben. Ich wünschte daß uns jemand auch mit dem heiligen Augustinus, aus seinen Schriften, insonderheit aus seinen Briefen menschlich bekannt machte; als Theologen kennen wir ihn genug, und haben vielleicht für das System zu viel von ihm gelernet. Er ist uns dafür gleichsam einen Ersatz aus seiner Denkart, aus seinem Herzen schuldig; nur eine bloße Uebersetzung seiner ohnedem[2] etwas langweiligen Confessionen würde zu diesem Ersatz nicht genug seyn. Es erforderte ein ganzes Gemälde aus seinen Briefen, Handlungen, Confessionen und anderen Schriften. Genug für heute. Leben Sie wohl!

[1] Mémoires pour la vie de François Petrarque, 1764. Amst. 3. Vol. 4. Die deutsche Uebersetzung unter dem Titel: Nachrichten zum Leben des Franz Petrarca 1775—78 hat in Ansehung der aus dem Italienischen übersetzten Stellen vor dem Original viel Vorzüge.

[2] In den letzten Büchern. M.

Die Art Confessionen, die wir neulich betrachteten, lieber Freund, können wir füglich die andächtigen oder religiösen Confessionen nennen; sie scheinen die nützlichsten und leichtesten zu seyn, sie sind aber die gefährlichsten von allen, wenn man sie leichtsinnig in die Welt sendet. Was für einen Maßstab gibt's zwischen dem Menschen und Gott? Zwischen einem vorübergehenden eitlen Nichts und dem Unendlichen, der alles übertrifft, alles überschwänglich erfüllet? Das Gefühl des Nichts, der äußersten Schwachheit und eines verschwindenden Traumes wird also meistens diese Bekenntnisse durchströmen, und eine schwache Seele, die sich fremde dazu findet, eher niederschlagen als aufrichten. Kommt nun noch hinzu daß solche Confessionen, wie gewöhnlich, in Stunden der äußersten Ermattung, des Ekels an sich selbst und an allen Dingen um uns her geschrieben sind, so pflanzen sie diesen Ekel fort, und statt aufzurichten, schlagen sie die Seele muthlos nieder. Und doch sind sie, eben weil sie ein Unendliches zum Ziele und Maßstabe nehmen, von so ungeheurer Wirkung, sie bringen ein Erhabenes vor den Geist, das dieser nicht fassen kann, und nach welchem er doch unaufhörlich zu streben gereizt wird, bis er kraftlos unter sich sinket. Erstaunen Sie also nicht daß die Leben der Heiligen mit ihrer frommen Entwerdung, mit ihrem Durst nach dem Unendlichen, mit ihrem Anstreben nach ewiger Ruhe, zumal in zarten jugendlichen Gemüthern, so viele Wirkung gethan haben; denn eben diese Gemüther kannten die Schranken ihres Daseyns noch nicht, und lernten sie oft nur alsdann kennen wenn ihnen die Lust zu leben und zu wirken verging, und sie nach mancher vergeblichen Mühe auch in diesem geistlichen Dunst, mit welchem sich zu lange ihre Seele genährt hatte, Eitelkeit fanden. Um dieser zarten, so leicht verführbaren Gemüther willen, wünschte ich also nicht daß solche Schriften außerordentlicher oder kranker Menschen sich zu sehr vermehrten oder unbedachtsam gemein gemacht würden. Wer mich von Kindheit auf in meinen Pflichten

stärkt, und mir die Bahn meines Lebens rein und klar vorzeiget, der sey mein Lehrer, nicht der der mich über diese Bahn erheben will, und mir dazu betrügliche Dädalsflügel bereitet. Wie sich das Innerste eines Menschen gegen Gott verhält, bleibe zwischen diesen beiden ein heiliges und seliges Geheimniß, ohne daß es auf eine unselige Weise zum Zwangsmodel anderer Menschen werde, über welchem Sie vielleicht ihre besten Jahre und ihre redlichste Form verlieren.

Noch weniger gefallen mir die geistlichen Stunden- und Tagebücher, in denen man sich so öfters zu dem was man nicht seyn kann, und also auch nicht seyn darf, auf eine ängstliche Weise zwinget. Entweder interessiren sie nicht, oder sie interessiren zu sehr, und werden dadurch dem traurig sympathisirenden Leser schädlich. Wer wird doch jedes Protokoll seiner Krankheit nach Tagen und Stunden, wer wird jede Unterredung, die er mit dem Arzt über die kleinsten Zufälle seiner Ungemächlichkeit gehabt hat, für so wichtig halten daß er sie aus Merkwürdigkeit seiner Person dem Publicum mittheile? Der Arzt mag es thun, wenn er's für seine Kunst nützlich findet; der Kranke selbst aber thut wohl, wenn er sich mit dem Bekenntniß seiner geheimsten Krankheitsgefühle nicht abgibt und seine wiedererlangten Kräfte nützlicher anwendet. Auch die Freunde und Verehrer desselben thun besser, wenn sie nach geendigtem Lebenskampfe ihres Verehrten dergleichen Papiere mit ihm ruhen lassen, und nicht jede trübe Stunde seines kranken Gehirns oder seines leidenden Unterleibes dem Publicum übergeben; denn dieß hat daraus wenig, und das wenige oft auf eine traurige Weise zu lernen. Meistens kommen in schwachen Stunden die Irrthümer und Fehler, die bösen Eindrücke und Gewohnheiten unserer Jugend als Feinde über uns; sie bemächtigen sich unsers geschwächten Daseyns, benebeln unsern Verstand, mißleiten unsern Willen, und triumphiren. Wenn nun der Schwache selbst den

Ursprung und die Genealogie dieser seiner Feinde nicht inne wird (und er wird es in der trüben Stunde selten werden), so kann er uns über sich selbst wenig lehren. Ja da gewöhnlicherweise in diesen Tagebüchern Ein Tag oder Eine Stunde vom Ganzen abgerissen und dergestalt fürs ganze Leben genommen werden als ob mit ihnen der Strom der Zeit stille stände, und sich dieser Zustand, wie er unläugbar aus andern fließt, nicht auch in andere verlöre, so wird nothwendig die Seele des Lesers wie des Patienten auf eine widernatürliche Weise verenget und beängstiget. „Lebe weiter," möchte man dem siechen Schriftsteller zurufen, wenn er noch lebte: „vergiß dieses, denn die Zeit hat es weggetilget. Entwöhne dich von jenem, denn es ist dir nicht mehr nöthig; vergiß und strebe weiter. Wolle dich nicht zu einem andern machen als du bist, denn du mußt mit dir selbst leben und sterben. Wolle nicht aus dir heraus, nicht über dich emporspringen, denn das Unternehmen ist eitel. Mache nicht das Heute zum Gestern, noch das Morgen zum Heute; die Zeit gibt neuen Trost, neue Umstände und Kräfte. Erwarte, genieße, gebrauche sie, lebe weiter!"

Ach mein Freund! wie sehr ist der Mensch sich selbst ein Räthsel! Der delphische Gott hatte Recht, die Selbsterkenntniß den Schülern der Weisheit vor allem andern zu empfehlen; ich zweifle aber daran daß er ihnen Confessionen von sich selbst vor aller Welt würde empfohlen haben. Den Grund unsers Herzens tragen wir stille mit uns, und wir wissen lange nicht was darin liegt; wird er durch Umstände sanft oder heftiger aufgeregt, so ist er uns oft selbst ein Wunder. Das innerste Gewebe unserer Gedanken und Empfindungen fand seine Grundzüge vielleicht schon in jenem Erbtheil das von Eltern und Voreltern auf uns kam, und mit dem Bau unsers Körpers verwebt ist. Frühe Jugendeindrücke, deren wir uns nicht allemal erinnern, schlugen ihre Fäden darein, die

Bekanntschaft mit solchen und andern Menschen befestigte oder veränderte das eingetragene Muster; Gewohnheiten bestärkten es noch mehr, und die eignen erworbnen dunkeln Ideen gaben ihm schon den völligen Umriß, so daß die deutlich erkannte Lehre ihm meistens nur noch die Farbe verleihen konnte. Die völlige Ansicht dieses Gewirres mit seinen Ursachen und Folgen liegt selten uns ganz vor dem Auge, am wenigsten in einer benebelten Stunde; wir erkennen uns meistens nur stückweise, mehr in andern als abgetrennt in uns selbst. Nachdem Freunde oder Feinde, Lobredner oder Verächter uns begegnen, nachdem sie hart an uns stoßen oder uns liebkosen und schmeicheln, nachdem unsere Wünsche und Bestrebungen gedeihen oder mißrathen; nachdem werden solche oder andere Ideen von uns in uns selbst erweckt. Dieser schmeichelt sich weil andere ihm schmeicheln, jener wird hart und unbiegsam weil das Schicksal gewaltig auf ihn zustößt. Vielleicht hält er in einigen Stunden zu viel auf sich weil andere ihn zu sehr verachten, in andern Stunden kömmt er wieder zu sich und fühlt sich mißmuthig und elend. So sind wir oft ein Spiel von uns selbst, ein Spiel von Phantasien andrer, ein Traum der Träume. Einige Menschen sind weit besser, andre viel schlechter, als sie sich selbst glauben; diese waren und sind es nicht mehr; jene träumen ganz etwas anders von sich als was in ihnen liegt, und was sie in kurzem seyn werden. Selten täuschen wir andre mit uns so sehr als wir uns selbst mit uns täuschen; denn Fremde haben eigene Augen uns anzusehen und zu prüfen; wir aber, wenn wir gegen und in uns selbst den Blick kehren, sollen auf einmal der Sehende, das Auge und das Gesehene werden. Wie also vor Gericht das Zeugniß dessen, der für oder gegen sich selbst zeugt, mancherlei Einschränkungen und eine genaue Behutsamkeit fordert, so verdienen gewiß auch dergleichen ans Licht gestellte Confessionen bald einen billigen Vertheidiger der für sie,

bald einen advocatum diaboli der gegen sie auftrete und zeuge. So schlechthin gilt ihr Urtheil nicht. Erzählen kann man von sich, aber nicht über sich urtheilen, noch weniger entscheiden.

Lassen Sie also, mein Freund, uns fleißig mit uns selbst zu Rathe gehen, fleißig mit uns selbst, mit unserm Schutzgeist oder unserer Seele dialogiren, ohne bei diesen Dialogen an Welt oder Nachwelt zu denken. Ein Seitenblick auf dieselbe macht sie vielleicht schon falsch und dem Auge der höchsten und innigsten Wahrheit unerträglich. Je treuer wir dabei es mit uns selbst meinen, je mehr wir wirklich über uns aus Ursachen aufgeklärt werden wollen und zu tüchtigen Zwecken hinarbeiten, desto weniger werden wir uns in Reden ergießen, desto stiller werden wir allein für uns lernen.

Discite, o miseri, et causas cognoscite rerum;
Quid sumus? aut quidnam victuri gignimur? ordo
Quis datus? aut metae quam mollis flexus et unde?
Quis modus argento? quid fas optare? quid asper
Utile nummus habet? patriae carisve propinquis
Quantum elargiri deceat? quem te Deus esse
Jussit et humana qua parte locatus es in re?

Ich nannte die Person mit der wir uns hierüber unterreden müßten, uns selbst oder unsern Schutzgeist; denn was ist dieser anders als die reine abgezogene Idee von unserm ganzen Selbst, die mit uns gehet und die uns gleichsam zu unserm Schutze begleitet. Um nicht schlechter zu werden, müssen wir immer besser zu werden streben; deßwegen begleitet uns dieser glänzende Traum von uns selbst, das Aggregat unserer geheimen Kräfte, Anstrebungen und Wünsche. Er erinnert uns an das was wir vergaßen, an Gelübde, Hoffnungen, Ahnungen unserer unerfahrnen Jugendseele und muntert uns dadurch auf und bringt uns weiter. Von ihm können wir erfahren warum wir das noch nicht sind was wir werden wollten. Er wird uns auch weder Lehre noch Aufmunterung ver-

sagen wie wir es etwa noch werden mögen. Unser Geburtstag, Tage des Glücks oder andere Erinnerungen sonderbarer Zufälle unsers vergangenen Lebens sind seine Feste; oft aber läßt sich seine Stimme auch unvermuthet und am liebsten in der Pythagoreischen Stunde bei Nacht, in stiller Einsamkeit, hören. Er dictirt zwar nicht zum Nachschreiben, und sieht in seinen Antworten nicht darauf wie sie sich gedruckt am besten ausnehmen würden; sein Wort aber theilt Seele und Leib, Mark und Bein — ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. Ich wünsche Ihnen viel vergnügte Stunden mit diesem unsichtbaren Freunde, der Ihnen mehr als der heilige Augustinus seyn wird; die Confessionen aber, die Sie beide einander zu thun haben, mögen auch unter ihnen bleiben; denn Worte dieses Freundes sind nicht für die Menge, sie sind heilig. Leben Sie wohl!

Wenn wir von den andächtigen zu den, wie soll ich sie nennen? menschlichen philosophischen Confessionen herabsteigen, so fallen Ihnen, mein Freund, wohl zuerst die Confessionen Rousseau's ein, die zu unserer Zeit so viel Redens gemacht haben. Groß und feierlich kündigte er sie nach seiner Art an: „Ich unternehme," sprach er, „ein Werk das seines Gleichen nicht gehabt hat noch haben wird. Menschen will ich einen Menschen ganz in seiner wahren Natur zeigen, und dieser Mensch bin ich, ich allein. Ich kenne mein Herz und kenne die Menschen. Ich bin nicht gemacht wie irgendeiner von denen die ich gesehen habe; ich darf glauben daß ich nicht wie irgendeiner bin die existiren. Bin ich an Werth nicht besser wie sie, so bin ich ein andrer. Ob die Natur wohl oder übel gethan habe daß sie die Form zerbrach in der sie mich bildete, darüber kann man nur urtheilen wenn man mein Werk gelesen. Die Posaune des letzten Weltgerichts erschalle wann sie will,

mit diesem Buch in der Hand will ich mich vor den Weltrichter stellen und laut sagen: dieß ist was ich gethan, was ich gedacht habe, was ich war. Das Gute und das Böse von mir entdeckte ich gleich freimüthig, verschwieg nichts böses, log nichts gutes hinzu; und ist mir's begegnet daß ich etwa einen gleichgültigen Zierat hinzuthat, so geschah es nur weil ein Fehler meines Gedächtnisses eine Lücke in meiner Erzählung verursachte. Ich zeigte mich wie ich war, verachtenswürdig und niedrig, aber auch gut, edelmüthig, erhaben, wenn ich es war; mein Inneres entschleierte ich wie du es selbst kanntest. Ewiges Wesen, versammle um mich die unzählbare Menge derer die meines Geschlechts sind, und laß sie meine Bekenntnisse hören. Sie mögen über das Unwürdige in mir seufzen, über das Niedrige in mir erröthen; aber jeder von ihnen enthülle vor deinem Thron mit gleicher Aufrichtigkeit *sein* Herz, und dann sage ein einziger von ihnen allen wenn er es sagen darf: ich war besser als dieser!" — Ohne Zweifel, m. Fr., steigen Ihnen mancherlei Gedanken bei dieser Ausforderung auf, und es ist schwer sich darüber zu erklären. Rousseau's Confessionen bedürfen aber auch dieser vorlaufenden Erklärung nicht; Blatt zu Blatt sieht man in ihnen den sonderbaren, in seiner Art einzigen Mann, der bei dieser seltenen Ankündigung weder großsprechen noch eine Lüge sagen wollte.

Rousseau hatte Feinde, und gewiß mehr als er deren zu haben verdiente: sie gingen zum Theil mit ihm auf eine niedrige, schändliche, häßliche Art um und verbitterten sein Leben; das ist wahr. Und ebensowahr ist's daß seine kranke Phantasie sich viel mehr Feinde einbildete als er hatte, und daß er diese sich viel schwärzer machte als sie gegen ihn seyn *wollten*. Bei der stärksten Mannesberedsamkeit war und blieb er ein Kind in Ansicht und Behandlung der Menschen; sein Geist war stolz, seine Grundsätze waren edel, und doch kann man es sich nicht verbergen daß seine

Neigungen und sein Betragen oft etwas niedriges an sich hatten, das er sich, wenigstens in seinen Confessionen, in denen er doch der Richter sein selbst werden mußte, nicht so gar leicht hätte verzeihen sollen. Ein gleiches ist's mit der großen Schwachheit seines Herzens für Wollust und Liebe. Die Anlage dazu, sowie zu manchem andern Fehler lag gewiß mit in seinem kränklichen Körper; und da er bei seiner erhöheten Einbildungskraft, nach dem ganzen Gange seines Lebens diese Leidenschaft gleichsam nie abbüßen konnte und sie also als einen unbefriedigten Reiz immerhin nährte, so kann man, wie ich glaube, die jugendliche Liebhaberei, die nachschmeckende Gefälligkeit, mit der er auch in seinem Alter Scenen dieser Art darstellt und ausmalet, abermals mit nichts als der Krankheit selbst entschuldigen, die bei Wiederholung solcher Erinnerungen seine unbefriedigten falschen Reize gewissermaßen noch befriedigend täuschte. Auf andre Art kann ich mir bei einem ernsten alten Mann, der über sich selbst nachdenkt, indem er sein Leben beschreibet, geschweige bei einem beredten Verehrer des Worts Tugend dergleichen Juvenilität nicht erklären. Ohne also der Posaune des letzten Gerichtes in den Ton fallen zu wollen, wage ich's immer zu sagen daß es allerdings Menschen geben werde denen, so wie Rousseau's Gaben und Sublimitäten, auch manche seiner Niedrigkeiten ganz fremd, ja moralisch unmöglich seyn dürften, ohne daß sie deßwegen besser als Rousseau seyn wollten, dem nun einmal dieser reizbare Körper, dieser verirrte Gang seines Lebens zu Theil ward. Gegen seine Feinde, wie der kranke Mann sie sich dachte, mag er den Proceß von Blatt zu Blatt gewonnen haben; bei manchen seiner Verehrer, die gleichsam aus dem Schall seiner Stimme sich ein Bild von ihm schufen, ist er dagegen in vielem gewiß zum Gleichmaß andrer Menschen hinabgestiegen; und auch dieß ist nicht übel. Bei seinen seltenen Gaben an Geist und Charakter, bei seiner tönenden Wohlredenheit und brennenden Phantasie, bei seinen oft unwürdigen Schicksalen und

Verfolgungen, insonderheit aber bei der großen Liebe zur Einsamkeit, die ihn mit sich selbst zu oft und zu sehr beschäftigte, hielt er vielleicht mehr von sich als sich's zu halten gebühret; die Nemesis, die kein Uebermaß duldet, hat diesen Fehler an ihm noch nach seinem Tode auf eine Art gerächet bei der Rousseau an diesen Erfolg schwerlich dachte. Aus seinem Grabe muß er noch selbst seine durchdringende Stimme erheben und den Menschen zurufen: „ich war nicht alles, wofür ihr mich hieltet, weder im Guten noch im Bösen. So sehr ich die Tugend anpries und in meiner Phantasie liebte, so hatte ich doch, auch selbst noch in meinen Confessionen, über mich selbst noch kein moralisches Maß. Lernt also aus meinem Beispiel, ihr Menschen, wie anders es sey zu schreiben, zu phantasiren, und wie anders zu handeln, zu seyn. Ich habe durch meine Schriften gelehrt, ich warne durch mein Beispiel, ohne daß ich euch selbst die Warnung jedesmal abziehen und deutlich machen konnte."

Mich dünkt also, m. Fr., selbst Rousseau's Confessionen bewähren was wir von der Schwierigkeit solcher Selbstbekenntnisse bisher bemerkten; denn gewiß war zu ihnen niemand so leicht geschickter als er. Bei seiner großen Wahrheitsliebe und der ganzen moralischen Wendung die sein Schriftstelleramt genommen hatte, lebte er unabhängig, war ein Liebhaber einsamer Gedanken und hatte Zeit genug sich mit seinem Genius zu unterhalten. Nun kamen aber seine Feinde dazwischen die ihn unwürdig verachteten und seinen innern moralischen Stolz empörten. Als er schrieb war er nicht mehr unbefangen, er fühlte sich besser als sie und wollte auch Situationen rechtfertigen die vielleicht nicht zu rechtfertigen waren. Gegentheils mußte er manches von sich verschweigen das ihm zum Lobe gereichte, weil für einen bescheidenen Mann das Selbstlob immer die schwerste Sache bleibet; und so war Rousseau wiederum gewiß besser als er sich selbst schildern konnte. Ueber manche seiner Fehler würde er zuverlässig anders geurtheilt haben wenn er sie als Be-

kenntnisse eines Fremden hörte; und noch weniger würde er selbst es läugnen daß manche Situationen seines Lebens, wie sie hier dargestellt sind, jungen oder schwachen Menschen fast verführerisch werden müssen, weil des Verfassers eignes strenges moralisches Urtheil darüber fehlet. Ja wenn sein Buch einem der Weisen des Alterthums, einem Chilon, Zaleukus, Solon, Sokrates oder Marc Aurel vorgelegt würde, ist wohl zu zweifeln daß dieser darüber ein mißbilligendes Urtheil fällen würde? Wir wollen also, m. Fr., der Asche des armen Selbstpeinigers verzeihend, ihr eine friedliche Ruhe wünschen und uns lieber an den schönen Früchten und Blüthen, die dieser Baum hervorgebracht hat, erfreuen als daß wir in seinem Leben jede Substanz des Erdreichs untersuchen wollten, aus und in welchem der Baum wuchs. Wenn Rousseau in seinen Schriften, und überhaupt in den bessern Stunden seines Lebens, so weit über sich selbst emporstieg, so müssen wir ihm als einem Ueberwinder sein selbst die Palme reichen, und uns durch sein Beispiel warnen lassen auch in Confessionen keine unbehutsamen Sonderlinge zu werden. Was wir sind, sind wir Gott; was wir hervorbringen oder ausüben können, das ist für andre.

Ich unterscheide also auch von Confessionen gar sehr die Lebensbeschreibungen, die merkwürdige Personen zu gewissen bestimmten Zwecken für andre von sich aufzeichnen. Wenn diese wahr und merkwürdig sind, verdienen sie das größeste Lob, und haben um so mehr Interesse in sich je mehr sie ihren Zweck genau verfolgen. Ein Vater will seinen Kindern, ein Bürger seinen Mitbürgern, ein Gelehrter, ein Held, ein Staatsmann will denen die seines Berufs sind, ein Erbtheil an seinem Leben hinterlassen; wohl! er bereite diesen Schatz aufs beste als er kann, und er darf des Danks derselben gewiß seyn; natürlich aber bleibt aus diesen Denkwürdigkeiten alles weg was sich nicht darstellen, nicht vortragen läßt, oder was nicht zur Erläuterung seiner selbst gehöret. Auch die Fehler, die ein

solcher Mann von sich zeiget, wird er in einem nützlichen Licht zeigen, und im Ganzen wird er mehr erzählen als über sich selbst entscheiden und richten. Lebensbeschreibungen dieser Art sind wahre Vermächtnisse der Sinnesart denkwürdiger Personen, Spiegel der Zeitumstände, in denen sie lebten, und eine praktische Rechenschaft, was sie aus solchen und aus sich selbst gemacht oder worin sie sich und ihre Zeit versäumt haben. Mit je froherem Herzen sie aufgezeichnet wurden, desto besser. Freunde und Feinde vergaß der Verfasser, ja er sahe sich selbst als einen Hingeschiedenen an, indem er sein Leben fürs Vaterland oder für die Seinen nützlich machte. Sein Genius oder die moralische Vernunft mußte ihm dabei die Feder führen, und kein anderes Resultat ihm vorschweben als: „Wenn ihr gethan habt was euch befohlen ist, so habt ihr gethan was ihr zu thun schuldig waret."

Sie wissen, m. Fr., daß wir unter mehrern Völkern schöne Denkwürdigkeiten dieser Art haben; und es wäre gut wenn die unbekannteren ans Licht gebracht, das Zerstreute gesammelt und das Fremde zu uns hinüber geschafft würde. Es würde dieß eine kleine Bibliothek der Schriftsteller über sich selbst, und damit gewiß ein vortrefflicher Beitrag zur Geschichte der Menschheit. Da nun unläugbar der edlere Theil des Publicums auf diese immer aufmerksamer wird, indem unser Geschlecht es von Tage zu Tage inniger fühlt daß es sich selbst das nächste sey und sich selbst bearbeiten müsse, um aus und durch sich zu machen was noch auf Erden geschehen soll, so dürfte der, der sich einem solchen Werk unterzöge, wohl gewiß auf den Beifall der Edelsten seiner Nation rechnen dürfen. Nur allerdings gehörte dazu auch daß er diese Porträte und Büsten nicht als ein Lohndiener voll Unrath oder in wilder Verwirrung hinstellte, sondern — Gnug für diesesmal; wenn Sie Hand ans Werk legen wollen, soll es Ihnen an meinem weitern Rath nicht fehlen. Leben Sie wohl.

Ich wollte, m. Fr., noch zum Petrarca zurückkehren und auf das Grab des bescheidnen edeln Mannes einige Blumen pflanzen. Wo fänd' ich aber bessere als in seinen eignen Gedichten; und so mögen einige seiner Sonette hier stehn, die gewiß auch, wie mehrere seiner Poesien, für Confessionen gelten können. Leider aber sind sie seiner Sprache kaum zu entwenden, und wie ich sie hersetze sind sie nichts als welke traurige Erinnerungen dessen was sie bei ihm sind:

*

Je mehr ich mich dem letzten Tage nahe,
Der endlich kürzet unser menschlich Elend,
Je mehr erseh' ich wie die Zeit dahinfliegt,
Und was ich von ihr hoffte, mit ihr flieget.

Nicht lange, sprech' ich denn zu meiner Seele,
Nicht lange werden wir, von Liebe schwatzend,
Zusammen fürder gehn. Die Last der Erde
Zerschmilzt wie frischer Schnee; dann ruhn wir beide.

Mit ihr dann sinkt auch jene Hoffnung nieder,
Die eitle, die so lang mich irre führte,
Schmerz, Freude, Furcht und Zorn sind dann vorüber.

Dann werden wir erkennen, wie so öfters
Ein scheinbar Unglück unser bestes Glück war;
Und wie so öfters wir ohn' Ursach weinten.

So müde bin ich von der alten Bürde
Der Fehler, die mir zur Gewohnheit wurden,
Daß ich in Weges Mitte zu erliegen
Und meinem Feind ein Raub zu werden fürchte.

Da kam zum Glücke mir, mich zu erretten,
Aus unaussprechlicher, aus höchster Güte
Ein edler Freund; ach aber er entflog mir
So schnell, daß ihm mein Blick vergebens nachsieht!

Jedoch, noch schallet seine Stimm' hienieden:
„O ihr Mühseligen! hier ist die Straße!
Kommt zu mir, kommt! wenn sonst euch nichts zurückhält!"

O welche Gnad' und Liebe! welch ein Schicksal!
Wer leiht mir gleich der Taube Flügel, aufwärts
Zu schwingen mich, damit ich Ruhe finde!

Schlaf, Ueppigkeit und Trägheit, ach sie haben
Aus unsrer Welt verbannet jede Tugend.
Verscheucht von ihrer Laufbahn ist die Menschheit,
In Banden der Gewohnheit fest gebunden.

Und so erloschen jeder gute Lichtstrahl
Des Himmels, der noch unser Leben aufhellt,
Daß wundernd man auf den mit Fingern zeiget,
Der jetzt vom Helikon will Ströme leiten.

„Was ist denn an dem Lorbeer? an der Myrthe?
Die arme nackete Philosophie!" So höhnet,
Auf niedrigen Gewinn erpicht, der Pöbel.

Nur wenig also werden dich begleiten,
Und um so mehr bitt' ich, anmuth'ge Seele, [1]
Verfolge deine große Unternehmung!

---

[1] Das Sonett war eine Antwort auf das Sonett einer Dichterin mit den von ihr selbst gebrauchten Reimen.

Die ihr in meinen Reimen jene Seufzer
Vernehmt, mit denen ich mein Herz einst nährte,
Als ich im ersten jugendlichen Irrthum
Zum Theil ein andrer war, als der ich jetzt bin.

Ach, wer von euch die Liebe selbst erfahren,
Der wird mir, wenn ich weine, wenn ich rede
Von eitlen Hoffnungen und eitlen Schmerzen,
Mitleiden doch, wo nicht Verzeihung schenken.

Wohl seh' ich's jetzo ein, welch eine Fabel
Ich lange, lange Zeit dem Volk gewesen;
Worüber dann ich oft vor mir erröthe.

Und dieß Erröthen ist von meinen Fehlern
Die Frucht nun, sammt der reuig klaren Einsicht
Daß, was der Welt gefällt, ein kurzer Traum sey.

Was thust, was denkst du, schauest immer rückwärts,
Auf Zeiten die nie können wiederkehren?
Trostlose Seele gibst noch immer Nahrung
Dem Feuer, das dich brennet und verzehret?

Die sanften Worte, jene süßen Blicke,
Die all' und jede du dir sangst und maltest,
Du weißt, entronnen sind sie jetzt der Erde,
Unzeitig, hier sie wieder suchen wollen.

Ach so erneue nicht, was dich nur tödtet;
Verfolge nicht den eitlen Wahngedanken.
Verfolge, was zum besten Ziel dich leitet!

Laß uns den Himmel suchen, wenn hienieden
Uns nichts gefällt. Unglücklich, wenn die Schöne
Uns todt wie lebend nur die Ruhe raubte!

Ich geh' beweinend meine vor'gen Tage,
In denen ich nur Sterblichkeiten liebte;
Und hob nicht aufwärts mich auf meinen Schwingen,
Daß ich der Welt kein schlechtes Vorbild würde.

Du, der mich Kranken, mich Unwerthen kennet,
Unsichtbar Ewiger, des Himmels König,
O hilf der schwachen, der verirrten Seele,
Füll' ihren Mangel aus mit deiner Gnade!

So daß, da ich in Streit und Stürmen lebte,
Im Frieden ich, und in dem Hafen sterbe,
Und aus der eitlen Wohnung ehrlich scheide.

Die wenig Schritte hin, die mir bevorstehn,
Und dann im Tode reiche deine Hand mir;
Du weißt, dieß ist noch meine einz'ge Hoffnung!

Have, anima pia, have!

39.

So angenehm mir Petrarca war, so weh that mir Uriel Acosta in seinem letzten Selbstbekenntniß. Der arme Jude, von Zweifeln über seine Religion ergriffen, gab alle Verhältnisse seiner edlen Geburt, seines Glückes und Standes auf, suchte Ruhe hie und dort, fand an seinen nächsten Verwandten die ärgsten Feinde, und endigte damit daß er als ein Neuaufgenommener in der Syna-

goge seiner Glaubensgenossen, schimpflich entblößt, mit Füßen getreten, gepeitscht, verspeiet, es nicht länger ertragen zu dürfen glaubte und sich selbst den Tod gab. Die Aufschrift seines Urlaubes aus dem Leben, exemplar humanae vitae, rührte mich von jeher; und o möchte ein jeder, der von Menschen aus der Welt gedrängt, zuletzt noch einige Worte für Menschen zu schreiben guten Willen und Kraft hat, sein Exemplar des menschlichen Lebens dem Exemplar des Acosta hinzufügen, die Menschheit erhielte damit eine Anzahl sonderbarer Exemplare!

Von Kindheit auf ist mir nichts abscheulicher gewesen als Verfolgungen oder persönliche Beschimpfungen eines Menschen über seine Religion. Wen gehet diese als ihn selbst und Gott an? ja, wer weiß nicht was an dem Wort Religion, sobald es innere Ueberzeugung und Gefühl betrifft, für tiefe Scrupel und Schwierigkeiten haften? Dem ist dieses, einem andern das aufs innigste anstößig; zu diesem Ausdruck kann er sich nicht gewöhnen, von jener früh erfaßten Vorstellungsart auf keine Weise sondern. An ihr hangen seine moralischen Begriffe, an ihr vielleicht seine vornehmste Triebfeder, ja sein Ideal der Moralität selbst. Dieser findet Zweifel wo keiner sie findet; die schwarze, phantastische Fliege verfolgt ihn ohne daß ein anderer als er sie siehet. Wie grausam ist's also, wie unvernünftig, nutzlos und unmenschlich, wenn sich ein Mensch, ein Gericht, eine Synagoge das Verdammungs-, das Verfolgungsurtheil über die Religion eines andern, wäre er auch ein Neger und Indier, anmaßt!

Mit Schaudern lieset man Acosta's Erzählung. Klagen und Seufzer, die er im tiefen Schmerz über die ihm, einem Rückkehrenden, in einem Gotteshause zugefügte peinliche Beschimpfung ausstößt, [1] und die mit dem traurigen Gefühl der völligen Verlassenheit und Ohnmacht enden: „Hier habt ihr die wahre Geschichte

[1] Müllers Bekenntnisse merkwürdiger Männer, Bd. 2. S. 169. u. f.

meines Lebens, und welche Person ich auf dem eitlen Schauplatz dieser Welt, in meinem unbeständigen und unglücklichen Leben gespielt habe. Richtet nun gerecht und unparteiisch, ihr Söhne der Menschen; richtet frei und nach der Wahrheit wie es sich Männern geziemt. Findet ihr etwas, das euch zum Mitleiden hinreißt, so erkennt und beweint das traurige Loos der Menschheit, das auch euch zu Theil geworden ist.“ —

Dank der Menschheit sey allen denen die so unerträgliche Lasten und Fesseln, die jede unziemende Beschimpfung, jede kränkende Verfolgung, die Menschen Menschen, von göttlichen oder menschlichen Rechts wegen, ungescheuet, ja pflichtmäßig und frohlockend anthaten, in ihr wahres Licht stellten. Grotius, John Locke, William Penn, Shaftesbury, Bayle, Leibnitz, auch Spinoza, Voltaire und mehrere nicht zu vergessen, was für Gesinnungen sie übrigens in andern Dingen haben mochten; in diesem Punkt sind sie Friedensengel im Namen aller derer geworden, die (um mich eines schauderhaften Bildes der Apokalypse zu bedienen) als Erwürgte unter dem Altar um Rache rufen, und in ihrem Blut weiße Feierkleider begehren. Die Rache solcher Verfolgungen ist nie ausgeblieben und bleibet nie aus; es wäre aber endlich Zeit daß wir aus bessern Gründen als aus der Furcht solcher Rache zum Gefühl der Wahrheit und Menschlichkeit gelangten. Auch unsern deutschen Rechtslehrern, Thomasius, Polykarp Leyser, Hommel u. s., die über die mit Blut geschriebenen Carpzow'schen Gesetze hie und da die Fackel der Vernunft angezündet, und mildere Grundsätze in Gang gebracht haben, werde Dank. Sie thaten was sie thun konnten.

Vor andern, dünkt mich, sind in Briefen Gesinnungen der Humanität wirksam verbreitet worden, selbst wo sie das strenge Rechts-, Staats- und Kirchensystem noch nicht aufnehmen durfte. In Briefen an Freunde schüttete mancher sein Herz aus, wie

er es in Schriften zu thun nicht wagte, und die Briefgestalt selbst ward zur glücklichen Form, milde Gesinnungen über einzelne Vorfälle sowohl als über Lehren und Personen Freunden oder dem Publicum verständlich zu machen und ans Herz zu legen. Holbergs Briefe gehören auch in diese Zahl; in England und Frankreich ist die Art eines humanisirten Vortrages durch Briefe sehr ausgebildet worden, und hat die nützlichsten Grundsätze verbreitet. In England z. B. fanden Plinius Briefe eine glückliche Aufnahme; die Ersten der Nation buhlten ihnen nach. Selbst die erdichteten Briefe des Phalaris schätzte der Ritter Temple übermäßig hoch, so daß seit Addison ihre Wochenschriften, seit Richardson ihre Romane vorzüglich die Gestalt der Briefe liebten. Die französischen Briefeinkleidungen von den Persischen Briefen an bis zu dem türkischen Spion sind jedermann bekannt; durch Einkleidungen solcher Art gewann nicht nur die Sprache, sondern auch der denkende Geist Leichtigkeit und Freiheit. Ohne eine Abhandlung oder Deduction schreiben zu wollen, konnte man Gedanken, Empfindungen äußern, seinen Verstand berichtigen, sein Urtheil am Urtheile des andern schärfen und prüfen. In Deutschland hat aus mehrern Ursachen diese Form meistens nur gelehrte Urtheile, Trivialitäten oder Romane betreffen können. — —

Ich wünschte eine Auswahl treffender Stellen aus den wahren Briefen merkwürdiger und großer Männer; dem Sammler der Selbstbekenntnisse, einem Mann von reiner, fürs wahre Wohl der Menschheit gestimmten Denkart, möchte ich sie am liebsten empfehlen. Von Staatsmännern, Kirchenvätern, Reformatoren, Sectirern, von Gelehrten und Weisen aller Art ist eine so ungeheure Menge Briefe ans Licht gefördert worden daß eine Auswahl ihrer eigensten Meinungen und Urtheile über Begebenheiten, Schriften, fremde Meinungen und Handlungsarten die lehrreichste Unterhaltung seyn müßte. Wer kann, wer mag jetzt das große Epistelfach berühmter und nicht be-

rühmter Männer mit gehörigem Fleiße durchstören? und doch liegt so manches merkwürdige, angenehme und nützliche in ihm!

40.

Exemplare der Menschheit in Vorstellungen, Sitten und Gebräuchen.[1]

Ist Popens Ausspruch wahr:

Let us, *since life can little more supply*
than just to look about us and to die,
expatiate free o'er all this scene of man,

so sollte auch billig die Aufmunterung wahr werden die er mit jenem Ausspruch verbindet. Wir sollten etwas weiter umhersehen als uns der enge Kreis unsrer gewohnten Vorstellungsarten, Sitten und respective Dummheiten oder Klugheiten zu sehen und zu hören gibt.

Wenn Menschheit nur das ist was insgesammt auf der Menschenerde lebt: wer wird nicht sein Brudergeschlecht kennen wollen von da wo es an die Affen gränzt bis dahin wo es sich, nach eben des weisen Pope's Ausspruch, nach Affenweise dem Seraph nähert? Die äußersten Dummheiten, Thorheiten, Laster und Sonderbarkeiten sind oft die lehrendsten Darstellungen; im Mittelzustande, ein paar Linien drüber und drunter, sind wir uns alle so ziemlich gleich.

Es ist längst geklagt worden daß Kunst und Wissenschaft, Cultur und Aufklärung uns eine Uniform anziehn, die, hie und da ziemlich knapp geschnitten, bunt aber einförmig ins Auge fällt, so daß wer einige gesehen hat, bald in den überdrüssigen Wahn fällt sie alle gesehen zu haben. Da ist's nun gut, statt daß jener persische Schach

[1] Aus dem deutschen Mercur, Nov. 1783, hier eingerückt als frühere Bearbeitung des im vorigen Brief erneuerten Gedankens. M.

rief: „schafft mir ein neues Vergnügen!" zu rufen: „schafft mir neue Exemplare der Menschheit!" Und wahrlich, die können wir finden. In den letzten Jahrhunderten und Jahrzehenten ist die Erde so durchsucht, sind die Varietäten der Menschheit so reichlich aufgenommen worden daß wir, wie Pope sagt, nur ausspazieren und um uns her schauen dürfen, so stehen sie da und sprechen und leben.

Am meisten interessiren mich die Nachrichten wie fremde Nationen uns ansehen, was sie von unserer Cultur und Religion, von unsern Sitten und Gebräuchen denken. Da kommen, bei den größesten Dummheiten, Naivetäten zum Vorschein die nicht treffender seyn könnten. Der fromme Einfall eines Wilden, die Absurdität eines Negers, die Simplicität eines Ost- oder Westindiers sagt oft mehr als große Deductionen und Beweise.

Wenn wir in gewissen Sitten und Vorstellungsarten alt und grau geworden, folglich mit ihnen so verwachsen sind daß wir sie der Menschheit wesentlich, von ihr also ganz unabtrennbar glauben: wie oft bin ich sehr heilsam betroffen und beschämt worden wenn ich fand daß einige Grade weiter hinauf oder hinab ganze Völker von diesen Vorstellungsarten und Sitten nichts wissen, nichts je gewußt haben, oft die ganz entgegengesetzten eben so theuer und werth halten, und doch sich dabei leidlich wohl und so gemächlich befinden als es der brechliche Leim, aus dem die Menschheit geformt ist, zusammt den nöthigen Expensen, die jedem von außen angerechnet werden, nur gestatten möchte. Fremde Völker, die uns als Wunderdinge ansehen, gaffen uns an; andere, die sich klüger dünken, verachten uns; wir wollen sie weder bloß angaffen noch trotzig verachten, sondern in gutem und bösem von ihnen und an ihnen lernen. Eine Albernheit die uns bei ihnen auffällt, fällt uns bei uns nicht mehr auf, weil wir sie bedeckt oder in gewohnter, beliebter Tracht sehen; und oft ist, wenn zwei Nationen und Welttheile einander verlachen, schwer

zu entscheiden wer zu lachen Recht habe oder nicht! Doch ohne weitere Vorrede!

---

1. Frempung, König der Akemisten auf der Goldküste.

Eine Audienz die er dem dänischen Buchhalter Nikolaus Kamp gegeben.[1]

„Man meldete dem König Frempung des Morgens, als er sich in Gesellschaft von ein paar Hundret seiner Frauen befand, daß der vornehme Däne angekommen sey; er ließ bitten daß Herr Kamp sogleich vor ihm erscheinen möchte. Frempung saß, wie alle Neger, auf einem niedrigen Stuhl, der eine Spanne hoch war. Als unser Buchhalter zu wissen bekam daß es der König sey so auf dem Stuhl saß, grüßete er ihn auf europäisch, entblößte sein Haupt, neigete sich ganz tief, und strich mit seinen Füßen. Frempung, so dergleichen Ehrenbezeugungen noch niemals gesehen, meinte daß sich Kamp nur bücke um ihm, wie ein anderer wilder Affe, auf den Kopf zu springen, und legte sich in Geschwindigkeit glatt auf die Erde, damit Kamp über ihn hin springen und ihn nicht beschädigen könnte. Frempung rief seine Frauen zu Hülfe. Diese stellten sich ein und schlossen einen Kreis um ihren König; unser Bote Jancon rief dem Könige zu, und versicherte daß sein Blanker nichts böses im Sinne habe, die Ehrenbezeugungen der Europäer aber wären so beschaffen. Frempung wollte solches kaum glauben, und rief dem Jancon zu, er müsse seinem Blanken sagen es wären solche Umstände nicht nöthig, und er könne ihn seiner Freundschaft versichern; er ließ ihn zugleich ersuchen, er möchte stehen bleiben wo er stünde, und befahl einer großen Anzahl seiner Frauen ihren Platz zwischen ihm und Kamp einzunehmen. Er betrachtete

[1] Römers Nachrichten von der Küste Guinea 1769. S. 13.

den obern Theil seines Körpers, und bisweilen mußten die Frauen an die Seite treten, damit er Kampen auch von unten sehen könnte. Frempung rief Jancon zu sich, beschuldigte ihn daß er ihm von den Blanken eine unrichtige Abbildung gemacht, und glaubte daß die Kleider des Kamps, oder doch der größte Theil derselben, Theile seines Körpers wären. Die Perücke des Kamps war mit einem Zopf versehen, und dieser fiel ihm als eine Seltenheit in die Augen; er meinte der Zopf wäre ein Schwanz des Blanken; und da die Schwänze der Thiere sonst an einem andern Orte sitzen, so glaubte er daß die Blanken dergleichen an ihrem Nacken trügen. Unser Jancon that alles mögliche dem Frempung begreiflich zu machen daß es Sachen wären, womit sich sein Blanker gekleidet, die dem Körper aber nicht angewachsen seyen, und daß der Schwanz, den er an seinem Nacken sähe, nur nachgemacht worden."

„Hiermit verliefen beinahe zwei Stunden, denn Frempung wollte sehen ob der Blanke auch speisen könnte. Er ließ Essen holen, und dieses kam Kamp recht zu gelegner Zeit. Frempung fing an dem Kamp immer näher und näher zu kommen. Zuletzt bat er Jancon seinen Herrn zu überreden daß er sich abkleiden und nackend sehen ließe. Dieser gab sich alle Mühe, und bat Herrn Kamp dem Könige hierin zu dienen; dieser aber schwur, er thäte solches nicht, es sey denn daß es nur in Gegenwart des Frempung allein geschehen könne, indem er sich vor seinen Weibern nicht entblößen wolle. Der König konnte nicht begreifen welche Ursachen der Blanke haben möchte daß er seinen Weibern nicht erlauben wolle ihn zu sehen, bewilligte aber doch endlich Kamps Verlangen nachdem er seine alten Männer um Rath gefragt hatte. Unser Buchhalter kleidete sich ab; Frempung trat ganz nahe zu ihm, betastete seine Glieder, und brach mit Verwunderung in folgende Worte aus: du bist wirklich ein Mensch, aber so weiß als wie der Teufel."

Beim Scharren und Ausstreichen, beim Schwanz am Kopf, beim Auskleiden u. s., wer hatte Recht und wer hatte Unrecht?

Noch eine mineralogische Entscheidung des Königs Frempung muß ich anführen: sie ist eine Resolution seines geheimen Cabinets.[1]

„Man erzählt als eine Gewißheit daß Frempungs Leute einstens in einer Mine eine ganze goldene Klippe gefunden; solches meldete man dem Könige, und fragte ob man sich nicht der Haueisen bedienen solle um so viel als möglich davon abzuschlagen, weil die Regenzeit nicht lange mehr ausbleiben würde? Frempung zog seine großen Männer zu Rathe, und die Resolution oder Antwort war folgende: weil diese Klippe Mutter oder Vater der kleinern Stücke Goldes seyn müsse, so solle sich niemand unterfangen sie anzurühren, sondern sie stehn lassen, und an einem andern Orte anfangen." Welcher Europäer möchte nicht gern diese Goldmutter holen?

---

2. Oppoccu, König der Assianten.

So lange Frempung lebte, schonete Oppoccu der Akemisten; nach seinem Tode (1741) erklärte er Bang, ihrem Könige, Krieg. Was dieser Bang für ein Exemplar gewesen, zeigt folgende Nachricht:[2]

„Die gemeinen Akemisten trunken keinen Branntwein als wenn sie denselben umsonst bekamen; die Vornehmsten von ihnen kauften sich etwas davon; der größte Liebhaber desselben war Bang und vielleicht hundert aus seiner Gesellschaft oder große Männer. Er gönnte uns wöchentlich sein Geld für 20 Anker Flensburger Kornbranntwein, und hatte solchen Geschmack daran bekommen daß er ihn von jedem andern Branntwein unterscheiden konnte. Und so wie Bang und seine guten Freunde trunken, so war ihm wohl auch der

[1] Römer S. 154.

[2] Ebend. S. 141.

Kornbranntwein am dienlichsten; denn Bang setzte sich und seinen guten Freunden des Nachts ein ganzes Anker vor, ließ den Boden ausschlagen und ein kleines Trinkgeschirr darein legen, dessen sich jeder bedienen konnte. War die Gesellschaft stark, oder sie wollten recht lustig seyn, so wurden solchergestalt wohl drei bis vier Anker ausgetrunken.

„Als Oppoccu diesem Trunkenbold den Krieg ankündigte, hatte dieser für die Vernunft kein Ohr; dem Rathe des gescheidten und tapfern Ursue folgte er nicht; die Schlacht wurde also, trotz des hartnäckigen Streits der Akemisten, verloren, und Ursue mit fünfundzwanzig Wunden getödtet. Als man dem Oppoccu den Kopf des Ursue brachte, versammelte er seine Generale um den todten Leichnam, und hielt stehend über ihn folgende Leichenrede:[1] Hier liegt der große Mann, der seines Gleichen nicht hatte als Gott und mich selber; er war aber in Wahrheit der dritte. Wo wolltet ihr hinlaufen (sagte er zu seinen Generalen), wenn er noch auf seinen Füßen stehen könnte? und wie furchtsam waret ihr nicht wenn ihr in diesem Kriege wider ihn fechten solltet! Ich allein konnte ihn also tödten! Aber, Bruder! (sagt er zu dem Todten) warum wolltest du nicht weniger seyn als ich? Du verschontest deine Leute, und dachtest du würdest schon eine Gelegenheit finden mich zu tödten. Du dachtest es müsse nur Ein großer Mann in der ganzen Welt seyn, und deine Gedanken waren richtig genug; denn alle Großen haben diese Regel u. s. w." Was Oppoccu hier sagte, wie mancher Ehrgeizige in Europa mag dasselbe mit eben so großer Thorheit als er denken! —

Um diesen Oppoccu näher kennen zu lernen, höre man zuerst folgende Beschreibung:[2] „Unsre Boten oder Abgesandten beschrieben

[1] Römer S. 160.
[2] Römer S. 163.

die Person des Oppoccu fast wie eine Mißgeburt. An Höhe übertraf er alle seine Unterthanen; er war ganz roth, da doch die Neger sonsten die schwarze Farbe für die schönste halten; sein Körper war mager, und beinahe einem Schwarzen ähnlich der die Schwindsucht hat; seine Hände und Füße waren doppelt so lang als sie nach dem Verhältniß seines Körpers seyn sollten. Unsre Gesandten versicherten daß sie ihn nicht ohne Grauen ansehen könnten, und dieses hielten die Schwarzen für eine große und vornehme Eigenschaft, für die man Ehrerbietung haben müsse."

„Oppoccu gibt außen vor seinem Hause, unter einem großen, von Gold verfertigten und mit Zweigen und Blättern versehenen Baum Audienz oder Gehör. Sein Thron besteht aus einem Goldklumpen, den acht Männer aus- und eintragen müssen; sie binden ein Tau um denselben, und stecken ihre Stangen dadurch. Er bedient sich zugleich eines goldnen Beckens, in welches er seine Füße setzt. Seine Bedienten müssen ihm täglich zweimal seinen ganzen Körper beschmieren, und denselben, sowie die Haare, mit Goldstaub pudern. Alsdenn ertheilt er Audienz. Man wird auf eine Audienz dieser Art begierig seyn; hier ist sie: [1]

„Der Gesandte der dänischen Handelsgesellschaft, Noy, hatte dem Oppoccu durch einen Akkrär (Leibsklaven) melden lassen: er möchte gerne nach Hause und zu seinem Blanken reisen, weil derselbe fast zornig auf ihn seyn möchte wenn er sich länger in Assiante aufhielte; wenn es nun dem Könige gefällig wäre, so wollte er den folgenden Morgen Abschied nehmen. Oppoccu ließ ihm antworten, er könnte sich einfinden. Nachdem nun Noy am erwähnten Morgen um 7 Uhr in den innersten Hof der Wohnung des Königs geführt worden, ward er den Oppoccu ansichtig, der bereits in seinem vollen Staate war. Er hatte nämlich seine mit Talg beschmierte Haut und

[1] Ebend. S. 166.

Haare mit einigen Pfunden feinen Staubgoldes pudern lassen. Er redete den Roy an, und das Gespräch war folgenden Inhalts:

Oppoccu. Herr Junge! bist du von dem Kabuseer, dem ich befohlen dich und deine Leute zu beherbergen, wohl aufgenommen und tractirt worden?

Roy. O ja, Herr König! es hat mir und den Meinigen nichts gefehlet.

Oppoccu. Herr Junge! du hast dich nur sechs Wochen hier aufgehalten; ich kann dich wohl leiden, und wollte wünschen du könntest noch länger hier bleiben um mehr von meiner Größe und Hoheit zu sehen, damit du im Stande wärest deinen blanken Herren eine Beschreibung davon zu machen. Hast du meines Gleichen gesehen?

Roy. Herr König! niemals, und deines Gleichen ist in der Welt nicht zu finden.

Oppoccu. Nein, du hast recht, und Gott im Himmel ist nur etwas weniges größer als ich.

Roy. Ich habe viele Könige in der Welt gesehen, wenn man sie aber auch schon alle zusammenschmelzte, so würden sie dennoch deines Gleichen nicht werden.

Oppoccu. Herr Junge! ich will dir einschenken, du möchtest sonst denken daß ich nicht mit eben so gutem Wein und Bier versehen wäre als deine blanken Herren.

Roy. Herr König! alles was in der Welt ist gehöret dir zu, und es steht alles in deiner Macht.

Oppoccu befiehlt ihm eine Flasche englisch Bier zu holen; sie wird gebracht, der Bringer aber vergißt den stählernen Drath abzunehmen, mit welchem die Flasche umwunden war. Oppoccu will sie an den Mund setzen, um zu trinken, wird aber vom stählernen Drath gestochen; er sieht den Ueberbringer zornig an, und gibt ihm die Flasche zurück. Dieser löset den Drath ab, und Op-

poccu trinkt des Noy Gesundheit. Dem Noy wird ein Stuhl gesetzt; er setzt sich, nimmt die Flasche aus der Hand des Oppoccu, und trinkt auf sein Wohlseyn. Oppoccu nimmt sie wieder, hält sie gegen den Tag, und sagt:

Oppoccu. Herr Junge! du trinkst nur wenig.

Noy. Herr König! ich darf nicht, ich merke schon daß mir das Getränke in den Kopf steigt.

Oppoccu. Herr Junge, du bist nicht vom Bier trunken worden, sondern durch das Anschauen meines Angesichts, denn solches macht alle Menschen, so es sehen, trunken.

Noy. Herr König! es ist wahr; denn wenn ich in den Packhäusern meiner Blanken gewesen, und eine ganze Flasche Branntwein getrunken, so bin ich doch nicht so lustig worden, als in diesen Tagen, da ich dein Angesicht gesehen habe.

Oppoccu. Herr Junge! vergiß nicht dieses und andere Merkwürdigkeiten deinen blanken Herren zu erzählen; und melde ihnen, daß ich auf Elmine und sechs kleinern Orten die Packhäuser jährlich dreimal ausleeren lassen. (Er hatte nämlich alle vorräthigen Waaren gekauft.) Und ich gedenke die Packhäuser deiner Blanken gleichfalls jährlich ledig zu machen. Ich will nicht haben daß sich meine Leute wie die niederträchtigen Akemisten aufführen sollen, welche sich ein paar Tage aufhalten, und die Waaren bedingen, ehe sie etwas kaufen wollen. Sey ein Freund meiner Leute, die ich nach der Seekante senden will, und zeige die Orte an wo die Seeteufel ans Land zu steigen pflegen, damit sie sich in Acht nehmen können, und ich nicht zu viel Leute verliere." (Die elminischen Neger, wie auch andere, so an der Seekante wohnen, stehlen gleichfalls Assianten, und zwar unter dem Vorwand es kämen Seeteufel ans Land, so die Menschen wegschleppten.)

Und hiermit endigte sich die Audienz dieses großen Königs, den

niemand, bei Lebensstrafe, anders nennen durfte als der Höchste, der Feuerfarbene u. s. w.

Roy erhielt die Erlaubniß seine Rückreise anzutreten.

Oppoccu's letzter Wille. [1]

Oppoccu ward krank, und es wurden alle Fetissen um Rath gefragt; er bekam aber schlechten Trost. Der assiantische Fetis ließ ihm sagen: er wäre oft genug ermahnet worden, daß er nicht so viel Menschenblut vergießen solle; nunmehr hätte sich das Blut seines Körpers in Feuer verwandelt, welches ihn so erhitzen würde daß er in wenig Jahren sterben müsse u. s. w. Die Fetissen aller andern Nationen bestätigten dieses Urtheil. Oppoccu ließ also den holländischen General ersuchen, er möchte ihm einen gläsernen Sarg und Thron verschreiben. Diese Sachen langten auch in kurzer Zeit aus Holland an, und wurden auf Elmine ans Land gebracht: Oppoccu hat sie aber nie habhaft werden können, weil die Fanteer drohten sie wollten alle im fanteischen Gebiet liegenden holländischen Forts belagern, und alle Holländer, so in ihre Hände geriethen, ermorden.

Ehe Oppoccu diese Welt verließ, mußte ihm sein bestimmter Thronfolger versprechen: sich alle Mühe zu geben den schon erwähnten Sarg und Thron aus Elmine herbeizuschaffen, seinen Körper darein zu legen, die Fanteer zu bekriegen, seinen Körper mit in Krieg zu führen, und wenn die Fanteer überwunden worden, seine Leiche überall in den fanteischen Landschaften herumzuführen. Wenn solches alles geschehen, so sollten sie ihn nebst dem Thron begraben den er in der andern Welt gebrauchen wolle.

[1] Römer S. 190. 91. 96.

41.

Sie wünschten daß jemand über den menschenfreundlichen Comenius ausführlicher spräche. Der bescheidene Mann spricht von sich selbst (auch wo er es thun sollte und konnte, in seiner Kirchengeschichte der böhmischen Brüder) sehr wenig; das einzige Nothwendige lag ihm zu sehr am Herzen.

Wenn ich Einen Mann unserer Nation (denn warum sollte man Böhmen und Mähren nicht zu Deutschland rechnen?) mit dem guten St. Pierre vergleichen möchte, so wäre es Comenius; und dieß gewiß nicht zu seinem Nachtheil. St. Pierre hat durch seine Schriften, die, als sie erschienen, wenige lasen, mehrere ungelesen verlachten, andere auf eine schale Art widerlegten, ja deren offenbarste Wahrheit ihm sogar Verdruß zuzog, in der Folge mehr gutes gewirkt als manche blendende Schriftsteller seines Zeitalters, die ihn aus der Akademie verwiesen. Seine Träume von einem ewigen Frieden, von einer besseren Verwaltung der Staaten, von einer größern Nutzbarkeit des geistlichen Standes, von einer gewissenhaftern Pflege der Menschheit, selbst seine politischen Weissagungen, können nicht immer Träume eines honetten Mannes bleiben, wie sie damals ein duldender Minister nannte. Wenn St. Pierre wieder aufstünde, und gewahr würde daß nicht bloß (wie d'Alembert meint) das Wort bienfaisance und gloriole von ihm in der Sprache seiner Nation geblieben, sondern daß seine Grundsätze, seine Wünsche, seine Hoffnungen gewissermaßen der Geist aller Guten und Würdigen in Europa worden sind, der kalte, trockene Mann würde dabei nicht gleichgültig bleiben. Wahrscheinlich würde er gelassen sagen: „die Zeit ist schneller fortgeschritten als ich es ihr zutraute."

Unser St. Pierre, Comenius, hat eine andere Gestalt. Er wurde zwar auch in einem Labyrinth von Weissagungen irre geführt (welches ihm zuletzt sehr leid that); diese hatten auch eine viel

rohere Gestalt als der politische Calcul des St. Pierre, seiner Erziehung und seinen Lebensumständen nach, haben konnte; in ihrem Ziel aber treffen beide zusammen, und dieses ist das Wohl der Menschheit. Ihm weihten beide, obwohl auf den verschiedensten Wegen, alle ihre Gedanken und Bestrebungen; beiden schien alles das entbehrliche Ueppigkeit oder häßliche Unsitte was nicht dahin führte. Beide haben eine schöne Klarheit des Geistes, eine beneidenswürdige Ordnung und Einfalt der Gedanken; sie sind von allem Leidenschaftlichen so fern und los; es verdrießet sie nicht eine Sache oft, meistens mit denselben Worten zu sagen, damit man sie fassen und ja nicht vergessen möge daß auch in diesen liebenswürdigen Fehlern sie einander ähnlich erscheinen. Der letzte Zweck ihrer Bemühungen ist ganz derselbe.

Comenius, wissen Sie, war der letzte Bischof der böhmischen Kirche. Er lebte in den traurigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, da mit ihm so viele, viele Familien auf die härteste Weise vertrieben wurden; seit welcher Zeit dann diese blühenden Gemeinen nie mehr zu einigem, geschweige zu ihrem alten Flor gelangten. Wollen Sie Ihr Inneres sanft und schrecklich erschüttert fühlen, so unterrichten Sie sich über den Zustand dieser Gemeinen von ihrer Entstehung an, und endigen mit dieser traurigen Verstoßung. Keine Gemeine Deutschlands ist mir bekannt die mit so reinem Eifer für ihre Sprache, für Zucht und Ordnung bei ihren Gebräuchen sowohl als in ihrem häuslichen Leben, ja für Unterweisung und Aufklärung im Kreise ihres Nothwendigen und Nützlichen gesorgt, gestritten, gelitten hätte, als diese. Von ihr aus entsprang jener Funke der in den dunkelsten Zeiten des härtesten geistlichen Despotismus Italien, Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland wie ein Feuer durchlief, und jene vielnamigen Albigenser, Waldenser, Lollarden u. f. weckte. In ihr ward durch Huß und andere der Grund zu einer Reformation gelegt die für ihre Sprache und Gegenden eine

Nationalreform hätte werden können, wie keine es in Deutschland ward; bis auf Comenius strebte dahin der Geist dieser slavischen Völker. In ihr ist eine Wirksamkeit, eine Eintracht und Tapferkeit gezeigt worden wie außer der Schweiz diesseit der Alpen nirgend anders; und es ist kaum zu zweifeln daß wenn man sich vom zehnten, vierzehnten Jahrhundert an diese Thätigkeit nur einigermaßen unterstützt gedenket, Böhmen, Mähren, ja überhaupt die slavischen Länder an der Ostseite Deutschlands ein Volk worden wären das seinen Nachbarn andern Nutzen gebracht hätte als den es jetzt seinen Oberherrn zu bringen vermag. Die Unvernunft und Herrschsucht der Menschen wollte es anders. Eine Ilias beweinenswürdiger Umstände tritt dem Geschichtforscher vor Augen, über die der Freund der Ordnung und des Fleißes seufzend erröthet. Comenius betrug sich bei allem mit der Würde eines apostolischen Lehrers.

Der Flüchtling nahm seine Jugendbeschäftigung vor; er ward ein Lehrer der Jugend, aber in einer großen Aussicht. Seine Grundsätze: „Kinder müßten mit Worten zugleich Sachen lernen; nicht das Gedächtniß allein, sondern auch der Verstand und Wille, die Neigungen und Sitten der Menschen müßten von Kindheit auf gebessert werden; und hiezu sey Klarheit, Ordnung der Begriffe, Herzlichkeit des Umganges vor allem nöthig," diese Grundsätze sind so einleuchtend daß jeder sie in Worten vorgibt, ob er sie gleich eben nicht in Comenius Geist und Sinne befolget. Dieser griff zur That; er gab seine **Janua**, er gab einen **Orbis pictus** heraus, die zu seiner Zeit eine unglaubliche Aufnahme fanden, in wenigen Jahren in eilf Sprachen übersetzt wurden, seitdem unzählige Auflagen erlebt haben und eigentlich noch nicht übertroffen sind; denn haben wir jetzt nach anderthalbhundert Jahren annoch ein Werk, das für unsere Zeit völlig das sey was jene unvollkommenen Werke für ihre Zeit waren? Im ganzen Nordeuropa erregte Comenius Aufmerksamkeit auf die

Erziehung; der Reichstag in Schweden, das Parlament von England beachtete seine Vorschläge. Nach England ward er gerufen; von Schweden aus sprach der große Kanzler Axel Oxenstirn mit ihm; er ward zu Ausarbeitung derselben unterstützt; und obwohl, wie leicht zu erachten war, eine Hauptreform der Erziehung in Comenius Sinn aus zehn Ursachen nicht zu Stande kommen konnte, zumal im damaligen Zeitalter hundert Unglücksfälle dazwischen kamen, so hatte Comenius dabei seine Mühe doch nicht ganz verloren. Seine Vorschläge (obgleich die meisten seiner Werke uns die Flamme geraubt hat) sind ans Licht gestellt, ja sie liegen größtentheils (so einfach sind sie) in aller Menschen Sinne; nur erfordern sie Menschen von Comenius Betriebsamkeit und Herzenseinfalt zur Ausführung. Wenn er auflebte, und unsre neue Erziehung betrachtete, was würde der fromme Bischof zu mancher Marketenderei sagen?

Sein Plan ging indeß noch weiter. Er sahe daß keine Erziehungsform ihren Zweck erreichte, wenn nicht die Geschäfte verbessert würden, zu denen Menschen erzogen werden; hier griff er das Uebel in der Wurzel an. Er schrieb eine Panegersie, einen allgemeinen Aufruf zu Verbesserung der menschlichen Dinge, in welchem ihm St. Pierre an Ernst, und (ich möchte sagen) an heiliger Einfalt selbst nachstehen möchte. Er ladet aufs menschlichste dazu ein; meint, es sey ja Unsinn Glieder heilen zu wollen ohne den ganzen kranken Leib zu heilen; ein gemeinschaftliches Gut sey eine Gemeinfreude; gemeine Gefahr fordre auch gemeinschaftliche Sorge, und schlägt Mittel zur Berathschlagung vor. Die menschlichen Dinge, die er für verderbt hält, seyen Wissenschaften, Religion und Staatseinrichtung. Ihrer Natur nach bezeichneten sie den Charakter unsers Geschlechts (Humanität), mithin die eigentliche Menschheit, indem Wissenschaft den Verstand, Religion den Willen, die Regierung unsre Fähigkeit zu wirken bestimmen und bessern sollte. Aller Menschen Bestreben gehe dahin; denn jeder wolle wissen, herrschen und

genießen; edlere Seelen seyen nach der edelsten Macht, der wahren Wissenschaft, und einer unzerstörlichen Glückseligkeit begierig; sie zu befördern, opferten sie Kräfte, Mühe, ihr Leben selbst auf. In uns liegen also ewige Wurzeln zu einem Baume der Wissenschaft, der Macht und des Glücks; Philosophie solle uns Weisheit, politische Einrichtung den Frieden, Religion innere Seligkeit geben; diese drei Dinge seyen nur Eins; sie könnten nie von einander, nie vom Menschen gesondert werden, ohne daß er ein Mensch zu seyn aufhöre. Sie ziemten ihm allerwege und allenthalben. —

Jetzt zeigt Comenius wie und wodurch alle drei verderbt seyen. Der Verstand werde von wenigen wenig gebraucht; der Wille unterliege den Begierden; man suche Reichthum, Ehre, Lust, Eitelkeiten, Schatten der Dinge; man suche sich außer, nicht in sich selbst. Man wisse nicht was man wollen, thun, wissen solle; man theile sich in philosophische, politische Religionssecten; man streite, ohne einander zu überzeugen, und doch sey es das einzige Zeichen daß man selbst weiß wenn man andre überzeuget. Die Weisheit werde in Bücher gekerkert, nicht in der Brust getragen; unsere Bücher seyen also weise, nicht wir. Selten habe man bei der Wissenschaft einen wahren Zweck; man lerne um zu lernen, oder noch zu thörichtern Absichten. Das Band der Sprache sey zerrissen; und noch habe keine einzige Sprache ihre Vollkommenheit erreicht. Die Gebrechen deren er die Religion zeihet, führt er nur kurz und mit Bedauern an, da sie zu offen am Tage liegen. In der Politie meint er: nichts könne regieren als das Rechte, niemand andere regieren als der sich selbst zu regieren weiß. Menschenregierung sey die Kunst der Künste; ihr Zweck sey Friede. Mithin zeugen alle Kriege und Unordnungen der menschlichen Gesellschaft daß diese Kunst noch nicht da sey; weder zu regieren, noch regieret zu werden wüßten die Menschen; von welchen Verderbnissen

er sowohl die Ursachen, als die Schändlichkeit und den Schaden klar vorlegt. —

Von jeher, fährt er fort, sey das Bestreben der Menschen dahin gegangen diesen Uebeln abzuhelfen; und zeigt mit großem Verstande sowohl was man bisher dazu gethan, und auf welchen Wegen man's angegriffen habe, als auch weßhalb diese Mittel unhinreichend oder unwirksam geblieben. Indessen sey der Muth nicht aufzugeben, sondern zu verdoppeln. Manche Krankheiten tilge die Zeit; in der verdorbenen Menschheit sey der Trieb zu ihrer Verbesserung unaustilgbar, und auch in den wildesten Abwegen wirksam. Nur müsse die Menschheit ihr wahres Gute, sowie die Mittel dazu, ganz und rein kennen lernen; sie müsse von den Ketten böser Gewohnheiten befreiet werden, und nicht eher nachlassen bis sie in einer Allgemeinheit zum Zweck gelange. Zu dieser Harmonie wirke selbst der Haß der Secten, ihre bitteren Verfolgungen und Kriege gegen einander in Wissenschaften, Religion und Regierungsanstalten; alles zeige daß eine große Veränderung der Dinge im Werk sey. Ohne uns könne diese Veränderung keine Verbesserung werden; wir müßten zu ihr und zwar auf bisher unversuchten Wegen, auf dem Wege der allgemeinen Einheit, Einfalt und einer freien Entschließung (Spontaneität) mitwirken. Der Zweck der Einheit und allgemeinen Verbindung liege in unserm Geschlecht; nur durch Einfalt könne unser Verstand, Wille und Handlungsweise von ihren Verderbnissen loskommen; dahin wiese die einträchtige Norm unsrer gemeinen Begriffe, Fähigkeiten und Instincte; mittelst dieser, und dieser allein, käme man ohne alle Sophisterei zum reinen Gute der Wahrheit. Freiheit des Willens endlich sey der Charakter des Göttlichen in uns; Gott zwinge nicht, und wolle nicht daß Menschen gezwungen, sondern gelehrt, geleitet, unterstützt werden. So weit wir vom Wege der Einigkeit, Einfalt und Sinnesfreiheit abgewichen seyen, so sey eine Rückkehr dahin möglich, sobald

wir uns nur vornähmen ohne Ausschließung alles, für alle, auf alle Art und Weise zu verbessern. In diesen drei Worten liege das ganze Geheimniß (omnia, omnibus omnimode esse emendanda); denn alle bisherige Vereitelung guter Bemühungen sey bloß daher gekommen daß man nicht alles, nicht für alle, nicht auf alle Weise habe verbessern wollen, sondern zurückbehalten, geschont, geschmeichelt und dadurch das Böse oft ärger gemacht habe. Das Studium zu particularisiren sey die ewige Grundlage der Verwirrung; jeder rathe, sorge für sich, für alle niemand. Man schaue gewöhnlich auch nicht ringsumher, sondern dieser auf dieß, jener auf jenes; dafür sey er entbrannt, und vergesse, hindere, verachte alles andere. Am wenigsten habe man den ganzen Apparat von Kräften und Mitteln angewandt, dessen die Menschheit fähig ist, ja den sie wirklich im Besitz hat. Sehr ernstlich begegnet Comenius den Einwürfen daß eine allgemeine Verbesserung unmöglich sey, und ein Unternehmen der Art zur Zerstörung aller bisherigen Einrichtungen gereichen würde. Möglich sey sie allerdings; das zeigte die Haushaltung der Natur, der Begriff der Kunst, die Identität der Menschheit; auf dem Wege der Einfalt werde man die Möglichkeit einer solchen Verbesserung wohl finden; denn sie liege allenthalben vor uns, und die Einfalt selbst sey das wirksamste Gegengift aller Verwirrung. Auch den freien Willen der Menschen glaubt Comenius auf seiner Seite zu haben, sobald man sie nur nicht täuschte, sondern in allem für alle rein sorgte. Nichts als das Schlechte würde zerstört; nur das Ueberflüssige würde hinweggethan; das Gute bliebe, mit unendlich vielem, neuem Guten vermehrt, verstärkt, vereinigt. Hiezu ladet er nun in der einfältigsten Herzenssprache die Menschen ein; der Bischof spricht zur gesammten Menschheit, wie zu seiner Gemeine. —

Glauben Sie nicht daß dergleichen utopische Träume, wie man sie zu nennen pflegt, nutzlos seyen; die Wahrheit, die in ihnen liegt,

ist nie nutzlos. Dem Comenius konnte man sagen was der Cardinal Fleury dem St. Pierre sagte, da dieser ihm sein Project des ewigen Friedens und des europäischen Reichstages überreichte: „Ein wesentlicher Artikel ist darin vergessen, die Missionarien nämlich, die das Herz der contrahirenden Fürsten zu diesem Frieden und zu diesem Reichstage disponiren;" allein wie St. Pierre sich bei diesem Project auf den großen Missionar, die allgemeine Vernunft, und ihre Dienerin, die Zeit, oder allenfalls die Noth verließ, so wahrscheinlich auch Comenius. Er schrieb eine Consultation (ich weiß nicht ob er sie umhergesandt habe), die sogar erst dreißig Jahre nach seinem Tode gedruckt ward. [1] Da sie wenige Bogen enthält, wünschte ich daß sie übersetzt erschiene, wenn auch nur zum Zeichen wie anders man damals über die Verbesserung der Dinge schrieb, als man jetzt zu schreiben gewohnt ist. Fromme Wünsche der Art fliegen nicht in den Mond; sie bleiben auf der Erde, und werden zu ihrer Zeit in Thaten sichtbar. Es schweben nach Ariosto's schöner Dichtung immerdar einige Schwäne über dem Fluß der Vergessenheit; einige würdige Namen erhaschen sie, ehe diese hineinsinken, und schwingen sich mit ihnen zum Tempel des Andenkens empor. —

Ich lege Ihnen einen Aufsatz bei, der mir namenlos zukam; theilen Sie ihn unsern Freunden mit. Er ist nicht mit Comenischem Geist geschrieben, es läßt sich aber manches darüber sagen.

[1] *Comenii* hist. fratrum Bohemorum; accedit ej. Panegersia, de rerum humanar. emendatione, edid. *Buddeus* Halae 1702. Rieger in seiner Geschichte der böhmischen Brüder führt an, daß in der Waisenhausbibliothek zu Halle noch mehrere Handschriften von Comenius seyn sollen; wären nicht einige davon für unsre politisch pädagogischen Zeiten des Drucks werth?

Haben wir noch das Publicum und Vaterland der Alten? [1]

I. Haben wir noch das Publicum der Alten?

Um eine vorgelegte Frage zu beantworten, muß man sie erst verstehen. Also:

Was ist Publicum? Ein sehr unbestimmter Begriff, der, wenn man alle Eigenheiten des einzelnen Gebrauchs und Mißbrauchs seiner Benennung absondert, ein allgemeines Urtheil, wenigstens eine Mehrheit der Stimmen in dem Kreise in welchem man spricht, schreibet oder handelt, zu bezeichnen scheinet. Es gibt ein reales und ideales Publicum: jenes, das gegenwärtig um uns ist, und uns seine Stimme wo nicht zukommen läßt, so doch zukommen lassen kann; das ideale Publicum ist zuweilen so zerstreut, so verbreitet, daß kein Lüftchen uns aus der Entfernung oder aus der Nachwelt den Laut seiner Gedanken zuführen mag. Bei jeder Gattung des Publicums aber denket man sich ein verständiges, moralisches Wesen, das an unsern Gedanken, an unserm Vortrage, an unsern Handlungen theilnimmt, ihren Werth und Unwerth zu schätzen vermag, das billiget oder mißbilliget, das wir also auch zu unterrichten, eines Bessern zu belehren, in Ansehung seines Geschmacks zu bilden und fortzubilden uns unterfangen dürfen. Wir muntern es auf, wir warnen; es ist uns Freund und Kind, aber auch Lehrer, Zurechtweiser, Zeuge, Kläger und Richter. Belohnung hoffen wir von ihm nicht anders als durch Beifall, in Empfindungen, Worten und Thaten.

Unter den Alten verstehet man in Ansehung der Kunst die Griechen, in Ansehung der Literatur Griechen und Römer, in Ansehung alles dessen aber worüber das Publicum gefragt oder

[1] Diese Abhandlung (von Herder) erschien zuerst gedruckt, Riga 1765. 4. M.

belehrt werden kann, jede Nation die in früheren Zeiten auf uns gewirkt hat, mit der wir uns hier oder dort in Ansehung gefällter Urtheile zu vergleichen, zu messen haben. Man siehet daß in diesem Gesichtspunkt sowohl die Hebräer als die sogenannten Barbaren des Mitelalters von unsern Alten nicht ausgeschlossen sind; denn diese haben viele Meinungen unseres Publicums, und in manchem seinen ganzen Geschmack constituiret.

Wer sind nun die wir, die sich mit diesen Alten vergleichen? Im ganzen möchte man die jetzige Generation der Menschen darunter verstehen. Da diese doch aber in einen Gesichtskreis oder gleichsam in einen großen Saal beschränkt werden muß um Zuschauerin, Hörerin, Urtheilerin, Richterin zu werden, so wird dieser Kreis bald sehr weit, bald sehr enge genommen; ja vom weitesten Kreise, den unsere Einbildung kaum fassen mag, wird oft behauptet was nur dem engesten, einem sehr auserlesenen Kreise gebühret. Aus Erfahrungen seiner Landes- und Stadtwelt spricht man gemeiniglich für die Christenheit, für Europa, für Welt und Nachwelt, an denen man sich immer eine mystische Person oder Versammlung, eine aufgeklärte oder aufzuklärende Gemeinheit denket. Um allen aus dieser Verwirrung entspringenden Mißverständnissen zu entweichen, wird's also nöthig seyn jedesmal den Gesichtskreis zu bestimmen, und in Absicht jeder Frage, die an ein Publicum gelangt, Zeiten und Völker zu unterscheiden.

1. Vom Publicum der Ebräer.

Das ebräische Volk ward von seinem Ursprunge an als ein genetisches Individuum, als Ein Volk betrachtet. Der sterbende Stammvater sprach zu seinen Söhnen für die ganze Reihe zukünftiger Zeiten; ja ehe der Sohn des Stammes geboren war, geschah schon dem ganzen zukünftigen Volk die Verheißung. Als es in vielen Tausenden um den Berg Sinai gelagert dastand, sprach

der Gesetzgeber im Namen seines Gottes zu ihm, als zu Einer Person, die dieses Gottes Knecht und gerettetes Kind sey; und da er vor seinem Lebensende dieß Gesetz wiederholte, ließ er das Volk als Einen Mann geloben. Er forderte von ihm Achtung und Liebe des Gesetzes als von Einem moralischen Wesen. So sprachen alle Propheten, denen der Gesetzgeber ausdrücklich Raum zu dieser Stimme ans gesammte Volk, als an Ein Eigenthum Gottes, gelassen hatte. So klein der Kreis seyn mochte in dem mancher Prophet sprach oder zu seiner Zeit schrieb, so groß wird er dieser seiner Idee nach. Der Bote seines Gottes spricht zum Sohne Jakob, zum Knecht Israel für alle Zeiten. Daher der hohe, weitschallende Ton des Patriotismus in den ebräischen Psalmen und Propheten. Wo und in welcher Sprache sein Nachhall ertöne; er ergreift das Herz — ein Publicum wird lebendig. Man findet sich in einer Versammlung, in der Einer für alle steht, alle für Einen. Die Last der Gebote, Segen und Fluch trägt das ganze Volk auf seinen Schultern. Danklieder tönen von allen empor; auch über die kleinsten Begegnisse des Individuums werden sie angenommen, weil dieß Individuum zum ganzen Volk gehöret. So trägt in den Bestrafungen der Propheten jeder Israelit die Schuld des andern; der Trost des andern kommt auch ihm zu statten; gemeinschaftliche Wünsche, eine gemeinschaftliche Aussicht erhebt das Herz des freudigen und des gedrängten Volkes. Auch seitdem Israel unter alle Nationen zerstreut ward, ist dieser Prophetenton eines Nationalpublicums nicht verhallet. Alle seine Gesänge und Gebete sprechen noch zu Gott mit der Stimme eines verlornen Kindes, eines gedemüthigten Knechtes. Wenn ein Geist der Poesie, der Lehre, der Ermahnung in diesem Volke wieder aufleben sollte, so kann er nicht anders als in solchem Ton zum Volk singen und reden.

Haben wir dieß Publicum der Ebräer? Mich dünkt, jedes Volk habe es durch seine Sprache. Diese ist ein göttliches Organ

der Belehrung, Strafe und Unterweisung für jeden der für sie Sinn und Ohr hat. Das Band der Zunge und des Ohrs knüpft ein Publicum; auf diesem Wege vernehmen wir Gedanken und Rath; wir fassen Entschließungen und theilen mit einander Belehrung, Leid und Freude. Wer in derselben Sprache erzogen ward, wer sein Herz in sie schütten, seine Seele in ihr ausdrücken lernte, der gehört zum Volk dieser Sprache. Ich vernehme noch Ottfrieds Stimme; die Kern- und Biedersprüche mancher alten Deutschen, die den Charakter meines Volks in sich tragen, sprechen zu mir; Kaiserberg, Luther predigt mir noch; und was auch von andern Nationen in meine Mundart meisterhaft überging, ist die Stimme eines Publicums worden, zu dem auch ich gehöre. Meine Stimme, so schwach sie sey, bewegt auch Wellen dieses ätherischen Weltmeers. Von den Millionen die deutsch reden und lesen, werden auch mich einige verstehen und hören, wären es nur so viel als Persius sich anmaßet, aut duo aut nemo; auch diese Zwei, lobend oder tadelnd erregen ihre Wellen weiter. Im Publicum der Sprache hat sogar der Niemand ein Ohr; er lernt von oder an mir, und spricht weiter. Und dieß Publicum breitet sich fort, solange die Sprache, selbst mit Veränderungen, dauert, bis sie verständlich zu seyn aufhöret. Kein Gesetz kann diesen Fortgang verbieten, keine Macht ihn aufheben, bis die Sprache vertilgt ist; und ehe diese vertilgt wird, dazu gehören allmächtige Kräfte der Zeiten.

Nicht der Schriftsteller gehört zu diesem Publicum allein, sondern auch der mündliche Unterweiser, der Gesetzgeber, der Feldherr, der Redner und Ordner. Mittelst der Sprache wird eine Nation erzogen und gebildet; mittelst der Sprache wird sie ordnung- und ehrliebend, folgsam, gesittet, umgänglich, berühmt, fleißig und mächtig. Wer die Sprache seiner Nation verachtet, entehrt ihr edelstes Publicum; er wird ihres Geistes, ihres inneren und äußeren Ruhms, ihrer Erfindungen, ihrer feineren Sittlichkeit und Betrieb-

samkeit gefährlichster Mörder. Wer die Sprache eines Volks emporhebt und sie zum kräftigsten Ausdruck jeder Empfindung, jedes klaren und edeln Gedankens ausarbeitet, der hilft das weiteste und schönste Publicum ausbreiten, oder in sich vereinigen und fester gründen.

Daß unser Deutschland durch seine Sprache sich dieß Publicum in solchem Umfange, mit solcher Festigkeit gegründet habe, wie es hätte geschehen mögen, ist sehr zu zweifeln. Ganze Länder sind davon abgerissen; Provinzen und Kreise verstehen einander kaum, nicht nur nicht in Reden, sondern oft selbst nicht in Schriften. Was in manchen Gegenden für Witz gilt, wird in anderen als niedriger Scherz verachtet; das Ganze hat so wenig einen gemeinschaftlichen Schritt in der Cultur gehalten, daß schwerlich eine Vorstellungsart zu finden wäre die auf alle Theile desselben, als auf Ein gemeinsames Publicum, mit gleicher Macht wirkte. Nicht aber nur Provinzen und Kreise, selbst Stände haben sich von einander gesondert, indem seit einem Jahrhunderte die sogenannten obern Stände eine völlig fremde Sprache angenommen, eine fremde Erziehung und Lebensweise beliebt haben. In dieser fremden Sprache sind seit einem Jahrhunderte unter den genannten Ständen die Gesellschaftsgespräche geführt, Staatsunterhandlungen und Liebeshändel getrieben, öffentliche und vertraute Briefe gewechselt worden, so daß wer einige Zeilen schreiben konnte, solche nothwendig vormals italienisch, nachher französisch schreiben mußte. Mit wem man deutsch sprach, der war ein Knecht, ein Diener. Dadurch also hat die deutsche Sprache nicht nur den wichtigsten Theil ihres Publicums verloren, sondern die Stände selbst haben sich dergestalt in ihrer Denkart entzweiet, daß ihnen gleichsam ein zutrauliches gemeinschaftliches Organ ihrer innigsten Gefühle fehlet. Beide sind auf ihrem getrennten Wege nicht so weit fortgeschritten, als sie in Wirkung und Gegenwirkung auf einander hätten kommen mögen, indem der eine

Theil meistens an Phrasen, an Worten ohne Gegenstand, leer von innerer Bildung, hangen bleiben mußte; dem andern hingegen bei aller Mühe des Fortstrebens ewig und immer eine Mauer entgegengestellt war, an welcher leere Schälle zurückprallten. Ohne eine gemeinschaftliche Landes- und Muttersprache, in der alle Stände als Sprossen Eines Baumes erzogen werden, gibt es kein wahres Verständniß der Gemüther, keine gemeinsame patriotische Bildung, keine innige Mit- und Zusammenempfindung, kein vaterländisches Publicum mehr. Entweder bequemt man sich nach der fremden Denkart des andern, und buhlt ohne Dank und Kraft um dessen leere Vorstellungsweise, wie um einen nichtigen Schatten; oder man spricht und schreibt nicht für ihn; er ist ein todtes oder ein hinderndes, oft feindlich wirkendes Glied der Gemeine. Wenn die Stimme des Vaterlandes die Stimme Gottes ist, so kann diese zu gemeinschaftlichen, allumfassenden und aufs tiefste greifenden Zwecken nur in der Sprache des Vaterlandes tönen; sie muß von Jugend auf durch alle Classen der Nation, an Herz und Geist erklungen seyn; so nur wird durch sie ein Publicum verständig und verstanden, hörend und hörbar. Jede fremde bleibt eine entzweiende Samaritersprache.

2. Publicum der Griechen.

Daß dem also sey, wollen wir schöner an den Griechen lernen. Wahrscheinlich war ihre Sprache anfangs so ungebildet als jede Volkssprache in rohen Zeiten; da stieg Kalliope, da stiegen Götter vom Himmel hernieder. Merkur erfand die Lyra; die Cither begleitete Apollo mit herzerweckendem Gesange; mehreren Söhnen der Muse folgte Baum und Fels, es horchten ihnen Ströme; kurz (ohne Fabel zu reden), Poesie mit Musik begleitet erschuf und bildete sich ein griechisches Publicum, in einer feinern Sprache und

einer feinern Gedankenweise. Die Fabelnamen Orpheus, Linus, Musäus sind in Absicht der Wirkung die sie hinterließen keine Fabelnamen; die Form ihrer Götter- und Menschengestalten, die Melodie ihrer Weisheitssprüche und Lehren, der rhythmische Gang ihrer Empfindungen und Bilder ward dem Ohr, dem Gedächtniß der Hörenden eingepräget, und ging von Munde zu Munde, endlich auch in Schriften und Gebräuchen auf die spätere Nachwelt. Die Gesänge die Homer und andre Rhapsoden in kleineren Kreisen sangen, waren nicht verhallet; sie kamen gesammelt nach Athen, sie erklangen am Panathenäischen Feste. Die Hymnen der Homeriden, Lieder und Chorgesänge der verschiedensten Art, dichterische und musikalische Wettstreite zierten und kränzten jede Volksversammlung, jedes öffentliche Spiel, jede feierliche Religions- und Staatshandlung. So ward ein Publicum der Griechen für Poesie; bald auch für Prose. Herodot las seine Geschichte dem versammelten Griechenlande, wie so viele Dichter vor ihm ihre Gedichte größeren oder kleineren Kreisen gesungen hatten; denn selbst die Gastmahle der Griechen hatten eine Art fröhlicher Publicität, und waren nicht ohne Musen. Auf diesem Wege entstand das griechische Schauspiel, das allen seinen Theilen nach ein Publicum voraussetzte und ein Publicum vergnügte. Auf diesem Wege gelangte die griechische Kunst zu ihrer Höhe; die Muse, die dem Künstler seine reinen, hohen Ideen eingab, hatte sich auch Gelegenheiten, Oerter und Plätze geheiligt, wo sie solche mit Würde zeigen und einem dazu gestimmten Volk sichtbar machen konnte. Selbst in die Berathschlagungen und Zänkereien vor Gericht ging Redekunst als ein Hauptererforderniß über. Indem alles vorm Publicum verhandelt wurde, so ward dieß Publicum durch Rede gefesselt, durch Kunst der Rede geführt und gelenket.

Haben wir dieß Publicum der Griechen? Nein, und in mehreren Stücken ist's vielleicht gut daß wir es nicht haben. Wo über Krieg

und Frieden, über Leben und Tod der Beklagten, über Verdienst und Belohnung die Kunst der Rede gebieten darf, wie vielen Verleitungen ist und bleibt die Seele eines unerzognen Volks ausgesetzt, die mit ihrem ganzen Urtheil im Ohre wohnet! Die Geschichte der griechischen Republiken, insonderheit Athens, zeigt uns davon eine große Galerie fürchterlich schön gemalter Beispiele, bei deren Ueberblick mancher Nordländer oft mit frohem Schauder sagen wird: „o der leichtsinnigen Griechen! Wohl uns, diese Zeiten sind vorüber!“ Ein gleiches wird er vielleicht von den Religions- und Staatsfeierlichkeiten, den öffentlichen Spielen, Tänzen, Uebungen und Wettkämpfen, vielleicht auch vom ganzen Theater in Athen sagen. Und allerdings gehört alles dorthin und in jene Zeiten.

Aber warum hätten wir denn ein Theater, wenn wir kein Publicum fürs Theater haben mögen? Warum hätten wir Kunst, wenn es nicht die griechische seyn kann? Warum unterfingen wir uns Vergnügungen des Geschmacks zu haben, wenn es kein Publicum des Geschmacks geben soll? Warum endlich spielen wir mit Musik, Redekunst, Poesie und Sprache, wenn diese nicht zu Zwecken angewandt werden zu denen sie, allein und verbunden, eigentlich bestimmt und geschaffen sind? *Ihrer Natur nach erfordern sie ein Publicum*; ohne solches sind sie todt und begraben.

Ein *Hymnus* z. B. gehört seiner Natur nach für eine *Versammlung*. Der Dichter der diese nicht um sich erblicket, nimmt Himmel und Erde, Wälder und Felsen zu seinen Zuhörern und Zeugen. Die Stimme eines *lyrischen Dichters* rufet ein Publicum an und auf. Der *Sänger*, ja selbst der *Geschichtschreiber großer Begebenheiten* fordert einen Kreis von Männern, Weibern, Jünglingen und Kindern um sich her, denen seine Begebenheiten in Ohr und Seele tönen. Sie öffnen ihm nicht etwa nur eine Bühne, auf der er in ihrem Beifall seinen ganzen Ruhm ernte, sondern ihre Gemüther selbst sind seine *Arena*, der Schauplatz, das Ziel, das

Maß seiner Wirkung. Die Scene, die der epische Dichter nicht also beschreibt daß sie den Augen des Zuhörers sichtbar wird, also daß auch in der Seele der Handelnden mit gehaltenem Interesse alles vor seinen Augen vorgehet, ist keine epische Scene; die Begebenheit die der Geschichtschreiber im Zusammenhange ihrer Folgen, wo möglich auch ihrer Ursachen, nicht also gegenwärtig zu machen weiß daß dem Zuhörer sein eignes klares Urtheil darüber reifet, ist eine mangelhaft erzählte Geschichte. Der lyrische Dichter, der mit seiner Kunst in der Seele des Hörenden nicht den Grad von Theilnehmung trifft auf den seine Kunst als auf den Punkt ihrer Vollkommenheit rechnet, hat auf ein Nichts gearbeitet, und verfehlt seine Wirkung. Alle diese Productionen also wollen ein Publicum, aus welchem sie gleichsam hervor=, auf welches sie zurückgehen, aus welchem sie die Regel ihrer Kunst nahmen.

Wo sind nun in Deutschland die Odeen unserer Geschichtschreiber, unserer lyrischen und epischen Dichter? Wo sind die Schulen in denen man die edelsten Gesänge den Jünglingen ans Herz legt, und sie nebst den schönsten classischen Stellen der Alten nicht etwa bloß declamirt, sondern in die Seelen schreibet? Nur was selbst Gestalt hat, kann Gestalt geben; nur Flamme kann Flamme verbreiten. Ein Athem aber kann auch aus Funken eine Flamme wecken und viele todte Kohlen entzünden. An glühenden Funken hat es Deutschland nicht gefehlet, sie sind aber nie zur Flamme angefacht worden. Der sogenannte Minnegesang war Hofgeschmack; er ging vorüber. Die Zeiten der Reformation brachten flehende Gefahr=, dankende Lobgesänge in den Mund vieler; sie gingen mit der Gefahr vorüber. Der dreißigjahrige Krieg weckte Stimmen mancher Art für beide Parteien; die Feldherren der Ligue wurden ebensowohl als die Feldherren und Retter der Union gepriesen, und unter den letzten sind die Namen eines Ernst von Mansfeld, Christian von Anhalt, Johann Ernst und Bernhards von Weimar,

Gustav Adolphs, Georgs von Baden, der deutschen Muse nicht fremde geblieben. Leider aber ist diese keine Tochter Mnemosynens, oder sie ist von ihr zwischen Schlaf und Wachen erzeuget. Nach dem westphälischen Frieden vergaß man aller Gefahr, und hat über hundert Jahre, dann und wann unsanft aufgerüttelt, sanft geschlafen. Alle weckenden Stimmen, leise und lauter, sind vergebens gewesen; unsere Dichter waren oder hießen Versmacher, Reimschmiede; seit einem halben Jahrhundert las man Voltaire, und ließ die deutsche Geschichte erröthen und schweigen. Sie schweigt noch, und darf an eine Geschichte des deutschen Geschmacks, der deutschen Cultur, der deutschen Festivitäten und Lustbarkeiten nicht ohne Beschämung denken.

Auf dem Theater wird ein Publicum oder ein Theil desselben einem andern Publicum zur Schau vorgestellt; offenbar war dieß die Idee der Griechen im Trauerspiel mit dem Chor, im Lustspiel mit dem einzeln oder in Masse personificirten Volke. Theater und Zuschauer hingen also wie Bild und Abbild, wie Seele und Körper zusammen; sie wirkten an und gegen einander; eins wurde durch das andere gehoben und belebet. In Italien und Frankreich (England kenne ich nicht) ist dieß auf den besten Bühnen auch also; daher der Theatergeschmack in diesen Ländern so lange umherirrte, bis er einen Punkt der Vereinigung mit seinem Publicum fand, und sich entweder durch musikalisches oder durch dramatisches Spiel in eine Mitte des Gebens und Nehmens, des gegenseitigen Genusses und Belehrens setzte. Ich zweifle ob dieß in Deutschland, wenige Charaktere und Scenen ausgenommen, je der Fall gewesen. Daß man es wenigstens auf die Vereinigung und gegenseitige Ausbildung des Geschmacks der Bühne und des Publicums sehr spät und äußerst selten angeleget hat, ist aus der Geschichte des deutschen Theaters klar. Außer den alten Mysterien, Klosteragenden oder Marionetten kam die Bühne als Hoffeierlichkeit nach Deutschland; das Volk

ward hinzugelassen, sich an diesen prächtig gekleideten Hof- und Staatsrevolutionen, die hinter den Lichtern vorgingen, als Pöbel zu erbauen. An manchen Orten Deutschlands hat die Bühne diese Hoftheatergestalt und Verwaltung beibehalten, und stehet also ganz außer dem Gebiete der Kunst, weil sie zur Hofetiquette gehöret. In andern Provinzen ziehen Banden umher (wie man die Schauspieler mit dem alten deutschen Heldennamen zuweilen noch jetzt nennet); sie gehen, wie es die Deutschen von jeher gern thaten, aus Bande in Bande, und nehmen Dienste, nachdem sie bezahlt und gedungen werden; wäre es nicht unvernünftig und grausam von ihnen ein Ideal der Kunst, ein correspondirendes Publicum zu fordern? Einzelne Dichter und Schauspieler haben sich, ich möchte sagen über das Mögliche hinaufgeschwungen; sie konnten aber keine neue Welt um und vor sich schaffen; diese müssen aufführen was jene geben, wie sie es mit andern aufführen können, und wie am Ende ihr Publicum gebietet. Da ich hier keine Kritik des Theaters schreibe, so bemerke ich nur Eins, daß bei uns, wie mich dünkt, durchs Theater das Publicum gebildet werden müsse, nicht aber durchs Publicum das Theater. Fürs Theater haben wir noch kein richtendes Publicum, eben weil die theatralische Kunst im Sinne der Griechen die Kunst der Künste ist, von der selbst nicht jeder Dichter, noch weniger jeder Liebhaber, am wenigsten endlich der sich belustigende Pöbel Begriff hat. Schmeichelt man dessen Gaumen, und belustiget sich an seinem Beifall, so ist man am Rande; man verdirbt und verderbet. Welche Räume aber haben wir noch auszumessen ehe nicht an ein gebildetes Publicum, sondern nur an die Bildung dieses Publicums nach deutscher Sitte und Lage zu gedenken ist! Und doch gibt es außer einem mit Sinn und Wohlgefallen belebten Schauspiel kein Schauspiel; es wird ein Haus voll Puppen, oder wir sind in schlechter Gesellschaft.

Soll eine Nation keine Einbildungskraft haben, so wolle man

diese auch nicht wecken; sie schlummere. Wecket man sie, so bilde man sie auch aus; man lasse nur Stücke die für sie sind, und diese auf eine Weise aufführen daß man vom bösen Geschmack des Publicums nicht abhange, sondern diesen Geschmack ausrotte, oder ihn zum Guten lenke. In Athen entstand das Theater zu Aeschylus Zeit aus dem hohen Gefühl der Freiheit und des Sieges über den großen König; dieß Gefühl stimmte die Seele zum Anblick anderer großen Begebenheiten, die tragisch vorgestellt wurden. In Frankreich und England ist das Theater (die Modificationen der Zeit abgerechnet) auf ähnliche Weise entstanden; denn wenn man von großen Begebenheiten seiner Zeit hört oder lieset, so will man diese auch durch Kunst bearbeitet und von ihr vorgestellt sehen. Das Publicum der Welt wird sodann von selbst ein Publicum des Theaters. Gleichergestalt fordert die Komödie, die Charaktere und Sitten vorstellt, eine anschauende Kenntniß der Nation, eine leichte Existenz, eine sich selbst bestimmende moralische Freiheit. Der dürftige Knechtessinn ist eine mephitische Luft in der jede Flamme erstickt wird.

*

Die Philosophie der Griechen hatte eigentlich kein Publicum, wie die Künste; ihrer Natur nach hatte sie dessen auch nicht nöthig.

Die ältesten Weisen der Griechen waren Gesetzgeber; und wohl dem Volk dessen Gesetzgeber Weise sind. Sokrates erschien in einer bedrängten Zeit; sein Publicum waren Privatgesellschaften oder einzelne Personen; seine Methode war auf die Entwickelung der Grundsätze des Wahren, Guten und Schönen in diesen einzelnen Personen berechnet. Und dieses, dünkt mich, sey der Zweck der wahren Philosophie, Selbstbildung. Der Lehrer kann und will dabei nur eine Hebamme unsrer Gedanken, ein Mithelfer unsrer eignen, arbeitenden Kräfte werden. Sokrates hatte seinen eignen Genius, der nachher nicht oft, aber doch hier und da, z. B. in

Montaigne, Addison, Franklin u. a., wieder erschienen ist, und die eigne Bearbeitung des menschlichen Geistes und Willens zum Zweck hatte. Von der Stimme des Publicums hängt diese nicht ab; vielmehr wird sie oft durch solche behindert, daher Sokrates mit den Sophisten, die das Publicum stimmten und mißstimmten, fast immer im Streit lag.

Die Sokratische Philosophie gedieh zu mehreren Schulen: in diesen gab's exoterische und esoterische Zuhörer — abermals ein Unterschied den die Natur der Sache billigt. Ein großes, unausgesondertes Publicum, das Metaphysik spricht und über Metaphysik entscheidet, ist ein Ungeheuer; und wenn man von einer Nation sagen könnte sie habe nie für etwas als für Metaphysik Enthusiasmus gezeiget, so sagte man dieser Nation nicht viel gutes nach. Xenophon und Plato behandeln die Philosophie sehr vernünftig; allenthalben locken sie solche als eine Blüthe des menschlichen Geistes und menschlicher Geschäfte hervor. Der Denker Aristoteles schrieb für kein anderes Publicum als für seine Schule; daher die ganze Form seiner Schriften. Epikur und Zeno gingen mit veränderten Grundsätzen auf gleichem Wege; jedem ihrer Schüler blieb es frei die Metaphysik ihrer Secte an Stelle und Ort zu lassen, dagegen aber die wahre, die praktische Philosophie für Leben und Publicum desto kräftiger anzuwenden. Dieß ist der wahre Sokratismus.

Wenn eine philosophische Schule als solche aufs Publicum wirken wollte, und auch hier und da mächtig gewirkt hat, war's der Pythagoreismus; wir wissen aber wie es ihm erging. Und was damals in kleinen zubereiteten Kreisen nicht geschah, wann wird es erfolgen? Ein philosophisches Publicum ist ein höchstes Bild, zu welchem man streben kann, das man aber ja nirgend ganz und realisirt zu erblicken glaube.

Wo also die Griechen standen, stehen wir in Ansehung des Publicums mehr und minder mit der Philosophie noch jetzt; jeder

der es seyn kann und werden will, muß sich selbst zum Philosophen bilden. Der Lehrer hält ihm die Wahrheit vor, damit er sich solche autonomisch zueigne; denn Weisheit läßt sich so wenig als Tugend und Genie von andern lernen.

Die Schulen der Philosophie indessen, bloß als Handleiterinnen betrachtet, mit welcher erstaunlichen Macht können sie aufs Publicum wirken! Ein Lehrer der Philosophie wie er seyn soll, hat ein Reich über menschliche Seelen, in welchem er mächtiger als ein König gebietet. Er pflanzt Grundsätze, er gibt Ideen, er stellt Ideale fest, die nachher auf tausend Gedanken und Handlungen seiner Zuhörer, ja aller derer auf welche sie wirken, erkannten und unerkannten Einfluß haben. Unsägliche Wirkungen z. B. hat die stoische Philosophie, der Epicureismus, Platonismus, Pythagoreismus in der Reihe der Dinge hervorgebracht und wird sie hervorbringen, wenn auch unter neuen Namen, mit andern Modificationen und Formen. So lange es Vernunft und Willen im Menschen gibt, so lange wird es ein verborgenes, stilles Publicum für Philosophie geben; nur erwarte man dieses nie sichtbar auf einem Markt oder in einer Schule.

Fassen wir, was gesagt ist, zusammen (denn vom politischen Publicum der Griechen wollen wir nicht reden), so ergibt sich daß in Ansehung der Sprache, der Kunst und des Geschmacks gegen die Griechen, wie wir sie jetzt nehmen, wir eigentlich noch gar kein Publicum haben und gehabt haben. Mit Wohlgefallen haben wir uns eine Cultur andichten lassen, von der ganze Stände und Provinzen durchaus nichts wissen, und schlummern auf diesem erträumten Ruhme. Ich fürchte und hoffe daß uns die Zeit aus diesem Schlummer wecken werde. Unsere Nation kennet sich schwerlich, bald ist es Religions-, bald politische Partei, bald die unübersteigliche Gränze eines Standes und Ständchens, was die Stimme, ja sogar nur den Gedanken an ein theilnehmendes Publicum, selbst in Sachen

des Geschmacks und der Bildung, geschweige des allgemeinen Interesses, theilet und aufhält. Welche Werke der Wissenschaft, des Fleißes, der Vertheidigung Deutschlands oder irgendeines allgemeinen Nutzens sind zu Stande gekommen, zu denen der Beitritt eines ansehnlichern und reicheren Publicums aus mehreren oder allen Provinzen nöthig war? Die reichern Stände sind dabei jederzeit am untheilnehmendsten geblieben; und jene alten Einrichtungen, die eigentlich doch für Wissenschaften und Cultur der Nation bestimmt sind, Domcapitel und Stifte, waren, sammt dem ganzen Theile der Nation der die französische Cultur liebte, für deutsche Wissenschaften gewöhnlich ganz todt; daher wir denn, trotz alles Privatfleißes, trotz mancher kühner Unternehmungen voll guten Zutrauens, das dafür büßen mußte, an Dingen dieser Art unsern Nachbarn, Britten und Franzosen, ja selbst Dänen und Schweden weit nachstehn. Die deutsche Literatur, eine rüstige Arbeiterin und Dienerin des Wissens, erscheint in einem Bettlermantel von Maculatur; sie richtete selten etwas mehr aus als wohin Privatfleiß, einzelnes Genie reichet. Die unschätzbaren Sammlungen der Kunst, die in vorigen Jahrhunderten ein vorübergegangener Hofgeschmack zusammengebracht hat, stehen oft unter harten Gesetzen der Clausur als Heiligenbilder da, anschaubar, nicht immer brauchbar, noch weniger weckend, am wenigsten begeisternd. Ueber den Werth unsrer besten Productionen haben sich die Stimmen unsres Publicums nach Jahren und Jahrhunderten noch so wenig vereiniget, daß wenn nicht Ausländer den Ton angegeben und mit Gewalt festgesetzt hätten, selbst über Leibnitz Verdienst Deutschland noch in der größesten Unsicherheit wäre. Indessen geht der Weg der stillen Bildung fort. Was uns nicht genommen werden konnte, ist deutsche Sprache, deutscher Verstand und guter Wille; diese werden, wenn und sobald sie es vermögen, einmal ein deutsches Publicum bilden. Die Vernunft geht auch ihres Weges fort und ist in allen Zeiten und Erdräumen nur Eine. Der Geschmack

endlich ist eine Nationalpflanze; wo sie nicht gepflegt wird, oder des Bodens und Klima's wegen nicht anders als in schlechten Treibhäusern aufkommen kann, da gehet sie durch Unfreundlichkeit des Himmels unter. **Have!**

3. Publicum der Römer.

Von diesem werde ich nur wenig sagen dürfen. Was in ihm Kunst und Geschmack war, stammte von den Griechen her, die meistens auch seine Mithelfer blieben. Als Ueberwinderin sammelte Rom; sie erfand aber nichts neues. Auch die Sprache der Römer bildete sich nur durch die Griechen zu einer reinen und ewigen Sprache.

Das Publicum also, das für die classische Denkart in Rom blühete, war ein erbeutetes, künstliches Publicum; die Einrichtung der Stadt selbst war von einer Art daß vielleicht keine Reichsstadt sie sich auf dauernde Zeiten wünschen möchte. Weder das Volk, noch der Senat verdienen, außer der Rücksicht daß sie Herren der Welt werden wollten und waren, absolute Hochachtung; einen **Populus Romanus**, der mit römischer Anmaßung für seine Stimme Brod und circensische Spiele begehret, wünschten wir uns auch nicht. Ebenso wenig Clienten und Candidaten nach römischer Weise. Also das Forum und den Senat an seine Orte gestellt, blieb denen Römern die ein dauerndes Publicum suchten nichts als was auch wir haben, der Beifall und die Stimme der erlesensten edlen Römer. Diese hörten ihren Vortrag oder kauften ihre Rolle; sie billigten und mißbilligten, wie es ihnen gut dünkte. Daß aber in den bessern Stellen ihrer Gedichte Lucrez und Catull, Horaz und Virgil, Ovid, Tibull, Properz u. a. so classisch ausgearbeitet, vollendet und schön schrieben, zeigt daß sie sich feinere Vorbilder, schärfere Leser und ein höheres Publicum dachten als viele unsrer Dichter und Schriftsteller zu denken gewohnt sind. Ihre eigne Bildung und die Höhe auf welcher Rom stand, trug dazu

bei. Der Geschichtschreiber Roms schrieb die Geschichte der Weltmonarchin; ihre Dichter sangen in der römischen Sprache; in dieser stellten ihre Rechtsverständigen Urtheile aus, als die Stimme ihrer großen Redner dahin war; — mit dem allem können wir uns nicht gleichen. Wenn aber unsre Sprache eine Schwester der griechischen ist, da die römische nur die angenommene Tochter derselben war, so hätten wir, sobald wir uns zur römischen Denkart erheben könnten, eine weitere Laufbahn vor uns als jene. Ueberwinder der Welt wollen wir nicht werden; was aber in uns römischen oder (wenn dieser einst größere Name noch einen Werth hat) deutschen Charakter enthält, warum sollten wir das einer Sprache nicht geben können, die einst in viel roherem Zustande auch eine Herrin der Welt war? Dichter und Geschichtschreiber, Rechtslehrer und Gesetzgeber, warum wurdet ihr zu solcher Zeit nicht auch wie jene für ein fortdauerndes Publicum Herren der Erde?

4. Publicum des Christenthums.

Als der Urheber des Christenthums seine Stimme erhob, verbreitete er mit derselben ein Publicum über die Völker. Er kündigte ein ankommendes Reich an, zu dem alle Nationen gehören, und das nicht in äußerlichen Ceremonien, sondern in Uebungen des Geistes, in Vollkommenheiten des Gemüths, in Reinheit des Herzens, in Beobachtung der strengsten Billigkeit und einer verzeihenden Liebe, unter den Menschen blühe. Dahin zielen seine Reden, dazu rüstete er andre aus, und das Gebet das er seine Schüler lehrte ist darüber ein bittendes Bekenntniß. „Es soll ein Reich zu uns kommen in dem alles Ehrwürdige geehrt, jede heilige Pflicht gethan, und der Wille Gottes auf Erden so willig und vollkommen vollbracht werde, wie ihn die seligen Geister ausüben.“ Seine Stimme, die Stimme seiner Boten in Lehren und Schriften erklang; es entstand eine

Gemeine, ein christliches Publicum unter mehreren Nationen, das sich zu dieser Lehre, Pflicht und Hoffnung bekannte.

Haben wir noch dieß Publicum? Allerdings, die kleinste christliche Versammlung ist ein Symbol der Einen allgemeinen Kirche die unter hundert Völkern der Erde lebet. Diese war und ist hie und da mit Mißbräuchen bedeckt, mit Mißverständnissen umnebelt; der reine klare Sinn der Stiftung dieser Geistesversammlung, ihr auf alle Zeiten und zum Gebäude der gesammten Menschheit wirkender Zweck bleibt aber unverkennbar. Nicht in der Prachtgestalt eines drückenden stolzen Gesetzes, in der aufmunternden, sanften Gestalt einer tröstenden Friedensbotschaft wirkt dieß moralische Institut auch zu den strengsten Pflichten. Wo zwei oder drei versammelt sind, lebt der Stifter dieser Versammlung; im Inhalt seiner Lehre selbst liegt ihr Zweck, die Auferbauung eines moralischen Gebäudes bis zum Ende der Zeiten.

Es ist traurig wenn dieser Zweck, auf ein seiner Natur nach fortgehendes ewiges Publicum zu wirken, hie und da verkannt wird, indem man entweder Particularmeinungen, sogar Speculationen ins Christenthum mischte, die dazu durchaus nicht gehören, oder den todten Buchstaben todtbuchstäblich behandelt. Jedem Denkenden bleibe seine Privatmeinung über dieß und jenes; jeder speculative Kopf schmücke sein Lehrgebäude mit seiner besten Speculation aus; nur die Christenheit, als Publicum betrachtet, bleibe damit verschonet. Die Lehre und der Zweck des Stifters sey oder werde ein reiner Strom, der, was ihm von National- und Particularmeinungen wie ein trüber Bodensatz anhing, mehr und mehr niederschlägt und absetzt. So thaten es schon die ersten Boten des Christenthums mit ihren jüdischen Vorurtheilen, je mehr sie in die Idee eines christlichen Publicums, eines Evangeliums für alle Völker eintraten; und es kann nicht fehlen daß diese Läuterung des Christenthums durch sanfte oder rauhe Mittel nicht mit den Jahrhunderten

fortgehen sollte. Es ist sehr lehrreich die Folge zu bemerken mit der sich in der sogenannten Kirchengeschichte die harte Hülse des Christenthums gebildet, hie und da aufgelöset und jedesmal einen reicheren Kern, einen feineren Samen der Fortpflanzung gewährt hat; so wird das Werk, mit oder ohne Namen des Urhebers, fortgehen bis ans Ende der Zeiten. Manche Formen sind zerbrochen, andre werden sich auflösen; nicht durch äußere Gewalt, sondern durch den innern treibenden Keim selbst, den die Sonne ruft, dem die ganze Natur ihre Stärke zuhauchet. Glücklich, wenn man in ein Publicum tritt an welches diese Stimme in reinem Klange tönet. Sie umfaßt alle Stände, dringt durch alle Gewölbe, und trifft den wesentlichen Punkt der Menschheit. Ueber augenblickliche, enge Verhältnisse, selbst über die Schranken der Fassungskraft dieser einzelnen Versammlung hinweggerückt, ahnet man ein fortgehendes erlesenes Publicum und athmet die Aura einer reinmoralischen Zukunft.

5. Publicum der Literatur.

Das Christenthum hatte ein Band unter Völkern geknüpft, wie es durch die Eroberungen Alexanders, der Römer und Hunnen nie geknüpft worden; seinem Zweck nach ein friedenstiftendes Band, so oft es auch zu Streit und Händeln Gelegenheit gab oder gemißbraucht wurde. In den Händen der Vorsehung ward es zugleich ein Band der Cultur, einer gemeinschaftlichen Cultur der Völker. Wechselseitige Rechte und Pflichten kamen dadurch zwar nicht in bleibenden Gebrauch, doch aber in ein anerkanntes Licht, in eine immer neu angefangene Uebung. Die Völker Europens wurden sich nicht nur bekannter, sondern auch durch gegenseitige Bedürfnisse, bei gemeinsamen Zwecken und Bestrebungen, einander unentbehrlich; ihre Tendenz ward immer mehr und mehr auf Einen Punkt gerichtet. Erfindungen kamen hiezu, die bei

diesen gemeinschaftlichen Bedürfnissen ein Volk vom andern borgte, worin eins dem andern vorzueilen suchte; es entstand in ihrer Vervollkommnung ein Wetteifer unter den Nationen. Nun konnten nicht so leicht mehr Gedanken, Versuche, Entdeckungen, Uebungen untergehen, wie in Zeiträumen der einst von einander getrennten Völker; das Samenkorn, das hier und jetzt keine Wurzel fand, trug ein günstiger Zephyr auf einen mildern Boden, wo es vielleicht unter neuem Namen gedeihete. Im Druck der Zeiten und des Klima's schlossen sich Zünfte zusammen, die mit gemeinsamer, oft etwas roher Hand dem Fleiß, der Thätigkeit, allmählich auch der Erfindung und dem Geist der Menschen Schutz und Dauer verschafften, die also, wiewohl sie durch Privatleidenschaften und drückende Verhältnisse das Werk der Vorsehung oft zu hindern schienen, zuletzt dasselbe doch fördern mußten. Durch alles Reiben der Völker, der Gesellschaften, Zünfte und Glieder unter einander erwuchs immer ein größeres oder feineres Publicum, das in Streit und Friede, in Liebe und Leid aneinander theilnahm. Auf diesem Wege bekam die rohe Kunst, der vom Bedürfniß erpressete Fleiß der Einwohner Europens nicht nur diesen ganzen Welttheil, sondern durch ihn auch alle Welttheile zum gemeinschaftlichen Boden. Was für den Krieg und Handel, für die Seefahrt und den Luxus erfunden und ausgeübt ward, verbreitete seine guten und schädlichen Wirkungen auf alle Welttheile unsrer bewohnten Menschenerde; alle Völker Europa's greifen hiebei in einander und halten unsern Erdball für das Publicum, worauf sie zu wirken haben.

Von frühen Zeiten her sind Schulen und Universitäten ein Mittel gewesen für Kenntnisse und Wissenschaften ein Publicum zu verbreiten; ja sie sind es noch. Selbst die Scharfsinnigen in mehreren geistlichen Orden flüchteten sich hinter ihre Schutzmauern, und breiteten von da aus ihre Meinungen weit umher. Was man nicht lehren durfte, darüber disputirte man nach akademischen Gesetzen,

und übte die Denkkraft der Menschen. Wiclef und Luther schützte die Universität, und auch Huß hätte sie geschützt wenn er sich nicht auf das treulose Wort eines Kaisers verlassen hätte. Mehr noch aber als Schutz gab die Universität den Meinungen ihrer Lehrer: auch Gewicht, Stärke, Ausbreitung. Tausende junger Leute aus verschiedenen Ländern, in Jahren da die Seele alles mit Liebe erfaßt, da Jünglinge den Lehrer nicht ohne Begeisterung ansehen, hörten ihre Stimme, und trugen ihr Wort, jeder in sein Vaterland, zu seinem Geschäfte. Jahre nach Jahren wechseln diese Zöglinge der Universitäten; als Schaaren von Zugvögeln kommen sie, rauben das Wort des Lehrers und fliegen damit in ihre Lande. Ein großes achtungswürdiges Publicum! das bildsamste, wirkungsreichste, dessen die Menschheit in ihrem jetzigen Zustande fähig ist, und welches noch lange, in immer verbesserter Gestalt, dauern möge. Die Jahre des Jünglings auf der Akademie sind ihm zeitlebens die liebsten Jahre; was er da mit Lust zur Wissenschaft, im ersten Feuer der Begeisterung, noch unbekannt mit Lasten und Hinderungen des Lebens, oder mit jugendlichem Muth, diese verachtend als Beute des Wissens, als Regel der Uebung annahm, das bleibt ihm lang oder immer ein froh erworbener Schatz, eine heilige Regel.

Haben wir noch dieß Publicum der Schulen und Universitäten? Wir haben's noch, und es hat sich (was man auch sagen möge) nicht verschlimmert, sondern verbessert. Seltner treten jetzt die rohen Heere erwachsener Streiter auf dieses Feld des Wissens und Lernens; zartere Jünglinge sind es, in denen das Wort des Lehrers auch zartere, deßhalb aber nicht unkräftigere Wurzeln schlägt. Wenn sie es nicht mit der Klinge behaupten, so hangen sie ihm desto gewissenhafter an; der Lehrer sprach für sie selbst jugendlicher und weckte ihr eignes Nachdenken, ihre mit ihm wirkenden Kräfte. Einst lernte man und behauptete; er cultivirt und bessert. Statt des ehemaligen Secten- und Raufgeistes nehmen mehrere Universi-

täten eine feinere Tendenz an, Gesellschaften der Wissenschaft, pythagorische Schulen zu werden, in denen sich die erlesensten Jünglinge nicht zum Wissen der Dictaten, sondern zur Wissenschaft, zur Uebung und Kunst ihres Lebens oder Geschäfts bilden. Ein schönes Publicum, wenn der Lehrer den Werth seines Geschäfts fühlet. Glaube niemand daß mit Wiclef, Huß, Luther diese große Wirkung der Universitäten vorüber sey; die Reformation auf ihnen in jeder Wissenschaft, Facultät und Lehre ist noch nicht stillgestanden; ja sie wird und kann nicht stillstehen, solange Universitäten da sind. Mehrere Lehrer Einer Facultät, mehrere Faculäten, mehrere Universitäten gegen einander sind gemeiniglich in Wettstreit; dieser Wettstreit muß mit den Jahren nicht abnehmen, sondern wachsen. Je mehr die Handwerkshindernisse geschwächt werden (dieß müssen sie nothwendig), je mehr das Werk der Akademien ein Werk des Geistes und einer freien Uebung wird, desto mehr entzündet sich der Wetteifer mit reinerer Flamme. Universitäten sind Wacht- und Leuchtthürme der Wissenschaft; sie spähen aus was in der Ferne und Fremde vorgeht, fördern es weiter, und leuchten andern selbst vor. Universitäten sind Sammlungs- und Vereinigungsplätze der Wissenschaft; aus ihrer Zusammenstellung und gegenseitigen Befehdung oder Befreundung entspringen dort und dann neue Resultate. Universitäten endlich sollten die letzten Freistätten und eine Schutzwehr der Wissenschaften seyn, wenn solche nirgend eine Freistatt fänden. Was allenthalben verkannt würde, was im Geschäft hie und da seine Stimme wehrlos erhübe, sollte hier einer unparteiischen Aufmerksamkeit und eines Beistandes genießen der von keinem Einfluß gestört würde. Irre ich nicht, so ist dieß mehrmals geschehen; die Rathschläge der Lehrer haben Verfolgungen aufgehalten, die die Rathschläge der Staatsweisen nicht unterdrücken mochten; und so sehe ich auch für die Zukunft Rathschläge der Lehrer auf Universitäten hervorgehen, denen die Rath-

schläge blöder Weisen kaum bestehen mögen. Bis also die Universitäten sich selbst unnoth machen, unterstütze man ihren Werth; ihr Publicum wird noch lange durch ein besseres nicht ersetzt werden. Zunächst gilt dieses von den Universitäten Deutschlands; fast sind sie die einzige Gattung deutscher Institute die jedes Ausland mit Recht ehret.

Ein noch größeres Publicum hat uns die Buchdruckerei verschaffet; es ist sehr gemischt und fast unübersehlich. Welche Mühe kostete es in ältern Zeiten Bücher zu haben, mehrere zu vergleichen und über einen Inbegriff von Wissenschaft zu urtheilen! Jetzt überschwemmen sie uns; eine Fluth Bücher und Schriften aus allen für alle Nationen geschrieben. Ihre Blätter rauschen so stark und leise um unser Ohr, daß manches zarte Gehör schon jugendlich übertäubt wurde. In Büchern spricht alles zu allem; niemand weiß zu wem? Oft wissen wir auch nicht wer spreche? denn die Anonymie ist die große Göttin des Marktes. Von einem solchen Publicum wußte weder Rom noch Griechenland; Gutenberg und seine Gehülfen haben es für die ganze Welt gestiftet.

Was ist darüber zu sagen? Dieß, daß es, ungeachtet aller und der schnödesten Mißbräuche, ein großes Geschenk, ein unwiderrufliches Privilegium für die menschliche Gesellschaft und ein ungeheures Mittel der Vorsehung sey, dessen Wirkungen und Folgen noch nicht vor unserm Auge liegen. Was geschehen ist, können wir nicht zurücknehmen; die Buchdruckerei ist da, nicht nur als Nahrungszweig für Handel und Arbeit, sondern als eine Tuba der Sprache, so weit dieß oder jenes Product reichet. Alle Monarchen der Welt, wenn sie mit vereinten Kräften für jede Druckerstube träten, könnten die arme Familie dieses Letternkastens, das Asyl und den Telegraph menschlicher Gedanken, nicht zerstören. Ja, wer wollte es zerstören, da es, nebst einigem Bösen, so unsäglich viel gutes gestiftet hat, und seiner unschuldigen, aber kräftigen Natur nach nothwendig noch

stiften wird. Der Redner übertäubt mich; der Schriftsteller spricht leise und sanft; ich kann ihn bedächtig lesen. Der Redner blendet mich mit seiner Gestalt, mit seinem Gefolg und Ansehn; der Schriftsteller spricht unsichtbar, und es ist meine Schuld wenn ich mich von seinem Wortprunk hintergehen, oder mir von seinem Geschwätz die Zeit rauben lasse; ich soll ihn prüfen, ich darf ihn wegwerfen. Gegenseits ist auch freilich das Irrsal und die Verführung des Redners vorübergehend und in einem Kreise beschlossen; das Gift und Irrsal des Schriftstellers, seine Ehre und Schande dauert. Er selbst kann sie nicht, als etwa durch Besserung, durch Widerruf zurückrufen; und auch dadurch wird, was geschehen ist, nicht ungeschehen. Wer weiß ob dieß Blatt des Widerrufs oder der Widerlegung in die vorige Hand kommt, oder ob es dem Irrthum gleich wirket? Das Publicum der Schriftsteller ist also von eigner Art; unsichtbar und allgegenwärtig, oft taub, oft stumm, und nach Jahren, nach Jahrhunderten vielleicht, sehr laut und regsam. Verloren und doch unverloren, ja unverlierbar ist was man in seinen Schooß schüttet. Man kann nie mit ihm abrechnen; sein Buch ist nie geschlossen, der Proceß vor und mit ihm wird nie beendet; es lernt immer und kommt nie zum letzten Resultat.

Man hat diesem ewig Unmündigen Vormünder setzen wollen, die Censoren; aber, wie die Erfahrung gezeigt hat, mit fruchtloser Mühe und meistens mit dem widrigsten Erfolg. Der Unmündige kostet am liebsten was man ihm versagte; er suchet auf was man ihm hinterhalten wollte; das Verbot eines Vortrages an dieß Publicum ist gerade das Mittel selbst einem unnützen Wort Ansehen, Gewicht und Aufmerksamkeit zu geben. Und welcher bescheidene Mann wird ein Vormund des gesammten Menschenverstandes, des Publicums aller Zeiten und Länder zu seyn wagen? Laß jeden Weisen und Thoren schreiben nach seiner Weise, wenn er in

zweifelhaften Fällen nur sich nennet und niemand persönlich beleidiget.

Es sey mir erlaubt mich hierüber zu erklären. Der weiseste Censor, wenn er auch die Stimme eines ganzen, ja des aufgeklärtesten Staates vorstellt, kann, in dem was Lehre und Meinung betrifft, schwerlich die Stimme des Publicums, der sich ein Schriftsteller freiwillig unterwirft, auf- oder überwiegen wollen. Wenn sein Urtheil auch die Weisheit Salomo's wäre, wenn es die Klugheit aller vergangenen Jahrhunderte enhielte und dem geprüften Verstande einer großen Zukunft voreilte, so fehlt ihm doch Eins, die Legitimation hiezu, denn weder die Vor- noch Nachwelt hat ihn darüber beurkundet. Der Schriftsteller wird also gegen ihn immer die Einrede haben daß er dem Urtheil der Welt vorgreife, daß er sich unbefugt eine Entscheidung anmaße die nur dem Publicum im weitesten Sinne des Worts gebühret; er wird von diesem Papst eines kleinen Staates an das allgemeine Concilium appelliren, das allein und zwar nur in immer fortgehenden Stimmen ein Richter des Wahren und Falschen seyn könne. Wahrscheinlich werden ihm viele Stimmen beitreten; und bei dem größesten Recht wird der Censor, der Form nach, und um der Folgen willen, Unrecht behalten. Ich darf nicht wiederholen was man, wo es Wahrheit gilt, über Freiheit der Meinungen, die nur widerlegt, nicht aber unterdrückt werden dürfen, so oft und viel gesagt hat.

Wenn man also dem Publicum keine, auch nicht die tollesten Meinungen rauben darf, indem der Staat, wo sie ihm falsch oder gefährlich scheinen, lieber ihre offne Widerlegung veranlassen mag, damit zum Vortheil der Welt die Finsterniß vom Lichte besiegt werde, so darf bei dieser ungebundenen Freiheit, bei der Achtung die der Staat selbst dem Publicum erweiset, da er ihm nichts vorenthält was irgend ein Schriftsteller ihm darbringt, der Staat wohl auch fordern daß jeder Schriftsteller sich nenne der

dem Publicum etwas darzubringen gutfindet. Und zwar dieß in allen Schriften, über jeden Gegenstand, Recensionen fremder Bücher nicht ausgenommen. Denn wie hätte ich ein Recht Anonymie zu verlangen wo ich mich vors Publicum dränge und zu ihm meine Stimme erhebe? Einen freiwilligen Lehrer der Welt und Nachwelt muß man kennen; er muß sich, wenn ihm Pflicht, Recht und Wahrheit lieb ist, nicht verbergen. Ein Mann der öffentlich spricht, stehet für sein Wort, sonst nennet man ihn einen Feigen oder Lügner. Mit diesem einzigen leichten, wie mich dünkt nicht ungerechten Mittel, wie mancher Keckheit, wie mancher Verleumdung würde vorgebeugt, die jetzt bloß hinter der Anonymie Schutz sucht. Wie vorsichtiger, überdachter und gehöriger würde man zum Publicum sprechen, wenn man wüßte daß man nicht ohne eigne Ehre oder Schande zu ihm sprechen könnte! Und verdient das Publicum, der ehrwürdigste Name der genannt werden kann, die Gesellschaft aller Guten und Edlen, nicht diese Achtung? Jeder Schriftsteller würde veranlaßt in der würdigsten Gestalt vor ihm zu erscheinen, seine Stimme vor diesem großen Tribunal bescheiden hören zu lassen, dagegen aber auch, was er weise behauptet, standhaft zu vertheidigen, ein ehrlicher Bekenner zu seyn der von ihm dem Publicum gemeldeten Wahrheit. Jene Winkelträgereien, aufgefangene Gerüchte, erstohlene Personalitäten verlören sich von selbst; kein Ehrliebender wollte mit solcher Waare öffentlich am Markt stehn, die schändlich ist und fürs Publicum nicht gehöret. In Griechenland und Rom schämte sich kein Schriftsteller seiner Werke; auch unter uns darf sich kein Stand einer Schrift, wenn sie gut ist, schämen; dem höchsten wie dem niedrigsten Stande sollte Anonymie nicht erlaubt seyn, und überhaupt dieselbe für das was sie ist, für Hinterlist, Schimpf, niedriges Gewerbe und Feigheit gelten. Wer zum Publicum spricht, spreche als ein Theil des Publicums, also öffentlich, mit seinem Namen.

Noch ein viel mehreres wäre über das Verhältniß des Schriftstellers zum Publicum zu reden. Jede Gattung der Scribenten schreibt für ihre Gattung Leser, die sie ihr Publicum, ihre Welt nennen. Aus fröhlichen oder traurigen Erfahrungen, welche Schriften am meisten gelesen werden, kann man also auf den Geschmack, auf das Maß der Bildung des Publicums schließen dem diese Schriften vor andern oder ausschließend wohlthun. Die mittelmäßigen, die leichten, üppigen, lüsternen finden natürlich die meisten Leser; viele gerühmte Schriftsteller haben nur durch Zeugnisse anderer ihren Ruhm erlangt, und stehn auf guten Glauben, ungelesen, in den Bibliotheken. Das Publicum hallet nur ihre Namen wieder. Deßhalb aber wird kein guter Kopf, wenn er es nicht des Bauchs wegen thun muß, sich unwürdig (wie man sagt) zum Publicum herabstimmen, oder seinem lüsternen falschen Geschmack fröhnen. Der Schriftsteller soll das Publicum, nicht dieß den Schriftsteller bilden. Delila schnitt Simson das Haar ab und übergab ihn kraftlos den Philistern; sie verspotteten ihn und er mußte vor ihnen spielen.

Nicht die Blätter des Baums — die Keime, Blüthen und Früchte sind sein edelstes Erzeugniß. Nicht das zahlreichste, sondern das verständigste Publicum ist mit seinem Beifall die Ehre des Schriftstellers, sein Zweck und Lohn. Das Urtheil dieser vielleicht wenigen Leser dauert fort und wirkt weiter. Oft findet ein Schriftsteller diese Leser nur nach seinem Tode; Minos und Aeacus sind's die unparteiisch über ihn richten. Dem Homer schaffte Lykurg und die Pisistratiden ein größeres, ein attisches Publicum; dem Milton Addison, Garrick dem Shakespeare u. s. Nichts ist angenehmer als einem verdienten Todten Gerechtigkeit zu erweisen, und über seinem Grabe die Stimme eines bessern, dankbaren Publicums zu werden. So hat Rousseau nach seinem Tode die Ehre mit Wucher genossen die Voltaire bei seinen Lebzeiten sich zuzu-

eignen wußte; und so gibt's bei allen Nationen andre Autoren die berühmt sind, andre die es zu seyn verdienen.

An Liebe und Achtung gegen seine besten Schriftsteller (wenige ausgenommen) stehet Deutschland seinen cultivirten Nachbarn, Franzosen, Engländern, Italienern, nicht vor, sondern nach; der größere Theil des Publicums kennet sie nicht und trägt wenigstens sie nicht eben in Herz und Seele.

Haben wir also hierin (ich will nicht sagen das Publicum der Alten, sondern nur) das Publicum der Franzosen, Engländer, Italiener? Wer diese Länder kennet und Deutschland kennet, antworte. An den Schriftstellern liegt es schwerlich; sie thaten was sie konnten, manche vielleicht zu viel. An Charakter und an der Verfassung der Nation liegt es; an der Uncultur und Uncultivirbarkeit (wenn mir zu Bezeichnung eines Barbarismus ein barbarisches Wort erlaubt ist), am falschen Geschmack und der genetischen Rohheit mancher Stände und Lebensarten. Bei weitem ist unsre Sprache noch nicht so gebildet, jedem Vortrage, jeder Art des Wissenswürdigen so zugebildet als die Sprachen unsrer Nachbarn; vielmehr haben wir mit einer benachbarten Nation zu kämpfen daß ihre Sprache die unsere nicht ganz vertilge. Erwache also, du schlafender Gott, wenn du nicht etwa dichtest oder über Feld gegangen bist; erwache, deutsches Publicum, und laß dir dein Palladium nicht rauben. Aus dem trägen Schlummer, aus dem niedrigen Stolz, der das Beste wegwerfend verachtet, aus der Anmaßung, die dem Schlechtesten das Privilegium des Besten ertheilen zu können glaubt, aus der nie theilnehmenden Kälte, aus der völligen Seelenentfremdung, glaube mir, wird nichts, und kann nichts werden. Die Zeit, da das alles galt, ist vorüber. Unsanft aus dem Schlafe gerüttelt, erwache und zeige daß du kein Barbar bist, damit man dir nicht als einem Barbaren begegne. Deine Sprache, die Schwester der griechischen, die Königin und Mutter vieler Völker,

für ganz Europa hast du sie zu **sichern, auszubilden, zu bewahren.**

Sollten wir aber bloß in Reden und Schriften, im Lehren und Hören ein Publicum haben? keins für unsre Handlungen? keins für unser ganzes Daseyn? Kein Publicum das auf uns wirkte, worauf wir durch unser Beispiel, durch unser Vorbild schweigend wirken? Zweifle daran niemand, ja auch daran niemand daß diese stille Wirkung in einem kleinen Kreise von mächtiger Wirkung sey. Sie ist reell; in ihr ist nichts Schein und Schminke. Der Kreis in dem du lebest und dein Geschäft treibest, ist **dein** Publicum; sey dieß klein oder groß, du prägst in dasselbe das Bild deiner Existenz, deiner Denk- und Handlungsweise. Hiemit wirkst du unvermerkt oder bemerket auf die Deinen, die nach deinem Muster oder mit Einflüssen von dir fortwirken, auf deine Mitarbeiter, Untergebene oder Vorgesetzte. Leise oder stürmisch verbreiten sich also Wellen und Wogen mit und ohne deinen Namen auf deine Zeitgenossen und die Nachwelt fort. So haben zu allen Zeiten die würdigsten Männer auf ihr Publicum gewirket; sie sprachen mit der starken Stimme ihres thätigen Beispiels, und dachten nicht daran daß im größeren Publicum ihr Name genannt würde. Das schärfste und edelste Publicum waren sie **sich selbst**, der Aufmunterer, Zeuge und Richter ihrer Handlungen, ein Gesetz das in ihnen lebte. Wohl uns, wenn wir uns dieß Publicum sind; wir haben sodann die laute, oft sehr unsichre und unreine Stimme der größeren Welt nicht nöthig.

II. Haben wir noch das Vaterland der Alten?

Griechen und Römern war das Wort Vaterland ein ehrwürdig süßer Name. Wem sind nicht Stellen aus ihren Dichtern und Rednern bekannt, in denen Söhne des Vaterlandes ihm als einer Mutter kindliche Liebe und Dankbarkeit, Lobpreisungen, Wünsche und

Seufzer weihen? Der Entfernete sehnet sich darnach zurück, hoffnungsvoll oder klagend schauet er zur Gegend desselben hin, empfängt die Lüfte die daher wehen, als Boten seiner Geliebten. Wiedergegeben dem Vaterlande, umfängt er es und küsset seinen Boden mit Thränen. Der in der Entfernung Sterbende vermacht ihm noch seine Asche; auch nur ein leeres Grabmal des Andenkens wünschet er sich bei den Seinen. Fürs Vaterland zu leben hieß ihnen der höchste Ruhm; fürs Vaterland zu sterben der süßeste Tod. Wer mit Rath und That dem Vaterlande aufhalf, wer es rettete und mit Kränzen des Ruhms schmückte, erwarb sich einen Sitz unter den Göttern; Himmels- und Erdenunsterblichkeit war ihm gewiß. Dagegen wer das Vaterland beleidigte, es durch seine Thaten entehrte, wer es verrieth oder bekriegte, in den Busen seiner Mutter hatte der das Schwert gestoßen, er war ein Vater-, ein Kinder-, ein Freundes- und Brudermörder. Cariorem decet esse patriam nobis quam nosmet ipsos. Dulce et decorum est pro patria mori u. f. Haben auch wir dieß Vaterland der Alten? und welches sind die geliebten Bande die uns daran fesseln?

Der Boden des Landes auf dem wir geboren sind, kann für sich allein dieß Zauberband schwerlich knüpfen; vielmehr wäre es die härteste aller Lasten wenn der Mensch als Baum, als Pflanze, als Vieh betrachtet, eigen und ewig, mit Seele, Leib und allen Kräften dem Boden zugehören m ü ß t e auf welchem er die Welt sah. Harte Gesetze genug hat es über dergleichen E r b e i g e n t h ü m l i c h k e i t, E i g e n h ö r i g k e i t u. f. gegeben, und gibt es noch; der ganze Gang der Vernunft, der Cultur, ja selbst der Industrie und der Nutzberechnung gehet dahin, diese gebornen Sklaven eines Mutterleibes oder der Muttererde mit sanftern Banden an ein Vaterland zu knüpfen, und sie von der harten Scholle, die sie im Leben mit ihrem Schweiß, im Tode mit ihrer Asche düngen sollen, allmählich zu entfesseln.

Als noch Nomadenvölker in der Welt umherzogen, wüste Plätze Zeiten lang inne hatten und in diesen ihre Väter begruben, da gab der Boden des Landes den diese Völker besaßen, oder besessen hatten, Anlaß zum Namen eines Landes der Väter. „An unsrer Väter Gräbern erwarten wir euch," rief man den Feinden zu: „auch ihre Asche wollen wir schützen und unser Land sichern." So ist der heilige Name entstanden, nicht als ob Menschen aus dem Boden entsprossen wären. Nur Kinder können das Vaterland lieben, nicht erdegeborne Knechte oder wie wild gefangene Sklaven.

Was uns im Vaterlande zuerst erquickt, ist nicht die Erde auf die wir sinken, sondern die Luft die wir athmen, die väterlichen Hände die uns aufnehmen, die Mutterbrust die uns säuget, die Sonne die wir sehen, die Geschwister mit denen wir spielen, die freundlichen Gemüther die uns wohlthun. Unser erstes Vaterland ist also das Vaterhaus, eine Vaterflur, Familie. In dieser kleinen Gesellschaft leben die eigentlichen und ersten Freuden des Vaterlandes, wie in einem Idyllenkreise; in Idyllen leibt und lebt das Land unsrer ersten Jugend. Sey der Boden, sey das Klima wie es wolle; die Seele sehnt sich dahin zurück, und je weniger die kleine Gesellschaft, in der wir erzogen wurden, ein Staat war, je weniger sich Stände und Menschenclassen darin trennten, um so weniger Hindernisse findet die Einbildungskraft sich in den Schooß dieses Vaterlandes zurückzusehnen. Da hörten und lernten wir ja die ersten Töne der Liebe; da schlossen wir zuerst den Bund der Freundschaft und empfanden die Keime zarter Neigung in beiden Geschlechtern; wir sahen die Sonne, den Mond, den Himmel, den Frühling mit seinen Bäumen, Blüthen und damals uns so süßeren Früchten. Der Weltlauf spielte vor uns; wir sahn die Jahreszeiten sich wälzen, kämpften mit Gefahren, mit Leid und Freude — wir sommerten und winterten uns gleichsam in die Welt ein. Diese Eindrücke, moralisch und physisch, bleiben der Einbildungskraft ein-

gegraben; die zartere Rinde des Baums empfing sie, und ohne gewaltsame Vertilgung werden sie nur mit ihm sterben. Wer hat nicht die Seufzer und Klagen gelesen mit denen selbst Grönländer sich von ihrem Jugendlande entfernten, mit denen sie aus der Cultur Europa's durch alle Gefahren dahin zurückstrebten? Wem tönen nicht noch die Seufzer der Afrikaner ins Ohr, die aus ihrem Vaterlande geraubt wurden? In einfachen kleinen Gesellschaften lebten sie da; in einem Idyllenlande der Jugend.

Die Staaten, oder vielmehr Städte der Griechen, denen der Name des Vaterlandes so theuer und lieb war, schlossen sich unmittelbar an diese kleinen Gesellschaften an; die Gesetzgebung begünstigte diese, und leitete von ihnen ursprünglich ihre ganze Energie her. Es war das Land der Väter das man beschützte, es waren Jugendgenossen, Geschwister und Freunde nach denen man sich sehnte; den Bund der Liebe, den Jünglinge schlossen, billigte und nützte das Vaterland. Mit seinen Freunden wollte man begraben seyn, mit ihnen genießen, leben und sterben. Und da die edeln Vorfahren dieser Stämme das Gemeinwesen, zu dem sie gehörten, unter dem Schutz der Götter errichtet, mit ihrer Mühe und Arbeit bezeichnet, mit ihrem Blute besiegelt hatten, so ward den Nachkommen der Bund solcher Gesetze, als ein moralisches Vaterland heilig; denn höher schätzten die Griechen nichts als das Verdienst der bürgerlichen Einrichtung, dadurch sie Griechen geworden, und über alle Barbaren der Welt erhöhet waren. Die Götter ihres Landes waren die schönsten Götter; seine Helden, Gesetzgeber, Dichter und Weisen waren in Einrichtungen, Liedern, Denkmalen und Festen unsterblich; hiemit prangten ihre öffentlichen Plätze und Tempel; der Sieg der Griechen über die Perser allein machte ihnen ihr Land, ihre Verfassung, ihre Cultur und Sprache zur Krone des Weltalls. Im Aether solcher Ideen schwammen die Griechen wenn sie den Namen des Vaterlandes oft edel gebrauchten, oft auch miß-

brauchten. Mehrere Städte theilten diesen Ruhm, jede auf ihre Weise. Und was Rom sich an seiner Weltbeherrscherin, dem Sammelplatz alles Sieges und Ruhms dachte, davon zeugt die römische Geschichte.

In die Zeiten Griechenlands oder Roms sich zurückwünschen wäre thöricht; diese Jugend der Welt, so wie auch das eiserne Alter der Zeiten unter Roms Herrschaft ist vorüber; schwerlich dürften wir, wenn auch ein Tausch möglich wäre, in dem was wir eigentlich begehren, bei dem Tausche gewinnen. Sparta's Vaterlandseifer drückte nicht nur die Heloten, sondern die Bürger selbst und mit der Zeit andere Griechen. Athen fiel seinen Bürgern und Colonien oft hart; es wollte mit süßen Phantomen getäuscht seyn. Die römische Vaterlandsliebe endlich ward nicht für Italien allein, sondern für Rom selbst und die gesammte Römerwelt verderblich. Wir wollen also aufsuchen was wir am Vaterlande achten und lieben müssen, damit wir es würdig und rein lieben.

1. Ist's, daß einst Götter vom Himmel niederstiegen, und unsern Vätern dieß Land anwiesen? Ist's, daß sie uns eine Religion gegeben und unsere Verfassung selbst eingerichtet haben? Ueberkam durch einen Wettkampf Minerva diese Stadt? Begeisterte Egeria unsern Numa mit Träumen? — Eitler Ruhm; denn wir sind nicht unsere Väter. Sind auf Minerva's heiligem Boden der großen Göttin wir unwerth, reimen sich Numa's Träume nicht mehr mit unsern Zeiten, so steige Egeria wieder aus der Quelle, so lasse Minerva zu neuen Begeisterungen sich vom Himmel hernieder.

Ohne Bilder zu reden, es ist für ein Volk gut und rühmlich große Vorfahren, ein hohes Alter, berühmte Götter des Vaterlandes zu haben, solange diese es zu edeln Thaten aufwecken, zu würdigen Gesinnungen begeistern, solange die alte Zucht und Lehre dem Volke gerecht ist. Wird sie von diesem selbst verspottet, hat sie sich überlebet, oder wird gemißbraucht: „was hilft dir (ruft Horaz sei-

nem Vaterlande zu), stolzer pontischer Mast, was hilft dir deine vornehme Abkunft? was helfen dir die gemalten Götter an deinen Wänden?" Ein müßig besessener, von unsern Vorfahren träge ererbter Ruhm macht uns bald eitel und unserer Vorfahren unwerth. Wer sich einbildet von Hause aus tapfer, edel, bieder zu seyn, kann leicht vergessen sich als einen solchen zu zeigen. Er versäumt nach einem Kranze zu ringen, den er von seinen Urahnen an schon zu besitzen glaubet. In solchem Wahn von Vaterlands-, Religions-, Geschlechts-, Ahnenstolze ging Judäa, Griechenland, Rom, ja beinahe jede alte, mächtige oder heilige Staatsverfassung unter. Nicht was das Vaterland einst war, sondern was es jetzt ist, können wir an ihm achten und lieben.

2. Dieß also kann, außer unsern Kindern, Verwandten und Freunden, nur seine Einrichtung, die gute Verfassung seyn, in welcher wir mit dem was uns das Liebste ist, gern und am liebsten leben mögen. Physisch preisen wir die Lage eines Orts, der bei einer gesunden Luft unserm Körper und Gemüth wohlthut; moralisch schätzen wir uns in einem Staat glücklich in dem wir bei einer gesetzmäßigen Freiheit und Sicherheit vor uns selbst nicht erröthen, unsere Mühe nicht verschwenden, uns und die Unsrigen nicht verlassen sehen, sondern als würdige, thätige Söhne des Vaterlandes jede unserer Pflichten ausüben und solche vom Blicke der Mutter belohnt sehen dürfen. Griechen und Römer hatten Recht daß über das Verdienst, einen solchen Bund gestiftet zu haben, oder ihn zu befestigen, zu erneuen, zu läutern, zu erhalten, kein anderes menschliches Verdienst gehe. Für die gemeinschaftliche Sache nicht der Unsern allein, sondern der Nachkommenschaft und des gesammten, ewigen Vaterlandes der Menschheit zu denken, zu arbeiten und (großes Loos!) glücklich zu wirken: was ist hiegegen ein einzelnes Leben, ein Tagwerk weniger Minuten und Stunden?

Jeder der auf dem Schiff in den fluthenden Wellen des Meeres

ist, fühlet sich zum Beistande, zur Erhaltung und Rettung des Schiffs verbunden. Das Wort Vaterland hat das Schiff am Ufer flott gemacht; er kann, er darf nicht mehr (es sey denn daß er sich hinausstürze und den wilden Wellen des Meeres überlasse) im Schiff, als wär' er am Ufer, müßig dastehn und die Wellen zählen. Seine Pflicht ruft ihn (denn alle seine Gefährten und Geliebten sind mit ihm im Schiffe), daß wenn ein Sturm sich empört, eine Gefahr droht, der Wind sich ändert, oder ein Schiff hinanschleudert sein Fahrzeug zu übersegeln, seine Pflicht ruft ihn daß er helfe und rufe. Leise oder laut, nachdem sein Stand ist, dem Bootsknecht, Steuermann oder dem Schiffer; seine Pflicht, die gesammte Wohlfahrt des Schiffes ruft ihn. Er sichert sich nicht einzeln; er darf sich nicht in den Kahn einer erlesenen Ufergesellschaft, der ihm hier nicht zu Gebot stehet, träumen; er legt Hand an das Werk, und wird wo nicht des Schiffes Retter, so doch sein treuer Fahrgenoß und Wächter.

Woher kam es daß manche einst hoch verehrte Stände allmählich in Verachtung, in Schmach versanken und noch versinken? Weil keiner derselben sich der gemeinen Sache annahm, weil jeder als ein begünstigter Eigenthums- oder Ehrenstand lebte; sie schliefen im Ungewitter ruhig wie Jonas, und das Loos traf sie wie Jonas. O daß die Menschen bei sehenden Augen an keine Nemesis glauben! An jeder verletzten oder vernachlässigten Pflicht hängt nicht eben eine willkürliche, sondern die nothwendige Strafe, die sich von Geschlecht zu Geschlecht häufet. Ist die Sache des Vaterlandes heilig und ewig, so büßet sich seiner Natur nach jedes Versäumniß derselben und häuft die Rache mit jedem verdorbneren Geschäft oder Geschlechte. Nicht zu grübeln hast du über dein Vaterland, denn du warest nicht sein Schöpfer; aber mithelfen mußt du ihm, wo und wie du kannst, ermuntern, retten, bessern; und wenn du die Gans des Capitoliums wärest.

3. Sollte uns also nicht, eben im Sinne der Alten, die Stimme jedes Bürgers, gesetzt daß sie auch gedruckt erschiene, als eine Vaterlandsfreiheit, als ein heiliges Scherbengericht gelten? Der Arme konnte vielleicht nichts thun als schreiben, sonst hätte er wahrscheinlich etwas besseres gethan; wollet ihr dem Seufzenden seinen Athem, der ins wüste Leere hinausgeht, rauben? Noch werther aber sind dem Verständigen die Winke und Blicke derer die weiter sehen. Sie muntern auf, wenn alles schläft; sie seufzen vielleicht, wenn alles tanzet. Aber sie seufzen nicht nur; in einfachern Gleichungen zeigen sie, vermöge einer unzweifelhaften Kunst, höhere Resultate. Wollet ihr sie zum Schweigen bringen, weil ihr bloß nach der gemeinen Arithmetik rechnet? Sie schweigen leicht, und rechnen weiter; das Vaterland aber zählte auf diese stillen Rechner. Ein Vorschritt den sie glücklich angaben, ist mehr als zehntausend Ceremonien und Lobsprüche werth.

Sollte unser Vaterland dieser Rechenkunst nicht bedürfen? Sey Deutschland tapfer und ehrlich; tapfer und ehrlich ließ es sich einst nach Spanien und Afrika, nach Gallien und England, nach Italien, Sicilien, Kreta, Griechenland, Palästina führen; unsre tapfern und ehrlichen Vorfahren bluteten da, — und sind begraben. Tapfer und ehrlich ließen die Deutschen innerhalb und außerhalb ihrem Vaterlande sich, wie die Geschichte zeigt, dingen gegen einander; der Freund stritt gegen den Freund, der Bruder gegen den Bruder; das Vaterland ward zerrüttet und blieb verwaiset. Sollte also außer der Tapfer- und Ehrlichkeit unserm Vaterlande nicht noch etwas anders noth seyn? Licht, Aufklärung, Gemeinsinn, edler Stolz, sich nicht von andern einrichten zu lassen, sondern sich selbst einzurichten, wie andere Nationen es von jeher thaten; Deutsche zu seyn auf eignem wohlbeschützten Grund und Boden.

4. Der Ruhm eines Vaterlandes kann zu unserer Zeit schwerlich mehr jener wilde Eroberungsgeist seyn, der die Geschichte

Roms und der Barbaren, ja mancher stolzen Monarchien wie ein böser Dämon durchstürmte. Was wäre es für eine Mutter, die (eine zweite ärgere Medea) ihre Kinder aufopferte, um fremde Kinder als Sklaven zu erbeuten, die ihren eigenen Kindern über kurz oder lang zur Last werden? Unglücklich wäre das Kind des Vaterlandes, das, dahingegeben oder verkauft, ins Schwert laufen, verwüsten, morden müßte um eine Eitelkeit zu befriedigen, die niemanden Vortheil gebieret. Der Ruhm eines Vaterlandes kann zu unserer Zeit und für die noch schärfer richtende Nachwelt kein anderer seyn als daß diese edle Mutter ihren Kindern Sicherheit, Thätigkeit, Anlaß zu jeder freien, wohlthätigen Uebung, kurz die Erziehung verschaffe, die ihr selbst Schutz und Nutz, Würde und Ruhm ist. Alle Völker Europa's (andere Welttheile nicht ausgeschlossen) sind jetzt im Wettstreit, nicht der körperlichen, sondern der Geistes- und Kunstkräfte mit einander. Wenn eine oder zwei Nationen in weniger Zeit Vorschritte thun, zu denen sonst Jahrhunderte gehörten, so können, so dürfen andere Nationen sich nicht Jahrhunderte zurücksetzen wollen, ohne sich selbst dadurch empfindlich zu schaden. Sie müssen mit jenen fort; in unsern Zeiten läßt sich's nicht mehr Barbar seyn, man wird als Barbar hintergangen, untertreten, verachtet, mißhandelt. Die Weltepochen bilden eine ziehende Kette, der zuletzt kein einzelner Ring sich widersetzen mag, wenn er auch wollte.

Vaterländische Cultur gehört hiezu, und in dieser auch Cultur der Sprache. Was ermunterte die Griechen zu ihren rühmlichen und schwersten Arbeiten? die Stimme der Pflicht und des Ruhmes. Wodurch dünkten sie sich vorzüglicher als alle Nationen der Erde? durch ihre cultivirte Sprache und was mittelst derselben unter ihnen gepflanzt war. Die imperatorische Sprache der Römer gebot der Welt: eine Sprache des Gesetzes und der Thaten. Wodurch hat eine nachbarliche Nation seit mehr als einem Jahrhunderte so viel Einfluß auf alle Völker Europa's gewonnen? nebst andern

Ursachen vorzüglich auch durch ihre im höchsten Sinne des Worts gebildete Nationalsprache. Jeder, der sich an ihren Schriften ergötzte, trat damit in ihr Reich ein und nahm Theil an ihnen. Sie bildeten und mißbildeten; sie befahlen, sie imponirten. Und die Sprache der Deutschen, die unsere Vorfahren eine Stamm-, Kern- und Heldensprache nannten, sollte wie eine Ueberwundene den Siegeswagen anderer ziehen, und sich dabei noch in ihrem beschwerlichen Reichs- und Hofstyl brüsten? Wirf ihn weg, den drückenden Schmuck, du wider deinen eigenen Willen eingezwängte Matrone, und sey, was du seyn kannst und ehemals warest, eine Sprache der Vernunft, der Kraft und Wahrheit. Ihr Väter des Vaterlandes, ehret sie, ehret die Gaben, die sie, unaufgefordert und unbelohnt und dennoch nicht unrühmlich darbrachte. Soll jede Kunst und Thätigkeit durch welche mancher dem Vaterlande gern zu Hülfe kommen möchte, sich erst wie jener verlorne Sohn außerhalb Landes vermiethen und die Frucht seines Fleißes oder Geistes einer fremden Hand anvertrauen, damit ihr solche von da aus zu empfangen die Ehre haben möget? Mich dünkt, ich sehe eine Zeit kommen —

Doch lasset uns nicht prophezeien, sondern hinter allem nur bemerken daß jedes Vaterland schon mit seinem süßen Namen eine moralische Tendenz habe. Von Vätern stammet es her; es bringet uns mit dem Namen Vater die Erinnerung an unsre Jugendzeiten und Jugendspiele in den Sinn; es weckt das Andenken an alle Verdienten vor uns, an alle Würdigen nach uns, denen wir Väter werden; es knüpft das Menschengeschlecht in eine Kette fortgehender Glieder, die gegen einander Brüder, Schwestern, Verlobte, Freunde, Kinder, Eltern sind. Sollten wir uns anders auf der Erde betrachten? Müßte ein Vaterland nothwendig gegen ein anderes, ja gegen jedes andere Vaterland aufstehn, das ja auch mit denselben Banden seine Glieder verknüpfet? Hat die Erde nicht für uns alle Raum? Liegt ein Land nicht ruhig neben dem an-

dern? Cabinette mögen einander betrügen; politische Maschinen mögen gegen einander gerückt werden, bis eine die andere zersprengt. Nicht so rücken Vaterländer gegen einander; sie liegen ruhig neben einander, und stehen sich als Familien bei. Vaterländer gegen Vaterländer im Blutkampf ist der ärgste Barbarismus der menschlichen Sprache.

42.

Leibnitz' Weissagung ist eine alte bewährte Wahrheit.[1] Eine Gemeinheit ohne Gemeingeist kranket und erstirbt; ein Vaterland ohne Einwohner die es lieben wird zur Wüste, und ein Haus, an Meeresufer, auf Sand gebauet, als ein Platzregen fiel und ein Gewässer kam, und wehten die Winde und stießen an das Haus, da fiel es und thät einen großen Fall, sagt Christus.

Daß diese Gebrechlichkeit zu Leibnitz' Zeiten nicht angefangen, sondern sich nur merklicher gemacht habe, bewährt die deutsche, ja nach Verschiedenheit der Völker, Verfassungen und Länder, alle Geschichte. Lesen Sie was Schmidt vom Zustande der deutschen Nation vorm Anfange des dreißigjährigen Krieges[1] sagt, und mit Zeugnissen beleget; nach dem westphälischen Frieden ward die Sache gewiß nicht besser. In Sitten und Grundsätzen, politisch und moralisch, ging alles mehr und mehr nicht zu einer größern Consistenz, sondern zu einer Auflösung hin, die auch von Moment zu Moment folgte. Daß aber durch dieses schleichende Fieber eine neue Gesundheit, wenn gleich auf Kosten leidender oder abgestorbener Glieder, bereitet werde, dieß ist ein des großen Leibnitz würdiger Gedanke. Das menschliche Geschlecht ist ein Phönix; auch in seinen

[1] Das Ende des 27. Briefes.

[1] Schmidts neuere Geschichte der Deutschen. B. 4, K. 9 u. f.

Gliedern, ganzen Nationen, verjünget es sich, und steht aus der Asche wieder auf.

Sehr übel ist's daß wir in der Geschichte die Meinungen und Grundsätze der Völker, die dort und dann herrschten, so wenig bemerkt finden. Man sieht Erfolge, oft späte Erfolge, und muß die vielleicht längst im verborgenen wirkende Triebfeder trüglich errathen. Noch seltner werden in ihr dergleichen herrschende Meinungen und Grundsätze in ihrer Abstammung und Fortpflanzung genealogisch verfolgt; man sieht sie hie und da wie Ströme aus der Erde brechen, und sich, indeß ihr Lauf unter der Erde fortgeht, dem Auge verlieren. Am seltensten sind Geschichtschreiber mit wirklich moralischem Blick über Vorfälle und Personen. So oft man von einem ägyptischen Todtengericht über vergangene Zeiten spricht, so selten übt man es aus; weil vielen Beschreibern die Biegsamkeit des Geistes sich in vergangene Zeiten zu setzen, andern die Wage des Urtheils, der moralische Sinn fehlet. Und fehlet dieser, oder ist er schief und verdorben, so wird die Geschichte selbst verderblich. Ihr Urheber siehet mit falschem Blick; er wägt mit betrügerischen Gewichten.

Beispiele davon anzuführen erlassen Sie mir; über Juden, Griechen und Römer, über Christen und Barbaren, über unsre und fremde Nationen sind dergleichen in Menge vorhanden. Je täuschender geschrieben, desto verderblicher; und o wer mag den unmoralischen und unmenschlichen Stumpfsinn nennen, mit dem man Helden, Thaten, Begebenheiten und Revolutionen unter Alten und Neuen so oft knechtisch anstaunte, Lob und Tadel wie ein gedungener Elender austheilte, und die unschuldig Verfolgten zuweilen noch im Grabe verfolget. Eine Geschichte der Meinungen, der praktischen Grundsätze der Völker, wie sie hie und da herrschten, sich vererbten und im stillen die größesten Folgen erzeugten, diese Geschichte mit hellem moralischen Sinn, in gewissenhafter Prüfung der

Thatsachen und Zeugen geschrieben, wäre eigentlich der Schlüssel zur Thatengeschichte. Wegelin, ein denkender Geschichtforscher, hat diesen Gesichtspunkt oft im Blick; weil er aber zu systematisch denket, so verlieret er sich auf der ungeheuren Bahn meistens in dunkeln, zu allgemeinen Maximen.[1]

Und doch hängt von diesem scharfgehaltenen Augpunkt aller Nutzen der Geschichte ab; die Figuren des Gemäldes werden untreu, verworren und dunkel, wenn man ihnen dieß Licht raubet. Wie viel z. B. ist über Macchiavells Fürsten gesagt worden, und doch zweifle ich ob mit ausgemachtem Resultate? indem einige dieß Buch für eine Satire, andere für ein verderbliches Lehrbuch, andere für ein wankendes, schwachköpfiges Mittelding zwischen beiden halten. Und ein Schwachkopf war wahrlich Macchiavell nicht; er war ein geschicht- und welterfahrner, dabei ein redlicher Mann, ein feiner Beobachter und ein warmer Freund seines Vaterlandes. Daß er den Werth und die Form von mancherlei Staaten gekannt habe, davon zeugen seine Dekaden über den Livius; und daß er kein Verräther der Menschheit werden wollte, beweiset jede Zeile seiner andern Schriften, sowie bis zum Alter hinan sein geführtes Leben. Woher nun das Mißverständniß dieser Schrift eines Schriftstellers, der so bestimmt, rein und schön zu schreiben wußte? Woher daß dieß Mißverständniß sich zwei Jahrhunderte erhalten und den feinsten Köpfen mitgetheilt hat, so daß ihm selbst der große Verfasser des Anti-Macchiavells nicht entkommen mochte? Und doch ging das Buch zweiundsiebenzig Jahre umher, gebilligt und gelesen; niemand fand darin arges. Macchiavell hatte es einem Fürsten aus einem

[1] Wegelin ist seitdem gestorben. Er ruhe sanft. Sein Geist hat viel gedacht, viel combiniret. Ich wünschte nicht daß seine hinterlassenen Schriften untergingen, jeder seiner Aufsätze ist eine Sammlung unverarbeiteter Gedanken, die wenigstens immer eigne Gedanken veranlassen, oder verbessern und bestärken. Der große König selbst hat seine Schriften gelesen und geehrt.

von ihm geliebten Hause, dem Neffen eines Papstes, zugeschrieben, der ihn hochhielt, dem er damit gewiß keine Schande machen wollte. Mich dünkt das ganze Mißverständniß rühre daher daß man den Punkt nicht bemerkt auf welchem damals das Verhältniß der Politik und Moral stand.

Beide hatten sich sichtbar und völlig getrennet. Die Zeiten Alexanders VI. und Cäsar Borgia's waren zwar vorüber; aber auch Julius und Leo, Frankreich und Spanien, Florenz und die kleinen Tyrannen von Italien, ja jenseits der Alpen wollte niemand als Regent und Politiker Moralist seyn. Man lachte die Tramontaner aus die ins Regierungswesen so enge Begriffe brachten; denn von Erlangung oder Erhaltung der Macht, und von den Mitteln dazu, insonderheit von Verschmitztheit und Klugheit sey, glaubte man, hier die Rede, nicht aber von Güte und Weisheit. Die Religion, von der Moral ganz abgesondert, war selbst Politik, deren Hauptgesetz überhaupt die Staatsraison (**la ragione del stato**), deren Hauptmaxime es war die Dinge, jedes zu seiner Zeit, im Punkt seiner Reife nutzen zu können (**conocer las cosas en su punto, en sa sazon, y saber las lograr**). Eine solche Politik brachte Karl V. nach Deutschland; daher er auch die Reformation nie anders anzusehen vermochte; eine solche übten Könige, Fürsten, Staatsminister. In allen politischen Schriften war sie anerkannt; fast jede Stadt Italiens war Jahrhunderte lang ihr Schauplatz gewesen, und war es noch. Hier schrieb Machiavell seinen **Principe** ganz in den Begriffen seiner Zeit, ganz nach Vorfällen die damals jedermann in Andenken waren. Aus diesen hatte er eben seine politischen Sätze abgezogen, und belegte jeden derselben mit Beispielen begangener Fehler. „Wenn dieß euer Handwerk ist," sagt er gleichsam, „so lernt es recht, damit ihr nicht so unselige Pfuscher bleibet, als ich euch zeige daß ihr seyd und waret. Ihr habt keinen Begriff als von Macht und Ansehen; wohl, so braucht wenigstens die

Klugheit, die euch zur sichern Macht und Italien endlich einmal zur Ruhe leitet. Ich habe euch euer Werk nicht angewiesen; treibt ihr's aber, so treibet es recht." Daß dieß die Haltung der Gedanken in Machiavells ganzem Buche sey, wird jeder Unparteiische fühlen.

Damit wird es nun weder Satire, noch ein moralisches Lehrbuch, noch ein Mittelding beider: es ist ein rein politisches Meisterwerk für italienische Fürsten damaliger Zeit, in ihrem Geschmack, nach ihren Grundsätzen, zu dem Zwecke geschrieben den Machiavell im letzten Capitel angibt, Italien von den Barbaren (gewiß auch von den ungeschickten Lehrlingen der Fürstenkunst, den unruhigen Plagegeistern Italiens) zu befreien. Dieß thut er ohne Liebe und Haß, ohne Anpreisung und Tadel. Wie er die ganze Geschichte als eine Erzählung von Naturbegebenheiten der Menschheit ansah, so schildert er hier auch den Fürsten als ein Geschöpf seiner Gattung, nach den Neigungen, Trieben und dem gesammten Habitus der ihm beiwohnet. Nicht anders hatte er in seinen Dekaden jede andere Regierungsform beäuget; nicht anders hatte er seine sechs Bücher von der Kriegskunst, seinen goldnen Esel, den Belphegor aus der Hölle, der auf Erden ein Weib nahm, seine Clitia und Mandragola geschrieben; er ließ jedes Ding in seiner Art seyn was es war oder seyn wollte. Wären Sie hiermit noch nicht befriedigt, so soll meinen redlichen Staatssecretär ein Heiliger rechtfertigen, der das was jener mit einer feinen Reisfeder entwirft, mit einem Kirchenpinsel ausmalet. Also spricht der heilige Thomas von Aquino: — Doch ich mag meinen Text mit den barbarisch kräftigen Worten des Kirchenvaters nicht entweihen. Lesen Sie solche in Naudé considérations politiques sur les coups d'état, gleich im ersten Capitel. Ich wollte daß diese kleine Schrift des Naudé, die nach seiner Gewohnheit voll Gelehrsamkeit ist, übersetzt und mit dem zu ihr gehörigen historischen Commentar, den eine spätere Ausgabe schon besitzt, be-

gleitet erschiene. Ohne sarkastische Anmerkungen, mit dem ruhigen Blick, mit welchem Machiavell den Livius oder Barbeirac die Moral der Kirchenväter ansah, müßten auch Naudé's Betrachtungen über die Staatsstreiche beäugt werden. Man blickte damit in welchen dunklen Abgrund der Zeiten!

43.

Nun änderten sich aber viele Dinge jenseits und diesseits der Alpen. Die Reformation entstand; sie entlarvte den Unfug der kirchlichen Politik so schrecklich daß immer auch einige, obgleich wenige Strahlen auf die Staatspolitik fallen mußten. Jesuiten entstanden, die ein feineres Gewebe zu spinnen, und die Cabinette schlauer zu regieren wußten. Karl V. machte in Italien Ordnung; es krystallisirten sich die kleineren Staaten, und nur den größeren einer Katharina von Medicis, Heinrich VIII., Karl V., Philipp II. stand es frei in der alten großen Machiavellischen Manier zu verfahren. Da endlich stand ein Jesuit auf, klagte das Buch an, und es wurde verdammt, 72 Jahre nach seiner Erscheinung. Machiavells System ward verdammt, weil es von den Staaten zu grob, von den Jesuiten jetzt feiner ausgeübt ward; man wollte den alten Meister nicht mehr anerkennen der diese Grundsätze zu klar exponirt hatte, und war überzeugt, der Jünger sey jetzt über den Meister. Nicht ohne; diese Politik aber stürzte sowohl den Jünger als den Meister, und o wäre sie für unser Menschengeschlecht endlich begraben! Was ist ein **Principe** Machiavells seiner Natur und Gattung nach? Der königliche Jüngling, der einen Anti-Machiavell schrieb, hätte einen **Anti-Principe** schreiben sollen, wie er ihn auch nachher (außer vielleicht in Fällen der dringenden Noth oder der Convention) für Welt und Nachwelt rühmlich gezeigt hat. **Vivre et mourir en roi**, war sein großes Wort der Pflicht und Ehre.

Zu deinem Grabe wallfahrtete ich einst, mein Anti-Machiavell, Hugo Grotius. Du schriebst kein Recht des Krieges und Friedens, denn du warest kein Prinz; du schriebst „vom Rechte des Krieges und Friedens." Und zwar sammeltest du dazu nur Collectaneen; nicht aus Italien und deiner Zeit allein, sondern vorzüglich aus den guten Alten, aus den Gesetzen der Vernunft und Billigkeit, aus der Religion selbst; woraus denn allmählich ein Recht der Völker erwuchs, wie man in den barbarischen Zeiten es nicht hatte erkennen mögen. Laß dich das Ungemach nicht gereuen, heilige Seele, das du deiner guten Grundsätze und Bemühungen wegen hier erduldetest. Religionen hast du nicht vereinigen können wie du wolltest; aber Grundsätze der Menschen hast du vereiniget, und auch Völker werden sich einst zu ihnen verbinden.

Bei Gustav Adolph fand man, als er in einem Ausritt meuchelmörderisch gefallen war, Grotius' Buch im Zelte aufgeschlagen; die edelsten Männer in Schweden, Frankreich, Holland, Deutschland liebten und ehreten ihn; die ganze europäische Nachwelt ist seine Verbündete und Verbundene worden. Was seitdem über Recht der Völker, über Natur- und Vernunftrecht geschrieben worden, gehet auf Grotius Bahn.

Nach so ungeheuren Fortschritten der Zeit konnte man freilich auch mit Institution der Prinzen nicht auf Machiavells Wege bleiben. Er selbst wäre bei veränderten Zeitumständen nicht darauf geblieben; und o hätten wir von Machiavell das Bild eines Fürsten für unsere Tage! Außer den Jesuiten, die eine Politica de dios noch lange trieben, standen andere Prinzenlehrer, la Motte le Vayer, Nicole, Bossuet, Fenelon auf; wie ihre Grundsätze befolgt sind, zeigt die Geschichte. Nach den stürmischen Zeiten in denen Languet, Milton, Hobbes schrieben, gaben Algernon Sidney, Locke, Shaftesbury, Leibnitz mildere Grundsätze an, bis in unsern Tagen Rousseau's contrat social

Wirkungen erregt hat an die sein Verfasser schwerlich dachte. Wie gern kehrt man aus dem Tumult dieser Zeiten zu den friedlichen Geistern Grotius, Locke, Leibnitz zurück!

„Heil den Predigern der Menschenrechte," sagt ein neuerer Lehrer des Staatsrechts; „aber versäumen sie ja nicht vorher Menschenpflichten zu lehren. Um jene in ihrem ganzen heiligen Umfange einzuführen, müssen wir erst eine Majorität von Menschen haben, die fähig sind diese in ihrem ganzen Umfange auszuüben." — Ich lege Ihnen das kleine Buch bei, [1] aus dem diese Stelle genommen ist; Sie werden in ihm noch weit mehrere dieser Art finden. Sein Verfasser verspricht uns noch drei Bändchen dieser Art; wir wollen ihn bei seinem Wort halten.

44.

Auch Leibnitz unter den Propheten? [2] Was es mit den gewöhnlichen politischen Prophezeiungen für eine Bewandtschaft habe, wußte der scharfsinnige Mann besser als jemand. „Auf Ausrechnungen für die Zukunft" sagt er in einem Briefe, [3] „gebe ich nichts. Jene Prophezeiungen, die man in alten Büchern gefunden haben will, sind von denen geschrieben die die alten Kriege zwischen Frankreich und England im Sinne hatten; die Erfahrung aber lehrt daß alle die sich an so etwas gewagt haben, getäuscht wurden. Zuweilen können dergleichen Prophezeiungen nützlich seyn, dem Pöbel, wie man es nennt, durch einen frommen Betrug Muth zu machen; bei Verständigen aber haben sie so wenigen Werth daß sie vielmehr dem Ansehen und dem guten Ruf des Propheten Nachtheil bringen, indem sie keinen gründlichen Beweis zulassen, ohne welchen doch ein redlicher

[1] Schlözers allgemeines Staatsrecht. Göttingen 1793.

[2] Beziehet sich auf das Ende des 37. Briefes.

[3] *Felleri* Otium Hannov. p. 108.

Mann, der seine Pflicht verstehet, nicht so leicht etwas behauptet." „Gewisser möchte ich," fährt er fort, „das voraussagen daß wenn in Deutschland die Dinge nicht besser gemacht werden, * * einen längern Widerstand leisten werde als wir uns einbilden. Wir Deutschen brauchen unsere Kräfte nicht genug. — — Statt also uns mit schmeichelnden Prophezeiungen einzuschläfern, ist guter Rath nöthig daß wir unsere Nerven anspannen, und mit Beiseitsetzung jeder Privatbehaglichkeit fürs gemeine Beste sorgen."

An andern Orten indeß spricht er von den Voraussagungen kluger Männer anders. „In meiner Jugend," sagte er,[1] wollte ich eine Abhandlung davon schreiben," wobei er Seneca, Tacitus, Macchiavell, Conring, Lotichius, Dach zum Beispiel anführet. Wir thun ihm also nicht Unrecht, wenn wir noch einige Blicke seiner Uebersicht über die Dinge um ihn auszeichnen. Er blickte weithin, er sahe scharf und ohne Galle; er war frohmüthig und redlich.

„So oft ich," sagt er [2] zu seinem Freunde Ludolf, „den gefährlichen Zustand der Dinge um uns her, und dabei unsere Trägheit, unsere verkehrten Rathschläge betrachte, so oft schäme ich mich unser vór den Augen der Nachwelt. Offenbar geht es dahin aus daß in Europa sich alles drüber und drunter kehre, und doch beträgt man sich als ob alles in höchster Sicherheit sey, und als ob wir Gott selbst zum Gewährsmann unserer Ruhe hätten. Ueber Kleinigkeiten streitet man; ums Große bekümmert sich niemand, so daß es Ekel und Ueberdruß macht an die Geschichte der gegenwärtigen Zeit nur zu denken. So gar sehr bestätigen wir Deutschen die ungünstigen Urtheile der Ausländer von uns durch unser Betragen."

— „Im Felde der Wissenschaften stecken wir noch in den ersten Wegen. Ein Schicksal verhindert uns daß wir die Schätze der

[1] Epist. Leibnit. edit. Korthold. P. 1. p. 366. Felleri otium Hannov. p. 217.

[2] *Felleri* Ot. Hannov. p. 121.

Natur nicht sorgfältiger ausspähen und größern Nutzen daraus ziehen. Ich bin der Meinung daß die Menschen fast unglaubliche Dinge zu Stande bringen könnten, wenn sie mehreren Fleiß anwendeten. Um ihre Augen aber ist eine Binde gezogen, und man muß die Zeit erwarten, da alles reif sey." [1]

„Wie die englische Societät Naturversuche zusammenträgt, so sollte eine andere seyn die Regeln des Lebens, nützliche Bemerkungen und versteckte Vorschläge, wie der Zustand der Menschen zu verbessern sey, zusammentrüge." [2]

„Aus den Schriftstellern sollte man ausziehen, nicht nur was irgend nur einmal, sondern von wem es zuerst gesagt sey. Hier muß man von den ältesten Zeiten anfangen, doch aber nicht alles erzählen, sondern was zum Unterricht des menschlichen Geschlechts dienet, auswählen. Wenn die Welt noch tausend Jahre steht, und so viel Bücher wie heutzutage fortgeschrieben werden, so fürchte ich aus Bibliotheken werden ganze Städte werden, deren viele dann durch mancherlei Zufälle und schwere Zeitumstände ihr Ende finden werden. Daher wäre es nöthig aus einzelnen, und zwar den Originalschriftstellern, die andere nicht ausschrieben, Eklogen wie Photius zu machen, und ihr merkwürdiges mit den Worten des Schriftstellers selbst zu sammeln. Was aber merkwürdig sey, kann, bei der großen Verschiedenheit der Köpfe und der Wissenschaften, freilich nicht jeder beurtheilen."

„Ich glaube daß es bei euch viele geschickte Männer gibt. [3] Indessen mache ich einen großen Unterschied zwischen gründlichen Kenntnissen, die den Schatz des menschlichen Geschlechts vermehren, und zwischen der Notiz von Thatsachen, die man gemeiniglich Gelehrsamkeit nennet. Ich verachte diese Gelehrsamkeit

[1] *Felleri* p. 412.

[2] *Felleri* p. 147.

[3] *Felleri* p. 27 an einen Engländer.

nicht, deren Werth und Nutzen ich einsehe; dennoch aber wünschte ich daß man sich mehr an das Gründliche hielte, denn es gibt allenthalben zu wenig Personen die sich mit dem wichtigsten beschäftigen. Nichts ist so schön und so befriedigend als eine wahre Kenntniß vom System der Natur zu haben. Würden viele dieß Studium liebgewinnen, so würde man weit gelangen, nicht nur in Rücksicht auf Bequemlichkeiten des Lebens und der Gesundheit, sondern in Rücksicht auf Weisheit, Tugend und Glück; statt dessen daß man sich jetzt mit Kleinigkeiten abgibt, die uns ergötzen, nicht aber vervollkommnen und veredeln. Unter Vollkommenheiten rechne ich nichts als was uns auch nach diesem Leben bleiben kann; die Kenntniß von Factis ist wie die Kenntniß der Straßen in London. Sie ist gut, solange man dort ist."

„Das göttliche Naturlicht in uns zu vermehren, hat man dreierlei zu thun nöthig. [1] Zuerst sammle man eine Kenntniß der vortrefflichen Erfindungen die schon gemacht sind; sodann erforsche man was noch zu entdecken ist; endlich bringe man beides, das Erfundene und noch zu Erfindende, in Lobgesänge an den Urheber der Natur, zu Erweckung der Liebe zu ihm und zu den Menschen. Wären die Sterblichen so glücklich daß ein großer Monarch diese drei Dinge einmal für sein Werk ansähe, in zehn Jahren würde zur Ehre Gottes und zum Wohl des Menschengeschlechts mehr bewirkt werden als wir sonst in vielen Jahrhunderten ausrichten möchten."

„Ich hatte im Sinn mancherlei Gedanken, die das Wohl des Kaisers und des Reichs betreffen, unter dem Namen: „deutsche Rathschläge" ans Licht zu stellen; es ist aber verdrießlich Worte in den Wind zu verhauchen, und nach Art der Declamatoren, die in Schulen über die beste Form der Republik zu Athen oder Karthago reden, Dinge vorzutragen die niemand anwendet. Die besten Gedanken werden verächtlich wenn man sie öffentlich hinstellt; unsre

[1] *Felleri* p. 19.

Feinde werden dadurch mehr gewarnt als gebändigt. Indessen besitze ich manches Ueberdachte, das auch großen Männern wichtig geschienen hat, und in unsern Zeiten dem Ganzen sehr nützlich seyn könnte. Vor allem bin ich mir der Treue bewußt, und der Liebe zum allgemeinen Besten."[1]

Gewiß verzeihen Sie mir daß ich von Leibnitz' Weissagungen sobald auf seine Vorschläge übergegangen bin; eines klugen Mannes Weissagungen sind Vorschläge des Bessern. Nicht auf Visionen, sondern auf Erfahrungen und auf jene dauerhaften Vernunftprincipien sind sie gebauet, die auch in die fernste Zukunft reichen. Da glücklicherweise die Akademie der Wissenschaften, deren ruhmwürdiger Stifter Leibnitz war, in manchem schon zum ersten Plan desselben zurückgekehrt ist, so wäre es vielleicht gut daß sie in allem dahin zurückkehrte, und aus Leibnitz' Schriften und Briefen sämmtliche Vorschläge sammeln ließe, die er zur Erweiterung der Wissenschaften und zum Wohl des menschlichen Geschlechts seinen Freunden oder der Welt offenbarte. Ungeheuer vieles ist seitdem noch nicht geschehen, was er zu thun sich vornahm oder von außen ausgeführt wünschte; er ist uns in diesem allem der nähere Baco, der, mit genauerer Kenntniß der Sache als der Engländer besaß, die Lücken der Wissenschaften, die Mängel unserer Erkenntnisse und Bemühungen ansah und seine Entwürfe, mit Gründen unterstützt, zuweilen sehr vollständig detaillirt hat. Jungen Männern würde ich daher seine Briefe und Schriften nicht nur als eine reiche Fundgrube von Gedanken, sondern auch als ein Directorium ihrer Bemühungen anpreisen: wohin sie streben sollen, was allenthalben für die Menschheit noch zu thun sey. Glücklich ist, wer einen solchen Wegweiser frühe gebrauchet.

[1] *Felleri* p. 4. 5.

45.

Oft habe ich zu unsern Zeiten gedacht: „wenn Leibnitz lebte!“ Er lebt indessen in seinen Schriften, und wir können aus seinen muntern Urtheilen, die sich auf alles Merkwürdige seiner Zeit erstreckten, auch für jetzt viel Nutzen ziehen.

Sie wissen mit welchem Eifer Leibnitz sich um die Vereinigung der Religion bewarb und verwandte. Für die damalige Zeit blieb seine Mühe fruchtlos; indessen selbst das Fruchtlose seiner Vorschläge, die allenthalben voll Verstandes waren, ist für uns lehrreich. Ein damaliger Regent wollte die Sache kürzer angreifen, und eine Vereinigung der Secten, nicht in Lehren, sondern in Gebräuchen, nicht mit gutem Willen beider Theile, sondern durch Befehle, durch Zwang bewirken. Ein untüchtiger Rathgeber schrieb zu Beschönigung dieser Mittel ein **Arcanum Regium** in pietistischer Form. Lesen Sie wie sich die großen Friedensbeförderer Leibnitz und Molanus darüber erklären;[1] das Gutachten endigt also: „Der neuen Regel daß ein evangelischer Fürst Papst in seinem Gebiet sey, muß man nicht mißbrauchen. Bei den verständigen Katholischen selbst ist ein allgemeines Concilium der Kirche wo nicht über, doch nicht unter dem Papste.“

Hören Sie was Leibnitz von Spielen urtheilt: „Ich wünschte daß jemand alle Arten von Spiel mathematisch behandelte, und sowohl die Gründe ihrer Regeln und Gesetze als ihre vornehmsten Kunststücke angäbe. Unsäglich viel zur Erfindungskunst brauchbares liegt in den Spielen. Und dieses daher, weil die Menschen im Scherz sinnreicher als im Ernst zu seyn pflegen; denn überhaupt geht uns besser von der Hand was wir mit Lust verrichten.[1]

„Es könnte ein Spiel ausgedacht werden, das man das Spiel der Vorsorge oder der Zufälle nennen könnte; wenn das ge-

[1] Korthold. epist. Leibnit. T. 1. p. 88.

[2] *Felleri* Ot. Hannov. p. 165.

schiehet, was könnte sich zutragen? Weil diese Zufälle zum Theil allgemein und auf vieles anzuwenden sind, müßte ein Gesetz seyn, solche bei einer neuen Frage nicht wieder zu gebrauchen, oder man könnte die allgemeinen Zufälle gar ausschließen — und das Gesetz machen daß man nur Zufälle anführe die vermieden werden können, ohne daß die Handlung selbst unterbleibe. Den möglichen Zufall könnte der eine, das Mittel dagegen sein Nachbar sagen u. s."

„Man hatte vormals ein Fragspiel: wozu ist das Stroh gut? man könnte es das Spiel der Effecte, oder cui bono nennen. So könnte ein Spiel der Ursachen oder Mittel eingeführt werden, z. B. womit kann dieß oder das gethan werden? Solche Spiele schärfen den Verstand, und führen zu ernsthaft Gutem, da andere Possen nur zu ernsthaft Bösem führen.

„Man hat ein Gedächtnißspiel, da man sich übt etwas auswendiggelerntes, schwer auszusprechendes mit wachsender Rede herzusagen; dergleichen Spiele könnten noch mehr erfunden werden, nicht zu Vermehrung der Seelenkräfte allein, sondern auch zu Uebung der Tugenden. In manchen Spielen ist Bescheidenheit, Mäßigung nöthig, wie im Königspiel u. s. Ich wollte daß Comenius daran gedacht hätte, da er sein Buch: die Schule ein Spiel, herausgab." [1]

Bei unsern fürchterlich großen Zeit- und Menschenspielen sind Ihnen diese Leibnitzischen Gedanken nicht bisweilen eingefallen? Wenn das geschieht, was könnte sich zutragen? Wie kann es vermieden werden? und wenn es sich zuträgt, was hilft dagegen? Ferner: wozu ist das Stroh gut? *cui bono*, dieß oder jenes? Das ganze Leben der Menschen ist ein Spiel; wohl dem der es froh und mit Verstande spielet.

Von Spielen zur Philosophie. Die Urtheile die Leibnitz nicht nur über die Alten, sondern auch über die Scholastiker

[1] Korthold. epist. Leibnit. Vol. III. p. 278.

und die Reformatoren der Philosophie, über Jordanus Brunus, Campanella, Baco, Hobbes, über Grotius, Locke, Cartes, Pufendorf, Shaftesbury u. s. fället, sind, obwohl immer in seinem eignen Gesichtskreise, mit einer Unparteilichkeit, einer Milde und so allgemeinen Theilnehmung entworfen daß ich dieses großen Gemüths wegen Leibnitz gern zum Schutzgeist der gesammten Philosophie wünschte. Von hundert merkwürdigen Aeußerungen hierüber hören Sie eine über Cartes: [1]

„Ich wünschte daß treffliche Männer die leere Hoffnung, Oberherren im Reich der Philosophie seyn zu können (arripiendae tyrannidis in imperio philosophico) aufgäben und den Ehrgeiz eine Secte stiften zu wollen fahren ließen; denn eben hieraus entspringen jene ungeschickten Parteilichkeiten, jene leeren und eiteln Bücherkriege, die der Wissenschaft und dem Gebrauch der kostbaren Zeit so sehr schaden. In der Geometrie kennt man keine Euklidianer, Archimedianer, Apollinianer; alle sind von Einer Secte, der Wahrheit zu folgen, woher sie sich anbieten möge. Auch wird niemand geboren werden der sich das ganze Patrimonium der Gelehrsamkeit zueigne, der das ganze Menschengeschlecht an Geist übertreffe und alle Sterne um sich her auslösche wie die ätherische Sonne. Wir wollen den Des Cartes loben, ja gar bewundern; deßhalb aber wollen wir andere nicht vernachlässigen, bei denen sich viele und große Dinge finden, die jener nicht bemerkt hat.“ —

„Nichts steht dem Fortkommen der Wissenschaft so sehr entgegen als jener Knechtsdienst, in der Philosophie eines andern Gedanken zu paraphrasiren; und eben diese Paraphrasirkunst halte ich für die Ursache, warum von den bloß Cartesianern ebensowenig neues und ausnehmendes geleistet werde als von den Aristotelikern geleistet worden, nicht aus Mangel des Genie's, sondern des Sectengeists, der Parteisucht halben. Wie nämlich unsere Einbildungskraft, wenn

[1] Ibidem p. 392.

ihr eine Melodie allein vorschwebt, schwerlich und mit Mühe zu einer andern übergeht; wie der der unabläßig einer geschlagenen Straße folgt keine neuen Wege entdecken wird, so sind auch die die Einem Autor sich einverleiben leibhafte Knechte dieses Autors, die er durch Gewohnheit in Dienst und Besitz hat; zu etwas neuem und verschiednem können sie ihr Gemüth nicht erheben. Und doch ist bekannt daß den Wissenschaften nichts so sehr fortgeholfen hat als die Verschiedenheit der Wege auf denen man die Wahrheit gesucht hat."

Nichts verehre ich an Leibnitz mehr als diese große, unparteiische Jugendseele, die bis ans Ende seiner Tage alles mit Freuden aufnahm was irgend der Wissenschaft diente. Keine Form wies er verächtlich ab; in allem suchte er das Beste. Von ausschließenden Leibnitzianern hatte er so wenig Begriff, daß vielmehr seine Schriften und Briefe darauf arbeiten, in Zukunft alle Secten zu vernichten, aus alten und neuen die Wahrheit zu lernen, und auch einer sonst schlechten Schrift den Beitrag nicht abzuläugnen, den sie dem Gemeingute der Menschheit liefert. Ich wünschte daß seine Gedanken, seine Urtheile über die verschiedensten Schriftsteller in ihrer ganzen großen Unparteilichkeit für Jünglinge ausgehoben, und als Leibnitz Geist, als die einzige, immer frische und neuströmende Quelle der Wissenschaft dargestellt würden. Vor einigen Jahren erschien, wie mich dünkt, eine Schrift, die der Geist des Herrn von Leibnitz hieß; wahrscheinlich aber ist's nicht der rechte Geist gewesen, denn er ist ohne Wirkung bald verschwunden. Doch was sage ich Wirkung? Hat Leibnitz auf die deutsche Nation gewirkt? Sogar seine Schriften sind von uns noch nicht gesammelt; und nachdem ein Ausländer sie für uns zu sammeln die Mühe nahm, haben wir sie noch nicht einmal ergänzet.

46.

Wollen Sie sich überzeugen daß Leibnitz auch bei seinen Lebenszeiten in Deutschland eine ziemlich fremde Pflanze gewesen, so lesen Sie das Leben, das sein nächster Bekannter, Eckardt, von ihm geschrieben; seine Bekanntmachung haben wir dem gelehrten Murr zu danken.[1] Die blühende Aloë sandte reiche Gerüche um sich her; allenthalben wollte sie Wurzeln schlagen, und neue Absenker pflanzen. Es gelang ihr hie und da, ungeachtet des sträubigen Erdbodens; und wäre Leibnitz die Stiftung einer Akademie der Wissenschaften zu Wien und Dresden so geglückt wie ihm die Akademie zu Berlin glückte, welche unnennbar gute Folgen hätten sich seitdem verbreitet! Sein Geist lebte in einer idealischen Welt, im Reich aller denkenden, fürs Wohl der Menschheit wirkenden Geister. Für diesen großen Staat schrieb er seine Aufsätze, meistens auf Veranlassung fremder Aeußerungen, und unterhielt einen so ungeheuern Briefwechsel daß man ihn einen Mitarbeiter und Präsidenten der Gesammtakademie aller europäischen Wissenschaften nennen könnte. In seinen näheren Verhältnissen aber war er hier Kanzlei-Revisionsrath, dort Geschichtschreiber des fürstlichen Hauses; hier schrieb er für einen Pfalzgrafen der König von Polen werden, dort für deutsche Fürsten die Gesandte beim Friedensschluß haben wollten u. s. Er unterhielt die Fürsten mit Curiosis (wenn es auch nur ein wunderbar gestalteter Rehbock seyn sollte), Fürstinnen mit sinnreichen philosophischen Gedanken, Neugierige mit dem was sich in andern Ländern zutrug; erfand für den Bergbau Werkzeuge, Maschinen, Windmühlen und — that doch nicht zur Gnüge. Zwei Jahre vor seinem Tode ward dem alten Mann nachdrücklich befohlen: „die Historie des Hauses vor allen Dingen fertig zu machen," und als er begraben ward, „war das einzige zu verwundern (sagt sein getreuer Amanuensis und College Eckardt) daß, da der ganze Hof ihm zu Grabe zu folgen in-

[1] Murrs Journal zur Kunstgeschichte, Th. 7. S. 123.

vitirt war, außer mir kein Mensch erschienen, so daß ich dem großen Mann die letzte Ehre einzig und allein erwiesen.[1] Im Jahre 1695 schrieb er an Burnet: „Unbequem ist mir s daß ich nicht in einer Stadt wie Paris oder London lebe, wo viele gelehrte Männer sind, deren Hülfe man sich bedienen, von denen man lernen kann; denn viele Dinge sind von der Art daß Ein Mensch allein sie nie zu Stande bringen mag. Hier findet man kaum jemand mit dem zu sprechen ist, oder vielmehr, es ist hier zu Lande nicht hofmännisch sich von gelehrten Dingen zu unterhalten. „Noch das Jahr vor seinem Tode hatte er sich vorgenommen nach Paris zu reisen und da sein Leben zu beschließen."

„Weil er nicht zum Abendmahl ging, sagt Eckardt, schalten die Prediger oft öffentlich auf ihn; er blieb aber bei seiner Weise. Gott weiß was er vor Motiven dazu gehabt, die gemeinen Leute hießen ihn daher insgemein auf plattdeutsch Lövenix, welches qui ne croit rien heißet." Aus seinen Schriften und Bemühungen für die Vereinigung der Kirchen kennen wir seine reinen und aufgeklärten Religionsgrundsätze genugsam; gewiß kann man ihm nicht den Vorwurf machen daß er zu wenig geglaubt habe.

„Kurz vor seinem letzten Augenblick wollte er noch etwas aufschreiben. Als ihm Papier, Tinte und Feder gereicht wurden, fing er an zu schreiben, das er aber nicht mehr lesen konnte als er es

[1] Zur Erläuterung dieses Umstandes wird in den schätzbaren Zusätzen zu Eckardt's Lebensbeschreibung folgendes angegeben: „Der König war damals nicht mehr in Hannover. Der Monarch stand eben nicht allzuwohl mit dem Wiener Hofe, und es mißfiel ihm daß Leibnitz 1713 ohne Erlaubniß nach Wien gegangen, und über anderthalb Jahre außen blieb, auch die Reichshofrathsstelle angenommen hatte. Se. Majestät sagten daher einstmals, da ein Hündchen, welches verloren gegangen, zu Hannover ausgetrommelt wurde, halb im Scherz, halb im Ernst: „Ich muß wohl meinen Leibnitz auch austrommeln lassen, um zu erfahren wo er jetzt stecken mag." — Eine merkwürdige Erläuterung.

bei dem Licht durchsehen wollte. Er zerriß das Papier, warf es weg und legte sich zu Bette. Er versuchte nochmals zu schreiben, verhüllte sich die Augen in seine Schlafmütze, legte sich auf die Seite und entschlief sanft, nachdem er sein ruhmvolles Alter auf 70 Jahre, 4 Monate und 24 Tage gebracht hatte." Lesen Sie Eckardt's Lebensbeschreibung; das barbarus hic ego sum wird Ihnen manche Seite ins Ohr flüstern.

Fontenelle sagt in seiner Lobschrift gar artig: „aus vielen Herkules habe das Alterthum nur Einen Herkules gemacht; er sehe keinen andern Rath als den Einen Leibnitz in viele Gelehrte zu decomponiren; denn sonst würde bei dem beständigen Uebergange von Schriften des verschiedensten Inhalts, alle zu einer und derselben Zeit geschrieben, diese unaufhörliche Mischung von Gegenständen, die in Leibnitz Kopf seine Ideen nicht verwirrte, eine Verwirrung und ein embarras in sein Eloge bringen." Und doch wünschte ich fast daß Leibnitzens Vaterland diesen embarras, diese passages brusques et frequens d'un sujet à un autre tout opposé, qui ne l'embarrassaient point, in Leibnitzens Arbeiten nicht gebracht hätte, um den Einen Herkules in mehrere Herkules zu decomponiren. Wie anders konnte Newton in England seine Werke vollenden!

Sie wissen daß Leibnitzens Verlassenschaft in der landesherrlichen Bibliothek zu Hannover aufbewahrt wird, und es ist zu erwarten daß die Regierung, die für alle und allerlei Wissenschaften mehr als irgendeine andere in Deutschland thut und gethan hat, einem dazu tüchtigen Manne, unter gegebener bürgerlicher Treue, die Bekanntmachung des Inhalts derselben auftrage. Der einzige Band, den Raspe mit Kästners Vorrede von daher ans Licht stellte ist vielleicht mehr werth als Leibnitzens Theodicee selbst; und wer unternähme es für den kleinsten Zettel Leibnitzens in Ansehung der Ide verantwortlich zu werden, die er darauf nur hinwarf?

Dankbar erkenne ich jede Blume die eine würdige Hand nicht auf Leibnitz' verscharrte Asche, sondern dem ewigen Ehrenmal streuet, das er sich selbst errichtet hat. Die Wolfische Schule, so ungleich sie seiner Denkart war, hat ihm gleichsam ein Kenotaphium gebauet; durch sie ist eine Klarheit der Begriffe und eine Präcision des Ausdrucks in unsere Sprache gebracht worden, die ihr vorher unbekannt waren. Sollte, da ihre Periode vorüber ist, jemand noch jetzt Bedenken tragen Leibnitzens Briefwechsel mit Wolf herauszugeben, der, was er auch enthielte, dem letztern nicht anders als zur Ehre gereichen könnte?

Auch außer dieser Schule, wie jugendlich lieb ist mir alles was Leibnitz ehret und in sein Licht stellt. Jede Zeile, die Kästner, in mancherlei Art und Form zur Ehre und zum Verständniß seines Landmannes schrieb; von Cochius jede kleine Abhandlung in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin (wären doch von ihm noch ungedruckte Abhandlungen vorhanden!) sind mir schöne Reste von Philosophen der alten Zeit.

Hören Sie was Leibnitz von seinem Censorgeist saget: „Niemand hat weniger Censorgeist als ich habe. Sonderbar ist's; aber mir gefällt das meiste was ich lese. Da ich nämlich weiß wie verschieden die Sachen genommen werden, so fällt mir während dem Lesen meistens bei womit man den Schriftsteller vertheidigen oder entschuldigen könnte. Sehr selten ist's daß mir im Lesen etwas ganz mißfällt, obgleich freilich dem einen dieß, dem andern das mehr gefallen möchte. — Ich bin einmal so gebauet daß ich allenthalben am liebsten aufsuche und bemerke was lobenswerth ist, nicht was Tadel verdienet." Könnte der Geist der Philanthropie selbst billiger und milder denken?

Und doch warum erfuhren eben die friedliebenden, die billigsten Gemüther, Erasmus, Grotius, Comenius, Leibnitz so manchen übeln Dank ihrer Zeitgenossen? Die Ursache ist leicht zu finden:

weil sie parteilos und jene mit Vorurtheilen befangene streitende Parteien waren. Diesen gaben Unwissenheit, Eigennutz, blindes Herkommen, gekränkter Stolz und zehn andere Furien das Streitgewehr oder den Dolch der Verleumdung in die Hände; jene kämpften friedlich hinter dem Schilde der Wahrheit und Güte. Der goldene Schild der Wahrheit und Güte bleibt; ihre Streiter können persönlich fallen, aber ihr Sieg ist wachsend und unsterblich.

47.

Bei unserer weitverbreiteten deutschen Sprache, die auch in fernen Ländern gesprochen und geschrieben wird, kommen nicht selten kleine Schriften zum Vorschein, die einer allgemeinen Aufmerksamkeit und Theilnehmung werth wären. Aus Dänemark, Preußen, Polen, Kur- und Liefland, wohl gar aus Amerika wären dergleichen zu nennen; jetzt werde ich Ihnen aus einer kleinen Schrift:

„Bonhomien, geschrieben bei Eröffnung der neuerbauten — — schen Stadtbibliothek;“

einige schöne Gedanken auszeichnen. Damit mich aber nicht eine Jugendliebe zu der Stadt, für die die Schrift zunächst geschrieben ist, angenehm täusche, will ich ihren Namen nur ans Ende versparen, und bloß das Allgemeinnützliche bemerken.

Der Verfasser fängt, wie es seyn muß, von den Grundvesten seiner Stadt,

den bürgerlichen Tugenden

an. „Ehrenbenennungen,“ sagt er, „welche Betriebsamkeit, Mäßigung, Liebe zur Ordnung andeuten, die gebet dem Städter. Sie erinnern ihn an Tugenden, auf welche sein Wohlstand gegründet ist. Ein Gewerbe das ohne diese Stadttugenden durch blindes Glück, durch träge Schlauigkeit getrieben werden könnte, ist nicht das unsrige.“

„Sie glänzen nicht diese Tugenden, aber sie wärmen. Sie erhalten die Gemüther ruhig; die Neigung zu städtischen Gewerben und Beschäftigungen wird dadurch gestärket, sowie die Sucht nach äußern Vorzügen diese Gewerbe verleidet. In Städten ist eine Ehre die Regierungen nicht geben, nicht nehmen können. Wohlstand ist das Wort für Städte. Man denkt sich dabei Mittel und Genuß häuslicher Glückseligkeit. Wohl erworben zu haben, ist hier das gute Aequivalent von dem Wohlgeboren seyn des ersten Standes, dessen edelster Vorzug es ist den zweiten zu beschützen. Jene heroische Zeit verlangte Aufopferungen; Armuth, Entbehrungen waren damals auch Bürgertugenden. Sie sind es nicht mehr. Die Anmuthungen an den Stadtbürger sind jetzt: er soll erwerben, soll das Erworbene genießen; aber zu einem festen Wohlstande ist nur durch Rechtschaffenheit und Betriebsamkeit zu gelangen."

„Zu diesen Bürgertugenden Anleitung geben, das ist in der Macht der Regierung; und es thut dem Herzen wohl, bei Eindringung in den Geist einer Verfassung auf Anleitungen und Antriebe zu ihnen zu treffen. Bei neuen Einrichtungen ist insonderheit daran gelegen den Geist davon gleich richtig aufzufassen. Dieser erkannte Sinn der Gesetzgebung, in Blut und Saft verwandelt, geht sodann in gute Grundsätze über, die zu Aufrechthaltung der öffentlichen Glückseligkeit so kräftig mitwirken. Der gute Geist ist in einer Gemeine leicht zu erhalten, wo derselbe bereits lange gewaltet hat."

Diese Grundsätze, denen der Verfasser viel Localinteresse einstreuet, führen ihn bei seiner neuerrichteten Bibliothek zum großen Hauptsatz:

„Praktische sittliche Aufklärung ist gute Volkserziehung."

„Die Bücher in der alten Stadtbibliothek," sagt er, „waren größtentheils aus den aufgehobenen Klöstern gesammelt; und so standen nun hier, wie vormals in Zellen, dicke Mönchsgelehrsamkeit

in Thierhäuten, seltene Bibelausgaben an Ketten, alles ungelesen, in lichtscheuen Gemächern."

„Religion und Gelehrsamkeit wohnten unter einem friedlichen Dache; sie gingen aber nicht Hand in Hand, sondern eine jede dieser ernsten Bewohnerinnen ging für sich ihren einsamen dunkeln Pfad. Die Diener der Religion waren Sammler und Bewahrer der zu einer künftigen Anwendung modernden Schätze der Weisheit. Ueberhaupt hätte die Religion der Christen, deren praktische Lehren im Testament für diese so klar sind, den Aufwand von Gelehrsamkeit auch entbehren können. Sie behielt aber nicht lange ihre edle Einfalt; es entstand die Wissenschaft, Theologie genannt, die von gelehrten Zusätzen wie von frommen Täuschungen durch alle neue Kraft noch nicht hat gereinigt werden können."

„Diese Religion, welche geoffenbarte Vernunft und die reinste Moral ist, würde mit sittlicher Aufklärung zugleich hieher gekommen seyn, wenn sie nicht bereits in Süden im Grunde verdorben gewesen wäre, wie sie von da nach dem treuherzigen Norden kam." (Hier gehet der Verfasser die nähern Umstände dieser Ankunft durch.) „Die Religion also, welche Schützerin der Menschheit seyn sollte, trat diese mit herrschsüchtigen Füßen; sie predigte nicht mehr Würde der Menschen, die Quelle aller Moral, sondern Erniedrigung. Sie führte Leibeigenthum ein und hob jedes andere Eigenthum auf; sie herrschte, statt durch Beispiel gehorchen zu lehren." — Der Verfasser verfolgt das daher mehr noch im Frieden als im Kriege bewirkte Sittenverderbniß und fährt edel fort:

„Wir wollen diese Mißgeburten der Zeit nehmen wie sie damals nach den Meinungen und der Denkungsart der Menschen darin geformt werden konnten. Wir würden in derselben Lage dasselbe Gepräge angenommen haben. Laßt uns aber auch mit derselben Billigkeit das gute, durch Religion nicht belehrte, sondern unterjochte Volk behandeln. Es war von Natur nicht unfähig zum

Guten, denn es war schon auf dem letzten Grade der Cultur der bürgerlichen Gesellschaft; es trieb Ackerbau, es lebte in Dörfern. Als es aber durch seinen Unglauben Freiheit und Eigenthum verwirkt haben sollte, als Dörfer zu Hoffeldern gemacht wurden und der Sauerteig der Sklaverei Jahrhunderte lang in seinem Eingeweide gewüthet hatte; da — verlangte es selbst nichts mehr als — Brod und Ruthen von seiner Herrschaft. Es verlangte nicht Freiheit."

„Wie ist denn ein Volk zu zwingen glücklicher zu seyn als es selbst seyn will? Zwang und Furcht sind Polizeimittel. Das moralische Gute, wovon hier die Rede ist, kann nur durch Besserung des Willens bewirkt werden."

„Dazu gab man ja dem Volke Lehrbücher? Lehrbücher einem Volke das nicht lesen konnte, nicht lernen wollte. Auch Lernen ist eine Arbeit, der es sich so unwillig unterzieht als jeder andern Arbeit, weil es dafür hält daß nicht ihm, sondern seinem Herrn die Früchte aller Arbeit gebühren. Gebet dem Volke mehr als trocknen Unterricht, gebet ihm Erziehung. Gewöhnt es zu Begriffen von Eigenthum, und ihr werdet es einer bürgerlichen Glückseligkeit empfänglich machen. Durch ein zugesichertes Eigenthum würde das Volk Zutrauen zu sich und zu seinem Herrn wieder erhalten."

„Gebt ihm Erziehung; macht den Menschen in ihm froh und empfindend. Jetzt muß es arbeiten; dann wird's arbeitsam werden."

„Gebt ihm Erziehung. Lehret den Sklaven genießen. Schafft ihm mehr Bedürfnisse als Schlaf und Trunk; laßt ihm mehr von dem ersten als von dem letzten. Jener König gab den Befehl in seinem Lande daß der Bauer nicht anders als in Stiefeln, des Sonntags, zur Kirche kommen sollte. Durch dieß befohlne Bedürfniß vermehrte er die Cultur auf dem Lande und den Fleiß in den Städten. Wenn unser Landbauer seinen Fuß mit der Haut

des für sich geschlachteten Viehes statt wie jetzt mit den Häuten der dazu ausgerotteten Bäume bekleiden wird, dann wird er sich achten und sowohl sich als das Land besser cultiviren lernen."

„Diese Mittel, Eigenthum, Frohseyn und Bedürfniß sind Sach- und Lage-Erziehung, die zur Bildung wirksamer ist als Wortunterricht. Ein Gutsherr gab seinen Landbauern reinlichere Wohnungen und einen Spiegel darin, um sich ihre Gestalt vorhalten zu können. Diese Anleitung zur Selbstschätzung, zur Reinlichkeit ist auch gute Volkserziehung."

„Wozu aber alle diese Verfeinerungen? Die gegenwärtige grobe Anwendung unwilliger Kräfte schafft schon dem Lande Ueberfluß und zieht auswärtige Reichthümer dahin. — Glaubt davon nichts. Ein Land ist arm wo die wenigsten genießen und die mehrsten arbeiten müssen. Es ist alsdann nicht der Ueberfluß der aus dem Lande geht, sondern der entzogene Genuß. Was dafür ins Land gezogen wird, ist nicht wahrer Reichthum, und wenn dieser in baarer Münze dahin käme. Reichthümer sind die welche durch größere Cultur des Landes entstehen und im Lande genossen werden. Auch war bei den Mitteln zur Bildung des Volks nicht die directe Bereicherung der Herrschaft die Absicht, wenn gleich die Vermehrung der Einkünfte eine Folge ihrer Auslagen bei dieser Bildung seyn würde."

„Ein in sich erniedrigtes Volk kann, wie gesagt, nur durch langsame geduldige Leitungen auf den Weg, sich seiner Existenz zu freuen, wieder gebracht werden. Und es ist billig daß die welche Güter erben, die darauf haftenden Schulden bezahlen." —

„So sollte also wohl ein jeder Gutsbesitzer der Erzieher seiner der Erde zugeschriebenen Arbeiter seyn? Allerdings, und der Regent ist aus angestammter Schuldpflicht der Erzieher des Landes.

„Die besoldeten Volkslehrer sind zu dieser Erziehung die zugeordneten Räthe der Landesbesitzer. Dieser ehrwürdige Stand denkt jetzt allgemein über seine Bestimmung nach, und findet daß dieselbe

nur dadurch auf die künftige Glückseligkeit wirken kann wenn er die gegenwärtige befördern hilft. Durch praktische Anweisungen aus der Natur- und Sittenlehre, durch Anleitungen in Gewerben und Wirthschaftsangelegenheiten, worin derselbe auf dem Lande ohnedieß mit verflochten ist, werden diese Volkslehrer jetzt mehr ausrichten als jemals durch unfruchtbare Dogmen zu bewirken ist. Warum gesellen sie sich nicht, diese unsere Volkslehrer, den Eingebornen des Landes zur Hülfe?"

„Heil dir, Gerechter auf A.**, der du mit deinen Erbmenschen, wie mit Mitmenschen, einen gesellschaftlichen Vertrag über gegenseitige Pflichten errichtetest! Leicht sey dir dafür deine Erde! Zu deinem Grabe sollten die Söhne des Landes und der Stadt wallfahrten, um gemeinnützige Gesinnungen, richtige Einsichten über ihr gemeinschaftliches Interesse als Reliquien von da mitzubringen." —

Der Verfasser kehrt nach dieser menschenfreundlichen Umsicht zu seiner geliebten Vaterstadt zurück. „Die kleinere Menge in Städten, sagt er, ist eher zu beleuchten, insonderheit in einer Handelsstadt, wo Freiheit und Duldung bald nothwendig werden. Hier war anfangs der öffentliche Unterricht ein Monopol der Domherren. Kaufleute, Feinde von allem Zwang, entzogen sich auch diesem Lehrzwang und schickten ihre Söhne nach einer auswärtigen Schule, die damals wegen einer bessern Lehrmethode berühmt wurde. Diese kamen mit ihrem dort verfolgten Lehrer zurück und zündeten hier das erste neue Licht an das man damals nicht, so bescheiden wie jetzt, Aufklärung, sondern dreister, Reformation nannte. Die Verbesserung kam also von daher, woher eine jede ausgehen muß, wenn sie Grund und Bestand haben soll, von der Jugend und vom Unterrichte."

„Bücher trugen damals noch wenig zur Aufklärung bei. Was auf einheimischen Gymnasien und Akademien damals geschrieben und gelehrt wurde, mag wohl Gelehrsamkeit gewesen seyn, beförderte

aber, nach Materie, Form und Sprache, in der sie verschlossen war, keine Art der Aufklärung. Und so verschließet immerhin fruchtleere Gelehrsamkeit, abstracte politische Speculationen, aber gute praktische Wahrheiten behaltet nicht in verschlossener Hand. Sittliche ruhige Aufklärung vollendet was das schnelle Licht der Erleuchtung nur beginnen konnte. Sie hat vollendet wenn diese tiefe Einsicht in die Natur der moralischen Dinge allgemein geworden ist:

„daß alles öffentliche und privat-Böse Unsinn und Thorheit sind,"

„daß Rechtschaffenheit Stadtweisheit und Staatsklugheit ist."

„Zwar ist Vollendung nicht das Loos von hienieden, aber eine jede vermehrte sittliche Aufklärung erleichtert den bürgerlichen Regierungen die Sorge für die öffentliche Glückseligkeit." — Werden Sie nicht geneigt nach einem solchen Eingang unsern Oberbibliothekar weiter zu hören? „Dann gedeihet," sagt er, „Aufklärung wenn auf die untere Masse Licht von oben herabfällt."

48.

Als Geschenke der Gutmüthigkeit stehen vor dem Eingange seiner Bibliothek zwei Köpfe

Homer und Montesquieu.

„Der erste mit dem Stempel der noch nicht verschliffenen Natur flößt Ehrfurcht ein; man findet sich, auf seinem Angesicht verweilend, so behaglich und mit sich selbst zufrieden. Der zweite drückt bei aller Offenheit seiner edeln Züge die höchste gesellschaftliche Cultur ab; ihm gegenüber wird man aufmerksam auf sich und empfindet Unruhen. Guter Alter, wie würdest du in einer Unterredung mit dem Präsidenten bei seiner Darstellung der neuern politischen Einrichtung in der Welt staunen! Der ariadnische Faden dieses Staatsweisen würde dir kaum aus dem anscheinenden Gewirre heraushelfen. Zu deiner Zeit welch einfacher Gang der Dinge! die Tugenden wie

einförmig! die Sitten wie schlicht! Die Männer waren alle tapfer, die Weiber alle häuslich. Jetzt Stände, deren jeder verschiedene Pflichten, verschiedene Tugenden, verschiedene Ehre hat. Welche Federn sind bei Vervollkommnung der bürgerlichen Gesellschaft in die vergrößerten Staatsgebäude gelegt, daß alles, ohne sich zu hindern, zu Einem Zweck wirke! Sie sind

„geordnete bürgerliche Freiheit,
eine gesetzliche ausübende Gewalt,
und Ehrfurcht für beide."

Der Verfasser führt uns über China, das treffend geschätzt wird, zu seinem Grundsatz:

Sitten unterstützen die Verfassungen.

„Städtische Gebräuche," sagt er, „belacht von dem Hofmann dem nur Etikette wichtig ist, ehrwürdig dem Staatsmann der einsieht wie sie an Tugenden hängen und zusammen das bilden was wir Sitten nannten. Wenn vordem laute Hausandachten gehört wurden, so war dieß nicht größere Frömmigkeit (die wohnt nur im Herzen), es war gute Sitte welche Ehrerbietung gegen Hausväter, Ordnung im Hauswesen, Regelmäßigkeit in Geschäften und Gewerbe vermehrte. Hat doch die einzige gute Manufactur, die bei uns Bestand gehabt hat, der Gebrauch eingeführet. Die Töchter der Stadt sind wie die Lilien auf dem Felde; sie spinnen nicht, aber — sie stricken. Alles von der arbeitsamsten Hand bis zur schönsten strickt, auch bei freundschaftlichen Besuchen und bei größern Zusammenkünften. Bringt diese gesellschaftliche Handarbeit, die hier in Ehren ist, in Verachtung (dieß ist das Mittel Gebräuche abzuschaffen): wie viel Tugend und Wohlstand gingen zugleich verloren."

Der Verfasser geht mehrere gute Gebräuche seiner Stadt mit seinen Bemerkungen durch und kommt zu einem andern Satze:

Arbeit und Geduld führen zum Wohlstand.

„Die neuen Erzieher," sagt er, „suchen den Schulweg ebner zu machen; sie dürften ihn nur für die Jugend zu ihrer praktischen Bestimmung gerade ziehen. In Lehranstalten würde alsdann die Bildung des künftigen Bürgers so anfangen wie sie in Dienstjahren fortgesetzt wird. So leicht in den Gewerben des bürgerlichen Lebens die Theorien seyn mögen, so erfordern sie doch in der Anwendung anhaltende Uebungen, um die in Geschäften nothwendige Fertigkeit, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit sich eigen zu machen. Die in Städten von bedächtigen Vorfahren angeordneten längeren Dienst- und Lehrjahre waren wohl gut den brauchbaren Mann in der bürgerlichen Gesellschaft zu bilden. Der Ritter wie der Kaufmann, der Kaufmann wie der Handwerker mußten durch die Grade von Knappen, Burschen und Gesellen gehn, ehe sie ein Meisterrecht erhielten. Der ungeduldige Genius unseres Zeitalters bricht lieber herbe Früchte als daß er ihre Reife abwarte. Es gehört nunmehr auch schon dazu ein Hercules, um auf dem Scheidewege der Tauglichkeit oder Untauglichkeit im Staat, jener Verführerin, die mit Seifblasen zum unzeitigen Genusse lockt, nicht zu folgen, sondern mit langsamen Schritten die Höhe zu ersteigen, wo der grünende Kranz des Wohlstandes aufgesteckt ist."

Auf dieser Höhe spricht der Verfasser

vom Gemeingeist,

der alles in Rücksicht des Ganzen betrachtet, dem wahren Schutzgeist der Städte.

„Das Alterthum," sagt er, „hatte so viel öffentliche Gebäude, prächtig durch ihre Größe; Akademien, Coliseen, Theater u. s., die wie die Luft zum freien Gebrauch waren. Die neuere Zeit hat lauter eingeschränkte Besitzungen, öffentliche Gebäude, wo der Eintritt vor der Thür bezahlt wird. Sind in unsern engen Kreisen Herz und Geist beschränkter wie in jenem uns romantischen Alter, so streben wir jetzt desto sicherer nach einem nicht zu hoch gesteckten Ziele."

„Gemeingeist (public spirit), diese Benennung stammt von der brittischen Insel; wir verehrten ihn aber lange vorher unter dem ehrbaren Namen, der Stadt Bestes. Dieses Wort hatten unsere Voralten oft im Munde. Ihre Errichtungen und Verwaltungen, von welchen wir noch die Vortheile genießen, bezeugen daß sie die Sorge für das Beste der Stadt auch im Herzen getragen haben. Die Stadt ist ebenso glücklich auf die Vorstellung: „wir arbeiten zusammen für uns und unsere Kinder, als auf ihre Lage gegründet."

„An der tödtenden Gleichgültigkeit für ein örtliches allgemeines Beste waren Regierungen weniger Schuld als Theologen, Staatsbeamte, Philosophen. Die Theologen zuerst sagten: die Erde sey ein Gasthaus für Durchreisende, die nur im Himmel Bürger wären; als wenn der dort ein guter Bürger werden könnte der hier ein schlechter war. Die niedern Staatsbeamten redeten nur von einem Kroninteresse; ein Wort, worin kein Sinn ist, wenn dieses Interesse mit dem allgemeinen Wohl in Widerspruch genommen wird. Und nun die Philosophen mit ihrer Alleweltsbürgerschaft, die nirgend zu Hause ist? Ich bin ein Bürger der Stadt, und nichts was meinen Mitbürger darin angeht ist mir fremd. — Diese Gesinnung ist beschränkter, hat aber mehr Energie als der Terenzische Ausspruch vom Theater gesagt: homo sum etc. „Da bist du was rechts! antwortete Lessing von der neuern Bühne. Und was ist auch in einer bestimmten bürgerlichen Gesellschaft der Mensch in abstracto, und ein Bürger in concreto der ganzen Welt?"

Der Verfasser verfolgt den Gemeingeist seiner Stadt auch in die öffentlichen Gesellschaften; denn „wo nistet," würde der Späher Montaigne sagen, „die Tugend sich nicht zuweilen hin?" Andringend und local zeigt er daß praktische Gelehrte seiner Stadt unentbehrlich sind und wie sie ihr nützlich werden; er kommt endlich auf die Geschichte der Lectüre. „Bücher," sagt er,

„die Einfuhr fremder Gedanken, ist hier zollfrei. Eine Censur wäre nützlich: nur Werke von wahrem innern Werth sollten eingeführt und gelesen werden können.“

„Zu uns schießen von Messe zu Messe so unendlich viele, einander durchkreuzende, auf die veredelten Lumpen Deutschlands geworfene Lichtstrahlen, daß vor zu vielem Licht der Tag oft nicht zu sehen ist. Durch welchen Wust von Schriftchen mußten wir uns durcharbeiten, ehe wir auf die wenigen Bogen

„Etwas, was Lessing gesagt hat,“

geriethen, worin so stark die Wahrheit gesagt wird daß das Gute in der bürgerlichen Gesellschaft nicht befohlen, sondern nur aus freiem aufgeklärtem Willen entstehen kann. Wie viel große Bände mußten wir durchblättern ehe wir auf die

Ueber die Einsamkeit

kamen. Diese flößen Geschmack an häuslichen Freuden ein, erregen Widerwillen gegen geist- und zeitverderbende Zerstreuungen, gegen müßige Beschäftigungen u. s.

„Wirkungen vom Bücherlesen waren nicht so selten wie noch weniger gedrucktes Papier zu uns kam. Damals waren hier von Zeit zu Zeit herrschende Werke. Pamela, Clarissa, Grandison folgten sich in der Regierung und theilten diese mit keinen andern Romanen. Auch wurden sie nicht für Romane gehalten, sondern täuschten lehrreich das noch treuherzige Publicum. Dieser gute Glaube an die Existenz vollkommener Muster ist, zum Schaden der Nacheiferung, durch die nachherigen vielen Caricaturen verloren gegangen, so daß sich ein Romanheld in dem zur Wirkung nöthigen Credit seiner Existenz kaum noch erhalten mag. Als unsere Hausväter nur noch den alten Sirach vorzulesen hatten, leiteten seine weisen Lehren Jugend und Alter. Als unsere Töchter nur noch den frommen Gellert lasen, wußten sie seine Moral auswendig. Eine Geschichte der Lectür hängt mit der Geschichte der Sitten sehr zusammen.“ —

Gern möchte ich auszeichnen, was der Verfasser über die Naturgeschichte sagt, wenn es nicht zu local wäre. Er reclamirt alle Naturmerkwürdigkeiten aus Privatsammlungen in die öffentliche Sammlung: „diese hieher zu liefernden Stücke blieben einem jeden und würden zugleich ein allgemeines Gut."

„Es gibt also noch," fährt er fort, „auf dieser mit Maß und Gewicht zugetheilten Erde Güter die gemeinschaftlich besessen werden müssen. Müssen, denn aus den drei Reichen der Natur haben die einzelnen Stücke erst einen Werth, sind zu Betrachtungen und zum Unterricht erst geschickt wenn sie in Ein jedem Lernbegierigen offenes Behältniß gebracht sind. In geizenden Privatbewahrungen werden sie der Aufmerksamkeit ebenso entzogen als wie sie in der weiten Welt zerstreuet lagen." — Mit edlem Enthusiasmus zeigt er die praktische Nutzbarkeit dieser Wissenschaft für seine Stadt. „Gewiß," sagt er, „hangt von einem veredelten Geschmack eine veredelte Thätigkeit ab. Der Geschmack an Naturkenntnissen verleidet das Gefallen an aller Frivolität und gibt seinen Liebhabern den Drang zu mancherlei nutzbaren Ausführungen. Alles was die Vegetation befördert und der Natur die Eier unterlegt, worauf sie brütet; aller Wegwurf, sogar todte Nachbleibsel von allem was Odem und Wachsthum gehabt hat, von Naturkenntnissen begleitet wird es mit Interesse angesehen werden."

„In diesem Cabinet wie vormals in den Tempeln sind die inländischen Naturbeobachtungen niederzulegen. Diese Wetter- und Krankheitsjournale, mit der jährlichen Ernte und den Mortalitätslisten in Vergleichung gebracht, würden zu einer allmählichen Kalenderverbesserung Stoff geben; mit einer plötzlichen Verbesserung hat es nirgend glücken wollen. Der Mensch, der einmal vom Denken abgebracht ist, befindet sich bei seinen Zeichen und Wundern so behaglich wie der Philosoph bei seinem einmal angenommenen

System. Naturkenntnisse bringen auf den Weg der Wahrheit zurück und lehren Aberglauben kennen und verachten."

49.

Leicht werden Sie denken mit welcher Gemüthsstimmung der Verfasser in den großen Büchersaal der vier Facultäten eintritt. Er läßt einen Peripatetiker fünfzig Denkschritte in die Länge machen, und ihn fragen:

„Alle die ungeheuern Pakete, Theologie, Jurisprudenz bezeichnet, müsset ihr studiren, jene um Gott verehren zu lernen, diese um mit euern Mitbürgern in Friede zu leben?"

„So ist es wohl bei euch eine gelehrte, schwer zu erlernende Kunst wie fromme Gesinnung zu erregen und darnach zu handeln ist? Ihr habt besondere Gelehrte die die Gesetze wissen, die alle andern doch auch befolgen sollen? Wenn eure Gelehrten diese Wissenschaften für die übrige Menge lernen und anwenden, so ist es bequem für diese Menge, wenn dieß fremde Wissen im Leben und im Sterben ihr zu gut kommt."

„Welch ein Schatz da in dem anstoßenden Schrank für die Heilkunde! Ihr werdet wohl, seit Hippokrates, der nur noch den Gang der Krankheiten beobachtete, die Mittel gefunden haben sie alle zu heben? Zu seiner Zeit war das Leben kurz, die Kunst lang; jetzt ist's wohl im umgekehrten Verhältniß?"

„Aber die angelegentlichste Frage des Mannes im Mantel würde gewesen seyn: wie viel speculative Wahrheiten von den neuern Philosophen gefunden worden und im philosophischen Schrank aufbewahrt ständen? Eine einzige, antwortet der Verfasser, von meinem Freunde Kant, diese: daß wir noch keine Philosophie, keine reine hatten. Eine Wahrheit die er bewiesen hat, und die Sokrates vor ihm, ohne Beweis, so ausdrückte: wir wissen nichts. Durch

schwelgerische Speculationen über übersinnliche Dinge abgeleitet, ließen wir das uns zum Bearbeiten angewiesene Feld mit dem eingestreueten Samen in uns verwachsen daliegen. Nachdem der Schutt des angemaßten Wissens, wodurch die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch kam, vom Herzen geräumt ward, konnte dasselbe für das Sittlichgute frei schlagen."

„Wir erfahren nämlich durch unsern innern Sinn die unbedingte Forderung: recht zu thun. Wir erfahren in uns die Freiheit nach dieser Forderung zu handeln. Von diesen beiden Thatsachen können wir sicher ausgehn und sicher schließen: wir sind moralischen Ursprungs. Ein höchstes moralisches Wesen hat dieß Gesetz und diese Freiheit in uns gelegt; unsere Bestimmung ist moralisch, selbstverdiente Glückseligkeit. Wer mir in meinen letzten Augenblicken noch eine gute Handlung vorzuschlagen hat, dem will ich danken, sagte Kant zu seinem ihn besuchenden Freunde."

Unnennbar schön und nützlich wäre es gewesen, wenn diese reine Absicht Kants von allen seinen Schülern (von den bessern und besten ist's geschehen) erkannt und angewandt worden wäre. Das Salz womit er unsern Verstand und unsere Vernunft abreibend geschärft und geläutert hat, die Macht mit der er das moralische Gesetz der Freiheit in uns aufruft, können nicht anders als gute Früchte erzeugen. Und niemand wäre es eingefallen, seiner Absicht gerade zuwider, das Dorngebüsch, womit er die verirrte Speculation eben verzäunen wollte und mußte, zu einem Gartengewächs auf jeden nutzbaren Acker, in jede populare Kunst und Wissenschaft zu verpflanzen. Und niemand wäre es eingefallen die Arznei, die er zur Reinigung vorschrieb, als einziges und ewiges Nahrungsmittel nicht anzuempfehlen, sondern durch gute und böse Künste aufzubringen und anzubefehlen. Jedoch ging es dem griechischen Sokrates in seinen Schulen anders?

Ich habe das Glück genossen einen Philosophen zu kennen der mein Lehrer war. Er in seinen blühendsten Jahren hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebauete Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen; Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebot, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Mit eben dem Geist mit dem er Leibnitz, Wolf, Baumgarten Crusius, Hume prüfte, und die Naturgesetze Keplers, Newtons, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseau's, seinen Emil und seine Heloise, so wie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte sie, und kam immer zurück auf unbefangene Kenntniß der Natur und auf moralischen Werth des Menschen. Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Cabale, keine Secte, kein Vortheil, kein Namenehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüth fremde. Dieser Mann, den ich mit größester Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant; sein Bild steht angenehm vor mir. Ich will ihm nicht die barbarische Inschrift setzen die einst ein sehr unwürdiger Philosoph empfing:

Noster Aristoteles, Logicis quicunque fuerunt
Aut par aut melior; studiorum cognitus orbi
Princeps; ingenio varius, subtilis et acer,
Omnia vi superans rationis etc. —

sondern mit dem Verfasser der Bonhomien ihn, seiner Absicht nach, Sokrates nennen, und seiner Philosophie den Fortgang

dieser seiner Absicht wünschen, daß nämlich nach ausgereuteten Dornen der Sophisterei die Saat des Verstandes, der Vernunft, der moralischen Gesetzgebung reiner und fröhlicher sprosse; nicht durch Zwang, sondern durch innere Freiheit.

Verzeihen Sie diese mir angenehme Erinnerung; ich komme zurück zu meinem Autor. Eine Hülfswissenschaft für seine Stadt, die bürgerliche und Wasserbaukunst, ist ihm in der Ordnung die nächste. Seine Urtheile darüber sind scharfsinnig, seine Wünsche wohlgemeint. Der Mann im Mantel geht die Stadt durch und um; endlich kommt er an sein geliebtes Thor zurück, das die Inschrift hat:

„Ungestörte Betriebsamkeit, *Pax*,
Theilnehmung an einander, *Concordia*,
Und am Ganzen, *Pietas*.
Diese, nicht Wall, nicht Festung erhalten die Stadt."

— Jetzt treten wir zum encyklopädischen Schranke. „Der gelehrte Thurm, von Diderot und d'Alembert (sammt ihren Mitarbeitern) aufgeführt, sollte den Schatz aller göttlichen und menschlichen Kenntnisse enthalten. Diesem gallischen Ton hat die bürgerliche Gesellschaft Verbindlichkeit. Er schaffte schüchternen Gelehrten und ihren Schriften da Eingang wo sie ihn nie gehabt hätten. Es entstand in Büchern eine Berathschlagungsstimme, gegeben von dem freidenkenden Verstande, vernommen in Cabinetten, gehört bei Verwaltungen, wo bisher die stupide Göttin, Routine, ihr Wesen getrieben hatte. Wahrheiten kamen in lebhaftern Umlauf, und gelehrte Kenntnisse wurden ein gemeines Gut für jede Wißbegierde." — Wie wahr! Die französische Encyklopädie, so unvollkommen sie war, hat selbst durch die Verfolgungen die sie erlitt, eine Wirkung hervorgebracht die ihr so leicht keine vollkommnere Encyklopädie wird abgewinnen können und mögen.

Jetzt die classische alte und neue Literatur; die schönen

Künste der Handelschaft, wo der Verfasser im Scherz eine neue Muse, die Kochkunst, den ältern, vornehmeren Musen beifüget. „Schöne Kunst oder Wissenschaft," sagt er; „die Erziehung eines jeden Volks fängt elementarisch mit dem Essen an. Wo dieses noch nicht mit Ordnung, Reinlichkeit und Geschmack geschiehet, da ist die Cultur noch nicht beim Anfange. Dieser Tafelgenuß, der in einer Handelsstadt, wo man auf innere Güte achtet, zuerst den guten Grad der Vollkommenheit erreicht, hilft bilden. Unsere Töchter, unter der Anführung ihrer Mütter, mögen also immer die Ehre des Hauses beim hellen Herde behaupten, wofür die Männer jetzt arbeiten und vordem stritten. Nehmet sie, ehe sie zu den schönen Wissenschaften übergeht, in eure Mitte, ihr neun Schwestern, diese keusche Muse mit der reinlichen Schürze, mit der kostenden Zunge und Salz in der verständigen Hand. Sie läßt ihren geistreichern Schwestern gern ihren unbestrittenen Rang."

Der Verfasser geht die andern schönen Künste, den Blick auf seine Stadt geheftet, durch, und endet mit dem wahren Spruche: „Der für das Schöne gebildete Sinn leitet den guten Aufwand. Dem verderblichen Aufwande des Bürgers setzt nichts Schranken als die Bildung eines festen Sinnes für Gerechtigkeit und Pflicht. Häusliche Weisheit im Nationalgeiste suchet zu pflanzen durch jede Kraft der Religion, der Beispiele und Staatskunst. Dieser moralische Sinn streitet nicht mit dem Sinne für Schönheit; beide sind vielmehr nahe mit einander verwandt, beide führen auf des Menschen letzten Zweck, seine Veredlung."

Ich übergehe den Abschnitt, der von einer uns ziemlich fremden Literatur, und von der dem Verfasser vaterländischen Geschichte redet, so manche patriotische und feine Bemerkung, z. B. über das Verhältniß der Stände gegen einander, jetzt und in andern Zeiten er enthält. — Vor der historischen Wand endlich, wo die Reisen zu Wasser und zu Lande, die Welt- und Völkergeschichten vorkommen,

fügt der Verfasser hinzu: „Möchten zu allen diesen, mit historischer Kritik aufgestellten Thatsachen, die dem gemeinen Auge so bunt durcheinander laufen, die Ideen unseres Compatrioten [1] — der öffnende Schlüssel seyn! So wäre denn, trotz aller unschuldigen Leiden in und außer der bürgerlichen Gesellschaft, trotz der beständigen Fort- und Rückschritte in derselben, und des immer wechselnden Zerstörens und Aufbauens, trotz aller Wirrungen und anscheinenden Zwecklosigkeit in der Geschichte des Menschen, doch darin ein immer stärkeres Aufblicken der Humanität dem philosophisch forschenden Auge sichtbarer Zweck. Vernunft und Billigkeit nehme in der Gesellschaft zu, der Mensch werde darin immer menschlicher. Ein Altar, dem Schutzgeist der Erde errichtet!

„Es gehört für die Newtone in dem Sturz eines Apfels die Ordnung des Weltsystems zu finden. Wir andern, deren Theodicee sich damit behilft die moralische Ordnung der Dinge sey durch einen Apfelbiß gestöret worden, drehen uns ohne tieferes Nachdenken ruhig um unsere Axe, ohne zu wissen wie wir bei den großen Umwälzungen

[1] Nicht leicht ist mir ein Andenken unerwartet erfreulicher gewesen als das in dieser Schrift; denn von den Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit ist hier die Rede. Dankbar gebe ich's zurück, ob es gleich, was das Buch betrifft, in die Wolke eines leisen Zweifels gehüllt scheinet. Gebe mir das gute Glück Raum und Zeitumstände jene Ideen, zu denen diese Briefe vorbereitend mit gehören, zu vollenden. Ohne ein Newton zu seyn, wußte ich den Charakter unseres Geschlechts, seine Anlagen und Kräfte, seine offenbare Tendenz, mithin auch den Zweck wozu es hienieden bestimmt ist, in kein simpleres Wort zu fassen als Humanität, Menschheit. Andere vortreffliche Denker sind mir seitdem hierin gefolget (wobei es einem jeden überlassen bleibt sich den Begriff der Humanität enger zu denken); unter denen ich nur Eine neuere gedankenreiche Schrift anführe: Ueber Humanität, Leipz. 1793, deren Verfasser ich nicht kenne. Im folgenden Theil dieser Briefe werden einige Blätter über die Kräfte der menschlichen Intelligenz eingerückt werden, die der bezweifelten Aufgabe ein großes Licht geben.

ins Ganze eingreifen, und lassen die Vorsehung darüber bei unserer Betriebsamkeit walten."

50.

Wider Willen muß ich den Artikel der Handelsbibliothek mit allen seinen schönen Vorschlägen übergehen, um zu einem Briefe zu kommen, in dem sich die Seele des Verfassers der Bonhomien ganz zeiget. Er hatte einen Schrank für Publicität bestimmt: „in ihm hätten alle öffentlichen Verhandlungen, die das gemeine Stadtwesen betreffen, Berathschlagungen, Vorschläge, Vorstellungen, abgelegte Verwaltungsrechnungen zur Belehrung und zur Rechtfertigung niedergelegt werden können;" das Wort ging nicht durch. Auch statt der Materialien zur vaterländischen Geschichte aus dem Archiv hatte der Bibliothekar eine schöne Sammlung von Kirchenvätern unterzubringen u. f. Da dieser Brief auf einer Reise in Deuschland geschrieben ist, und auf allen Seiten Blicke des feinen Staatsmannes, gemildert mit der Bonhomie des Bürgers, verräth, so zeichne ich einige Bemerkungen mit dem Andenken einiger Personen aus, die auch uns werth sind, z. B. über die preußische Staatsverfassung.

„Ist mehr Freiheit im Handel und weniger Freiheit im Denken dem preußischen Staat ersprießlich? Der Handel kann nicht ohne Freiheit, der preußische Staat aber wohl ohne großen auswärtigen Handel blühen. Der wahre Handelsvortheil eines Landes ist immer in dem lebhafteren inneren Verkehr. Weniger als die Freiheit im Handel leidet die Geistesfreiheit Einschränkung zum Besten der preußischen Staaten. Diese Staatsmaschine ist ganz das Werk der Freiheit des Geistes, die, durch die karge Natur des Bodens aufgefordert, so viel vermochte daß sie ein Land, welches nur einer geringen Macht fähig zu seyn schien, weit über das Mittelmäßige

erhoben hat, durch Beleuchtung der Grundsätze, die daher desto standhafter befolget wurden. Die preußische Kriegsmacht ist zur Beschützung des Landes fürchterlich; aber ohne seine, unabhängig von derselben, freiwirkenden Geschäftsmänner würde Friedrich selbst dieß Werk der Regierungskunst nicht zu der Vollkommenheit gebracht haben."

„Ich fühle mich glücklicher unter einer Regierung geboren zu seyn welche die bürgerliche Freiheit weniger einschränkt, glücklicher in einem Lande dessen Natur reicher ist als daß es nöthig wäre dem Unterthan die Staatssparbüchse beständig vorzuhalten; Geist und Herz des Bürgers haben hier mehr Spielraum. Aber in der benachbarten Monarchie ist es doch nicht Kleinheit in der Staatskunst, diese Einschränkung wie eine aus Kenntniß der Sache nothwendige Diät vorzuschreiben und zu beobachten." Der Verfasser nimmt dabei die preußische Regierung, gegen den Vorwurf daß sie militärisch sey, in Schutz: „Was würde auch aus dem Staat werden, sagte ein Hauptmann, wenn die welche Gewalt in Händen haben deßwegen auch alles thun dürften?"

„In Berlin," fährt er fort, „suchte ich nicht Sparta, sondern Athen, wozu die Stadt mehr als das Thor hat. Für wissenschaftliche Unterhaltung, worin Cicero die Belustigung der Alten setzt, ist hier gesorget. Gelehrte in und außerhalb Geschäften versammeln sich; wider gelehrten und politischen Betrug, für Wahrheit waren alle eingenommen; außer dieser Uebereinstimmung für gute Aufklärung fand ich übrigens die Meinungen über Personen und Sachen so verschieden daß der Berlinismus hier wenigstens seinen Sitz nicht hat, wenn überhaupt das Wort Sinn haben mag, und nicht vielmehr Freimüthigkeit bedeuten soll. Diese Freimüthigkeit ist hier rechtskräftig. Vor die höchste Instanz des Denkens werden sowohl öffentliche Anordnungen als richterliche Aussprüche gezogen. Nur die Kanzelvorträge wurden privilegirt."

Hier ein Opfer der Achtung „dem liebenswürdigen Greise, der die Lehren des Christenthums mit Sokratischer Weisheit vortrug, und auch in seiner Abschiedspredigt nicht Stachel zum Andenken seiner ehrwürdigen Person, sondern an seine, mit wahrer Salbung vorgetragenen Lehren nachlassen wollte."

Und ein reicheres Andenken „dem schlichten großen Mann, der da sagte: wenn ich das Gesetzwerk endige, habe ich genug gelebt. Auf dieser nun aufgeführten Pyramide lebt der Name Carmer."

Der Methode zu Errichtung dieses Werks, der deßhalb fortwährenden Commission, auch dem Verfasser der Annalen der preußischen Gesetzgebung (der sich gegen den Satz: „daß Gerechtigkeit der Fürsten wohl nur Gnade seyn möchte" freimüthig erklärte) wird bescheiden ihr Lob ertheilet.

Auf einer Reise in Kursachsen kommt zwischen den Reisenden die Frage vor, „ob in diesem betriebsamen Lande ein Perikles bei der Verwaltung gemeinnütziger seyn würde als jetzt ein Aristides?" Und in Leibnitz wird das Lob des Mannes sehr edel bemerket, der „bei allem was in dieser eleganten Bürgerstadt der Verfasser schönes sah, Kirche, Bibliothek, Concertsaal, Promenade u. s., immer als der genannt wurde der alles dieß angelegt oder verschönert habe." Die Einfachheit und Eleganz in seinem Hause (Oesers dabei unvergessen) wird anständig beschrieben, mit dem Geschmack und der Würde eines andern Mannes von diesem Stande, den der Verfasser in Königsberg wiederfand, parallelisiret und hinzugefügt: „ich weiß nicht, oder vielmehr ich weiß es, warum ich mich, durch das was ich so unempfindsam beschreibe, so gerührt fühle. Wahrlich, es ist nicht Neid, es ist Freude über die glückliche Lage dieser würdigen Männer. Sollte denn ein geschmackvoller bescheidner Lebensgenuß, sollte ein sorgenfreies Alter eine zu große Belohnung der Wachen für den Wohlstand und selbst für die Annehmlichkeiten des Lebens seiner Mitbürger seyn?" —

Auf seiner Rückreise durch Pommern und das vormalige polnische Gebiet, in Preußen, war es dem Verfasser erfreulich zu erfahren wie auch hier Humanität seit seiner ersten Reise vor vierzig Jahren zugenommen hatte; „denn," sagte er, „für Bezahlung freundliche Begegnung und Sicherheit erhalten, ist der Wohlgeruch der blühenden europäischen Humanität. Wenn nur in dieser beruhigenden Hypothese des beständigen Fortschreitens die wilden Auftritte bei einem durch Klima und Künste humanisirten Volke jetzt nicht einen so schrecklichen Knoten schürzten." — Auch dieser Knote wird sich lösen, guter Wanderer, und gewiß (wenn auch nur warnend und belehrend) zum Fortschritte des Ganzen; denn ein so großer, so unterstützter Versuch ist in unserer bekannten Völkergeschichte noch nie gemacht worden. Ueberdem ist das Ziel, wornach wir zu streben haben, nicht bloße Behaglichkeit auf Wegen oder daheim, wie sehr diese auch wohlthut; das Ziel liegt weiter, höher hinauf. Der Strom der Dinge fließet auch hier nicht gerade; er reißt ab, setzt an, dringt aber doch weiter.

„Näher der ungekünstelten Humanität in unserm Norden, wo sie nicht in Treibhäusern aufblühet," nahm der Verfasser noch einen Umweg, den er mit einem „Friede mit dem Manne" schließet.

Und auch Friede von mir dem Manne! Denn zu lange habe ich die Theilnehmung verborgen, die ich beim Auszuge dieser Bonhomien am Verfasser sowohl als an seiner Stadt und mehreren dabei bemerkten Personen herzlich genommen habe. So an den letzten denen er Friede im Grabe, oder in ihrer Ruhe wünschet; so an ihm selbst, der in seiner geliebten Dunkelheit endigen wollte. „Dieser schlichte Denkstein," sagt er, „sey dem vormaligen Rathsstande am Wege gesetzt!" und ich muß dabei die hohe Gerechtigkeit, Güte und Sanftmuth bemerken, mit welcher der Verfasser den neuen Rath sowohl als jedes Kind seiner Vaterstadt zur Pflicht und Würde derselben hinweiset. Unter dem unscheinbaren Titel einer neuerrichteten

Bibliothek und eines Reisebriefes ist ein Bürgerkatechismus seiner blühenden Vaterstadt enthalten, der er damit gleichsam sein Herz vermacht hat. Lesen Sie was sein und mein Freund, der mir die Bonhomien zusandte, von ihm schrieb: „das Buch in Ihre Hände zu wünschen, habe ich keinen andern Beruf als die Liebe gegen unsern Freund, den ich allgemein geliebt, geschätzt und geehrt gesehen habe; aber von wenigen nach seinem ganzen Werth, und als Schriftsteller von sehr wenigen verstanden glaube. Diesem seinem Buch also, dem eigensten Eigenthum seines Geistes und Herzens, dem reifsten Nachlaß der Gedanken und Empfindungen, in denen und mit denen er lebenslang lebte und wirkte, den er krank, schwächlich, und oft niedergeschlagenen Gemüths auf den Altar des Vaterlandes als ein Andenken der Liebe gutmüthig niederlegte und gleich darauf mit seinem Tode besiegelte, diesem möchte ich bei Ihnen auch eine gute Stätte wünschen."

„So liebenswürdig unser Freund im Umgange, so allgemein anerkannt seine Güte war, so sehr ich ihn in seinem Collegium geehrt und Männer wie ** an der Rede seines Mundes hangen gesehen habe, so glücklich er Wissenschaft und Liebe zur Kunst zu Bildung seines Geistes und zu Verschönerung seines Lebens anzuwenden wußte, so ist oder war doch Patriotismus die Seite von der er mir vorzüglich unaussprechlich ehrwürdig war und lebenslang bleiben wird."

„In einem Leben, wo oft in seinen Aemtern und vielfachen Bestrebungen, Arbeiten von heterogener Natur, im Grunde seiner Neigung so fremde, seinen Geist niederschlagen und das Herz in die Enge ziehen mußten, hat er doch immer seine Stellen geliebt, sie mit Kräften und Redlichkeit ausgefüllt; und zuletzt noch, nachdem sein Leben ganz seiner Stadt gehört hatte, und nur der letzte Rest desselben durch die Umstände der Wirksamkeit entzogen war, suchte er ihr durch seine Schrift noch nützlich zu werden. Hielt es Filan-

gieri für gut daß Männer die in öffentlichen Aemtern gelebt nach ihrer Weise Unterricht geben, mich dünkt, so darf man auch bei seiner freimüthigen Redlichkeit seinem Herzen folgen; denn er schrieb wie er redete, redete und lebte wie er dachte, und starb wie er gelebt hatte."

„In seinem letzten Sommer begegnete er mir, da er eben im Begriff war für den Ueberrest der Jahreszeit die Stadt zu verlassen, um seine Gesundheit auf dem Lande herzustellen; er sagte mir daß er im Begriff sey etwas drucken zu lassen. „Meine Absicht ist," sagte er, „bei manchen unserer guten Bürger der Indifferenz entgegen zu wirken, womit man sich allen öffentlichen Geschäften jetzt zu entziehen anfängt, auf gleichviel welchen Wegen, und immer damit sich entschuldigt: es hätte doch jetzt alles aufgehört; die vorigen Zeiten des Patriotismus seyen nicht mehr — und was dann so der Zeitgeist spricht." Hier wollte er zeigen wie der gutdenkende Bürger sich an die neue Stadtordnung anschließen könne. Dieß nämliche hat er noch in den letzten Tagen an seinen Arzt wiederholet, und ihn gebeten, seinen Freunden zu sagen: daß der Gegenstand seines Buchs seine Stadtmoral sey."

So sein Freund. Die Stadt für welche dieser edle Bürger und Senator schrieb, ist Riga; sein Name ist Johann Christoph Berens; und der gleichfalls treffliche Mann, an welchen auf seiner Reise in Deutschland der angeführte Brief geschrieben war, Johann Christoph Schwarz, Bürgermeister des alten Raths derselben. Empfindlich wird meine Seele gerühret, wenn ich an die Zeiten in denen ich in ihrem Kreise lebte, an so manche vortreffliche Charaktere ihrer edlen Geschlechter, an meine Freunde in denselben, und unter ihnen an den Verfasser der Bonhomien zurückgedenke. Wollte ich, was meine Erfahrung von ihm kennen lernte, in wenig Worten sagen, so wäre es jene Inschrift alten Gehalts, die Kleist seinem Freunde setzte:

Witz, Einsicht, Wissenschaft, Geschmack, Bescheidenheit,
Und Menschenlieb' und Redlichkeit,
Des Bürgers Tugenden, des feinsten Mannes Gaben,
Besaß Er, den man hier begraben.
Er lebte seiner Stadt; er starb mit stillem Muth.
Ihr Winde, wehet sanft, wo seine Asche ruht.

Lebe wohl, geliebte, gutmüthige Seele!

51.

In den **Fragmenten über die Poesie der neueren Völker, als einer Förderin der Humanität**, fanden unsere Freunde manches bedenklich. A. glaubte daß seiner Lieblingsnation, den Franzosen, B. daß seinem begünstigten Volk, den Britten, im Anschlage ihres Verdienstes nicht Genüge geschehen sey. C. meinte daß die Poesie der Trobadoren sich anders woher leite, und daß man auch dem Reim nicht genug Gerechtigkeit widerfahren lasse; er sey wirklich ein Zuwachs des Wohlklanges und der Schönheit. D. E. F. sind der Meinung daß die Verdienste unseres Vaterlandes gegen andere Völker viel zu hoch gesetzt seyen, und daß ein unverdientes Lob dieser Art nur den Bettel- und Bauernstolz unsrer Landsleute nähre. Sie hätten, meinte F., bei der ungeheuren **Gutmüthigkeit**, die Sie den Deutschen als einen Grundzug ihres Charakters zuschreiben, auch die ihnen angeborne **Lust zu dienen**, gefällige Sklaven, und mit ganzer Gutmüthigkeit freudige Werkzeuge der Gewaltthätigkeit, des Uebermuths zu seyn, nicht vergessen sollen. Da er Europa durchreiset hat, so führt er ein langes Register der Ehrennamen an, die alle civilisirten und uncivilisirten Nationen, nah und fern, Italiener, Spanier, Franken, Britten, Dänen, Schweden, selbst Russen, Wenden, Liwen, Esthen und Polen, den

Deutschen geben. Worüber ganz Europa einig sey, meint er, müsse doch wohl etwas wahres in sich enthalten. Geschichte, Sprüchwörter, selbst der Staatskalender zu Peking standen ihm dabei zu Hülfe, in welchem letzten die Deutschen als ein Volk charakterisirt seyn sollen das in aller Völker Diensten ist, und zwischen zwei Federbetten schläft. — G. wunderte sich, warum Sie die Politik von der Poesie ausgeschlossen haben wollten, da dem was die Menschen humanisire jedes Feld offen, jede Materie zu Gebot stehen müsse. H. begriff nicht recht wohin Sie für die Poesie mit Ihrer Einfalt und Wahrheit wollten, so daß es noch lebendige, abwechselnd reiche Poesie bliebe. Und J. fragte, woher unsern Dichtern diese Einfalt und Wahrheit kommen solle. Antworten Sie Ihren Freunden.

52.

Kein Vorwurf ist drückender als der: fremden Nationen Unrecht gethan zu haben; zumal wenn sie in Werken des Geistes unsre Wohlthäterinnen waren; er muß also zuerst abgewälzt seyn.

Daß es schwer sey eine Nation in einem so vielumfassenden, feinen und vielseitigen Geschäft, als das Humanisiren durch Sprache und Werke des Geschmacks ist, mittelst einiger Worte zu charakterisiren, haben Fragmente und Briefe gern und oft gestanden. Eher könnte man alle Gestalten Proteus in Ein Wort, alle Verwandlungen Ovids in Ein Bild fassen, als mit ein paar Worten den Geist der verschiedensten Völker, wie er sich Jahrhunderte hinab erwiesen, darstellend zu zeichnen. In dieser Verlegenheit zeichnet man eine Außenlinie von ihnen mit wenigen Zügen, und überläßt es dem Gemüth des Anschauenden, dieses Sbozzo zu ergänzen. Die Geschichte des Volks, seine Geistesproducte müssen ihm bekannt seyn; sonst war für ihn der Umriß vergebens gezeichnet.

Was man bei solchen Charakterzeichnungen nicht angibt, läugnet man deßhalb noch nicht. Vielleicht ward es vorausgesetzt, vielleicht

folgt es; nur als der erste hervorspringende Charakterzug konnte es nicht angeführt werden, weil es dieser — nicht war.

Wenn z. B. der französischen Nation eine vorzügliche Ausbildung ihrer Sprache zur Klarheit, zur Präcision, zur Politesse, als ein Lob angerechnet wird; sollte damit gesagt seyn: mit dieser hellen, präcisen, politen Sprache könne sie nicht rühren? In eines jeden großen Schriftstellers Händen ist die Sprache ein eigenes Ding; er braucht und formt sie nach seinem Gefallen; sein Charakter, sein Geist, sein Herz belebt sie. Montaigne's und Rousseau's, Pascals und Diderots, Voltaire's und Fenelons Schreibart ist dem Charakter nach gewiß nicht dieselbe; und doch schrieben sie in der auch zu Corneille's und Bossuets Pracht, zu Racine's empfindlicher Zartheit, zu Fontenelle's witziger Nettigkeit ausgearbeiteten Sprache. Kann man der Rede überhaupt ein größeres Lob beilegen als daß sie sich der Klarheit und Präcision, der Gewandtheit und Artigkeit befleißiget? In einer solchen Sprache wird sich alles ausdrücken lassen. Wie sie zu unserm Verstande spricht, wird sie auch zu unserm Herzen zu sprechen wissen, und dieß, als wäre es der Verstand, sanft überreden, verständig rühren.

Als aus der alten romanischen Sprache die französische sich mit ihren Schwestern, der italienischen, castilianischen, gallicischen u. f. bildete, zeigte sich bald ihr Charakter. Nach dem Verfall des römischen Reichs, unter den Königen des ersten und zweiten Stammes, war sie jenen ihren Schwestern noch sehr ähnlich; allmählich aber legte sie die Fesseln, selbst der Harmonie, des italienisch-castilianischen Wohllauts ab, wo er ihr eine schwere Rüstung dünkte; sie warf Buchstaben, Sylben, ganze Worte hinweg, und flog leicht in die Lüfte. Man erzählte, sang, sprach, lachte, gesticulirte. Als die Scholastik aufkam, disputirte man; die Abstractionen des lateinischen Schulgeistes gingen in die verwandte Sprache des Landes und Volks unvermerkt über. Einer Sprache, die Zweideutigkeiten unablässig

ausgesetzt ist, mußte man, als sie sich regelte, durch eine desto genauere Construction und Wortordnung helfen. Keinem Volk wäre dieß eingefallen, dem nicht schon eine Art sprechender Vernunft zur Regel geworden war; und so wurde die französische Sprache was sie ist, eine an leichten Abstractionen reiche Sprache, die sich durch Ordnung, durch Wendungen helfen mußte, und zur Ehre des Geistes der Nation tausendfach geschickt aushalf. Welch einen bedächtigern Gang nahm die italienische, spanische, und welchen schwereren die deutsche Sprache! Man entnimmt einer Nation nichts, wenn man ihr das Eigenthümliche ihrer Ausbildung zum Ruhme anrechnet.

Dahin gehört auch daß sie gern repräsentire. „Was heißt hier repräsentiren?" fragt unser Freund. Ich antworte: aus sich selbst etwas machen, sich werth halten und ein natürliches Bestreben äußern, daß auch der andere unsern Werth anerkenne; mit Einem Wort, sich ihm vorstellen, vorspiegeln. Wenn diese Selbstschätzung auf etwas wahres und gutes geht, ist sie nicht verwerflich; mancher andern Nation möchte man wünschen daß sie sich selbst mehr anerkenne und ehre. Auch die Tendenz, in anderer Augen zu seyn was man gern seyn möchte, ist aufmunternd, ein Sporn zu vielem auszeichnend Guten und Edlen. Nenne man's Eitelkeit, Selbstliebe; diese Eitelkeit, die uns mit andern bindet, sie zum Spiegel unsrer Vorzüge macht, ist, ohne Aufdringlichkeit und Arroganz, ein sehr verzeihlicher Fehler. Wer kann es läugnen daß die französische Nation, so oft sie konnte, der Welt ein Schauspiel gab, daß sie immer gern die zündende Lunte vortrug und aufregte? War sie es nicht die unter Karl dem Großen die alte Römermacht in gothischer Form zurückbringen wollte und auf kurze Zeit wirklich zurückbrachte? War sie es nicht die mit ihrem Rittergeist ganz Europa zum heiligen Grabe trieb? Französische Familien waren es die zu Jerusalem und eine Zeitlang in Konstantinopel herrschten. Ein französischer König war es der siebenzig Jahre lang Rom nach Avignon verlegte und

durch diesen Zug im Schachspiele die Päpste zu seinen folgsamen Dienern machte. Nach Frankreich wanderten Jahrhunderte lang Edle und Fürsten, um dort die Rittersitte, das Hofceremoniell, die leichteste und beste Lebensart zu lernen, bis endlich von Paris und Versailles aus der französische Ton, die französische Sprache als Mode sich über die Welt ausgoß. Sein Kleinstes hat Frankreich bemerkbar zu machen gesucht; in allen Staatsveränderungen und Unterhandlungen hatte lange es die Hand und trat gern hervor zu sagen: „sehet daß ich da bin! und wie ich's treibe." Hieße dieß nicht repräsentiren? Der Ton der guten Erziehung, des Unterschiedes der Stände, der anständigen Lebensart, des höflichen Audrucks, der ganze Charakter der französischen Sprache ist eine Art Repräsentation. Selbst wenn der Franzose mit Gott spricht, er repräsentiret.

Aber auch diese Eigenheit ist kein Vorwurf. Denn bei dem Scheinen kann man ja auch seyn, beim Repräsentiren auch leisten. Außer den Griechen ist mir kein Volk der Geschichte bekannt, das beide Eigenschaften so leicht zu verbinden, so unvermerkt zu verschmelzen wußte als dieses. Das Sprüchwort sagt: „der Franzose scheint oft klüger als er ist, der Spanier ist oft klüger als er scheint.

Mit dem Wort Repräsentation auf dem Theater, in Gesellschaften, bei Aufzügen, Feierlichkeiten, sollte gar nichts nachtheiliges gesagt seyn. Einmal sind die Helden des Corneille und Racine keine römischen Helden; das französische Theater sollte kein griechisches, sondern ein französisches Theater seyn; wer hätte etwas dagegen? Die Nation war über die Regeln des Geschmacks, der guten Lebensart, des Ausdrucks der Empfindungen mit sich selbst übereingekommen; welcher Ausländer hätte Recht dieß zu tadeln? Er dürfte ja nicht hingehen, um jene Repräsentation des Hofes, der Akademien, des Theaters, der Oper, der Parlamente, der Lustschlösser und Gärten zu bewundern. An ihnen, auch in ihren Fehlern zu lernen, blieb ihm ein weites Feld.

Eben nun in dieß Feld lockt die allgemeine Charakteristik der Völker. Daß jede Nation zu ihrer Zeit, auf ihrer Stelle nur das war was sie seyn konnte; das wissen wir alle, damit wissen wir aber noch wenig. Was jede in Vergleich der andern war, wie sie auf einander wirkten und fehlwirkten, einander nutzten oder schadeten, aus welchen Zügen nach und nach das Bild zusammengeflossen sey, das wir als die Tendenz unsers gesammten Geschlechts, als die höchste Blüthe der Schönheit, Wahrheit und Güte unsrer Natur verehren, das ist die Frage.

53.

Da wendet sich nun freilich das Blatt. Germanus fragt nicht, was Nachbar Gallus ihm dem Gallus, sondern ihm dem Germanus gewesen sey, seyn könne und seyn dürfe? Und hierüber gibt die Geschichte klare Auskunft.

Die alten Gallier und Germanen wollen wir ruhen lassen. Sie waren gegen einander bald Freunde, bald Feinde, die Germanen das rohere Volk, beide aber nicht von einerlei Stammesart, Sprache, Sitten und Gebräuchen. Von Karl dem Großen fängt die unglückliche Vereinigung an, die Deutschland Leides genug gebracht hat, ob Karl gleich selbst ein Frank und Deutscher war und in bester Absicht seine Anstalten machte. Ihm sind wir die dreißigjährigen blutigen Kriege und Verheerungen des damaligen Sachsenlandes, ihm die Unterjochung Deutschlands bis über die Elbe zur ungarischen Gränze hin, ihm die erste Zerstörung der alten germanischen Verfassung, die den Römern nie hatte gelingen wollen, die Einführung des römisch-gallischen Christenthums, ihm und seinen Nachkommen die Pflanzung so vieler Bischofssitze, Domcapitel und Abteien längs dem Rhein und der Donau, ihm und ihnen die Sündfluth von Uebeln schuldig unter denen Germanien endlich

zum stehenden und abgestandenen, verwachsenen Teich ward. Die kurze Verbindung Germaniens mit der fränkischen Monarchie hat Deutschland in ein Labyrinth gezogen, aus welchem es der Lauf tausend folgender Jahre nicht hat erretten mögen. Sobald beide Reiche getrennt wurden, suchte Frankreich sich zu consolidiren; Deutschland blieb von außen und innen im ewigen Streit mit einer furchtbaren, der geistlichen Macht, die es im Namen der Christenheit in Schranken halten sollte, wenn es darüber auch selbst zu Grunde ginge und sich ganz und gar vergäße. Dieß Amt hatte ihm das gallische Christenthum, die fränkische Monarchie aufgebürdet; ein deutscher Kopf hätte schwerlich nach solchem gefährlichen Diadem gestrebet.

An den Ritter- und Kreuzzügen die Frankreich ausbrachte, hat kein Land so viel Theil und so viel Schaden genommen als Deutschland. Jene Cultur die man Blüthe des Rittergeistes nennt, ließ sich durch Kreuzzüge nicht erringen, wenn der Same dazu nicht in den Menschen selbst vorhanden war; leider aber haben der französische und deutsche Ritter sich immer wesentlich unterschieden. Was in dem einen Lande zur Verfeinerung der Sitten, zur Veredlung gereichte, ging in dem andern auf Plünderung und Unterdrückung, zuletzt aufs rohe Faustrecht hinaus. Um französische Ritter auf den Thronen Palästina's aufrecht zu erhalten, zogen deutsche Kaiser mit gewaltigen Heeren gerade in einem Zeitalter aus da ihre Anwesenheit in Deutschland am nöthigsten war; denn nachdem andre Länder in ihrer inneren Verfassung und Consolidation stark vorgeschritten waren, sollte eben die Zeit der schwäbischen Kaiser für Deutschland entscheiden. Sie entschied so daß nach dem Tode des letzten kreuzziehenden Kaisers Friedrich II das deutsche Reich dreiundzwanzig Jahre lang öffentlich ausgeboten ward, und fast niemand eine so drückende Krone annehmen wollte.

Wie oft zog auch in den folgenden Zeiten Frankreichs trügender Glanz die Deutschen an sich, um sie angenehm zu vergolden! Wer will uns eine Geschichte der Fürsten, Prinzen, Grafen und Ritter geben die Jahrhunderte hinab in Frankreich Bildung, Fortkommen, Ehre suchten und getäuscht zurückkamen? [1] Die Universität zu Paris, zu der man eben so gewaltig hinströmte, hat in vielem eben also die Welt getäuschet.

Als endlich die Sonne des französischen Hofes in ihrem Mittag strahlte, als die Sprache, die Sitten, die Verhandlungen desselben fast allenthalben in Europa den Ton angeben wollten, wer ist, insonderheit seit dem westphälischen Frieden, dadurch mehr zu kurz gekommen als Deutschland? Jeder kleine Hof sollte ein Versailles, jede adelige Gesellschaft ein Cirkel französischer Ducs et Marquis, Princesses et Comtesses werden. In Erziehung, Sitten, Sprache, Lebenszweck und Lebensführung trennten sich die Stände. Was diese über ein Jahrhundert fortdauernde französische Propaganda und Propagata den Deutschen für Unheil geboren, davon soll ein andrer Brief reden. Beschämt und verwirrt lege ich die Feder nieder; spreche darüber ein Franzose selbst:

[1] Die den Deutschen ohnehin seit langer Zeit eigene Nachahmungssucht erhielt ungemeine Nahrung durch das immer mehr zur Gewohnheit werdende Reisen. Man wird kaum die Lebensbeschreibungen eines etwa bedeutenden Mannes vom Adel der damaligen Zeiten finden, wo nicht seiner gethanen Reisen Erwähnung geschähe. Fremde Sprachen, Sitten und Moden waren dasjenige, woraus ihre Landsleute nach der Heimkunft schließen sollten was sie für einen Mann vor sich hätten. Selbst die vielen vom Adel sowohl als dem Volk, die wegen der Kriegsdienste so häufig nach Frankreich und den Niederlanden zogen, brachten meistens, anstatt des fremden Geldes das sie zu erhaschen geglaubt, nichts zurück als fremde Moden und Grimassen. Dadurch ward der Abstand von den vorigen Sitten in kurzer Zeit so groß daß mehrere deutsche Fürsten selbst in ihren Testamenten ihre Söhne vor fremder Pracht warnten. Schmidt's Geschichte der Deutschen, Th. 9 S. 129."

Premontval gegen die Gallicomanie und den falsch-französischen Geschmack.[1]

— „Die Gallicomanie oder der falsch-französische Geschmack, worauf hat er sich nicht heutzutage fast durch ganz Europa verbreitet? Sitten, Gebräuche, Moden, Kleider, Manieren, Phantasien, Capricen; in alle diesem, wie viel ungeschickte Affen, wie viel schlechte Copien von leidlichen Originalen gibt's nicht allenthalben! Man hat nicht ohne Grund gesagt daß der Franzose meistens nur lächerlich sey, indeß der Fremde, der ihn in seinem Lächerlichen nachahmt, aufs äußerste widrig und abgeschmackt werde. Wollte ich diese Wahrheit verfolgen und die zahllosen Porträte zeichnen, die sie sehr sinnlich machen, welch ein weites Feld läge vor mir! Ich will mich aber nur an die französische Sprache und Literatur halten."

1. Woher der französische Geschmack in Deutschland?

„Unter allen europäischen Nationen ist's ohne Widerrede die deutsche Nation die sich am meisten bestrebt unsern Geschmack nachzuahmen, bei ihr hat sich unsre Sprache am allgemeinsten verbreitet, und das aus verschiedenen Ursachen. Die erste ist ihr gemeinschaftlicher Ursprung. Beide Nationen können sich als Schwestern ansehen, oder die deutsche kann sogar mit einigem Wohlgefallen die französische als eine Tochter betrachten, die ihr oft Ehre gemacht hat. Die zweite Ursache ist die nahe Nachbarschaft beider Nationen. Keine unersteiglichen Berge, kein gefahrvolles Meer trennet sie, sondern ein bloßer Strom mit Städten besetzt, in welchen man zum Theil schon beide Sprachen redet. Auch gibt es drittens keine Rivalität und Eifersucht zwischen beiden Völkern. Nie haben sie so lange, grausame und große Angelegenheiten betreffende Kriege gegen einander geführt als z. B. Frankreich mit England und Spanien. Dazu kommt viertens daß unsre Armeen entweder als Freunde oder als Feinde zu verschiedenen Zeiten in alle Theile von Deutsch-

[1] Gelesen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1759.

land gedrungen sind und die Völker mit unsern Gebräuchen und mit unserer Sprache bekannt gemacht haben. Auch findet die deutsche Nation Geschmack am Reisen und reiset gewöhnlich zuerst nach Frankreich. Fünftens hat die Auswanderung der Refugies unsere Bürger, unsere Manufacturen, unsere Künste, unsern Geschmack, unsere Gebräuche, unsere Sprache nirgend so leicht verbreitet, nirgend so viel und so zahlreiche Colonien gestiftet als in Deutschland."

„Darf ich noch hinzusetzen daß die große Anzahl von Höfen und Souverains, die den deutschen Staatskörper theilen, auch eine der Ursachen gewesen die zur Verbreitung des französischen Geschmacks in Deutschland mächtig gewirket? Nichts ist gewisser als dieses."

„In Deutschland gibt's große und kleine Höfe, diese in einer großen Anzahl, von jenen acht oder neun. Beide haben hiebei auf verschiedene Art mitgewirket. Die kleinen Souverains, Prinzen, Grafen, Barons, setzen eine Ehre darein, wie Personen von niederm Rang zu reisen, ja mehr als diese gereiset zu seyn. Fast alle gehen nach Frankreich, fast alle bringen ganze Jahre zu Paris oder am Hofe zu mit einem ansehnlichen Gefolge. Werden sie nicht ihren dort angenommenen Geschmack in ihre Residenzen, d. i. in hundert und hundert Orte in Deutschland mitnehmen? Diesen theilen sie sodann zuerst ihren kleinen Höfen und Unterthanen durch den Einfluß mit den jeder Souverain, groß oder klein, über die Geister derer hat die in seiner Dependenz sind. Von da aus verbreitet sich dieser Geschmack, mit Hülfe des Triebes den alle Menschen zur Nachahmung haben, allmählich weiter. Das alles wäre nicht so, wenn diese kleinen Souverains nur reiche Hofleute (grands Seigneurs) wären, die nach ihrer Rückkunft aus Frankreich sich in einer Hauptstadt, wie Madrid, London u. s., in einer Menge verlören. An einem Hofe wo ein Einzelner für seine Person wenig bedeutet, im Ganzen aber ein festgesetzter, bestimmter Ton und Charakter herrschet, wird ein englischer Lord, ein spanischer Grand den Firniß den er

nachahmend auf Reisen an sich gezogen hatte bald wegthun!, und zwar aus eben demselben Principium der Nachahmung. Er wird sich mit andern, die ihn umgeben, in Unison setzen, oder wenigstens wird sein Restchen fremder Farbe keinen großen Einfluß haben. — Glückes genug, wenn man ihn nicht lächerlich findet."

2. Folgen der Gallicomanie in Deutschland.

— „Der erste Mißbrauch der aus diesem verbreiteten französischen Geschmack entspringt, ist daß man seine eigne Sprache vernachlässigt (woran man gewiß Unrecht hat; ich kann es nicht genug wiederholen!), ein schreiender Mißbrauch. Mit einem Wort, es geht so weit daß eine ungeheure Menge von Personen sich piquirt nur französisch zu lesen, und daß sie es endlich so weit bringen ihre eignen Schriftsteller nicht mehr verstehen zu können. Ich habe, ja ich habe Deutsche gekannt, Leute von Geist und Verdienst, die das Beste das wir in unsrer Sprache prosaisch und poetisch haben mit Nutzen lasen, und gestanden daß sie die Dichter ihrer eigenen Sprache durchaus nicht verstünden, sogar behaupteten daß die Schuld hiebei an den Dichtern, nicht an ihnen selbst liege. Ich mußte ihnen zeigen daß an ihrer Seite die Schuld sey, da ihnen alle Uebung und Bekanntschaft mit einer Sprache fehle die sich über die gemeine Volkssprache nur etwas erhebet. Sie verwunderten sich wenn ich ihnen versicherte daß mich diese Sprache nicht abschreckte, daß sie mir vielmehr leichter würde als die platte, schwatzhafte Prose der Zeitungsschreiber. Diese völlige Unbekanntschaft mit den Dichtern ihrer eignen Nation ist in Deutschland der Fall bei so vielen Personen, daß es ein wahres Wunder ist daß man in diesem Lande dennoch die Musen cultiviret. Sehr wenige Deutsche also wissen ihre Sprache (außer einem gewissen Geschwätz des täglichen gemeinen Lebens); denn man weiß eine Sprache nicht deren Dichter man nicht verstehet. Und da der ausschweifende Geschmack an der französi-

schen Literatur daran Schuld ist, so wundert mich der Verdruß und Unwille nicht mit dem ihm mehrere Gelehrte Deutschlands begegnen."

„Ein andrer nicht weniger empfindlicher Mißbrauch, der die Deutschen von Einsicht aufbringt, ist die tolle Wuth, jeden Augenblick französische Worte und Redarten im Deutschen anzubringen; eine Raserei, die auch die besitzt die selbst kein Französisch wissen. Unsere Sprache, wer sollte es glauben? die Sprache eines Volks das der Pedanterei so feind ist, ist zur andringlichsten, unausstehlichsten Pedanterei selbst bei der deutschen Nation worden."

— „Alles dieß ist bizarr und dient zu nichts gutem. Beide Sprachen leiden dabei, selbst wenn man die eine und die andre Sprache vollkommen inne hat; meistens fährt eine von beiden dabei sehr übel. Ein Jargon wird daraus, unwürdig jedes verständigen und vernünftigen Wesens! In Wahrheit, der Geschmack für die französische Sprache hat der deutschen Nation einen üblen Dienst gethan, und zum Unglück darf man kaum hoffen einem so tief eingewurzelten Uebel abzuhelfen. Ich sage dieß alles gegen meinen Privatvortheil; denn ich verstehe das Deutsche nur in Büchern."

„Die beiden Mißbräuche, deren äußerstes Uebermaß ich bemerkt habe, gereichen beiden Sprachen, der erste der deutschen, der zweite der deutschen und französischen unendlich zum Schaden; sie sind aber nichts gegen einen dritten Nachtheil, der auf nichts geringeres ausgeht als den Geist und Geschmack der Nation selbst im Grunde zu verderben. Und dieß geschieht unfehlbar durch die Wahl einer üblen Lectüre und durch den schlechten Gebrauch der besten Schriften. Glaube man doch nicht daß diese übertriebnen Liebhaber der französischen Sprache, die sie radebrechen, ihre wahren Schönheiten und die in ihr geschriebenen schätzbarsten Werke je gekannt haben! Sind sie dazu fähig? Guter Gott! Die Geistesgestalt, die ihnen die Schönheiten ihrer eignen Sprache so ganz und gar mißkenntlich acht daß sie sie vernachlässigen und auf die erbärmlichste Art ver-

derben, diese Geistesbildung, oder vielmehr diese für jede Sprache, für jede Literatur mißgebildete Schiefheit und Unform, bringt zu unsern Schriftstellern eine Grundlage von Pedanterei, die ein wahrer Antipode von aller Delicatesse des wahren französischen Geschmacks ist. Oder sie bringen einen Leichtsinn zu ihnen der nur den Namen des schlechtesten, eines falschen französischen Geschmacks verdienet. Wissen sie nur einmal was es sey gute Schriftsteller lesen? Wissen sie daß es nicht zu viel ist sie zehn-, zwanzig-, dreißigmal mit Geschmack, mit Fleiß und Anstrengung lesen, um sie zu verdauen, um ihren Inhalt in Blut und Saft zu verwandeln? Nichts weniger als dieses. Eine einmalige flüchtige Lectür, und wessen? einer kleinen Zahl von Werken, die den meisten Ruf, die man sich rühmen will gelesen zu haben; ein Zwanzig vielleicht, von denen ihnen nichts blieb, selbst die bekanntesten Anspielungen nicht, die in der Gesellschaft oder in den Schriftstellern vorkommen.[1] Endlich nur neue Bücher, nur Zeitschriften!"

„In Frankreich unterscheidet man gute und schlechte Bücher; man tadelt den falschen Geschmack und seufzet über den Verfall der Wissenschaft, indeß in Deutschland die Verfechter der französischen Literatur weit entfernt sind so etwas auch nur zu vermuthen. Leute von Geschmack wissen es und schweigen, man schwimmt nicht gern gegen den Strom. Und ich, der ich es zuerst wage, welchen Widersprüchen und Tracasserien setze ich mich aus! Welch eines Muths, welcher Geduld habe ich nöthig!"

„Woher kommt's daß in England der falsch-französische Geschmack die bösen Wirkungen nicht hervorgebracht hat wie in Deutschland? Die Ursache ist klar. Die Neigung für unsre Literatur und Sprache war da viel gemäßigter. Der Nationalhaß erregte Mitbewerbung; man las nicht sinnlos, man starrte nicht bewundernd an, sondern

[1] Viele große Liebhaber der französischen Lectüre wußten nicht wer Cotin sey, und verwandelten ihn sehr gelehrt in Catin.

eiferte nach und voran. Diese Eifersucht, so ungerecht sie manchmal war, hatte für die Nation eine gute Wirkung. Man ließ sich nicht unterjochen, am wenigsten so weit daß man seine eigne Sprache aufgegeben, die Werke seiner Mitbürger verachtet und diese durch den Mangel an Aufmerksamkeit für ihre Bemühungen ganz muthlos gemacht hätte, wie man es in Deutschland gethan hat; und am Ende wozu gethan hat? Um eine fremde Sprache schlecht zu verstehen, sie noch schlechter zu sprechen, und in ihr nichts als Thorheiten zu lesen. Schöner Gewinn dafür daß man in seinem Lande ein doppelter Barbar wird! Lohnte dieß der Mühe sich mit unserer Literatur zu überstopfen, gesetzt diese hätte auch tausendmal mehr Verdienst als man ihr zugesteht um solchen Preis?"

„Verhehlen kann man sich's also auch nicht daß der Fortgang beider Nationen, der englischen und deutschen, sich wie ihr verschiedenes Betragen verhalte. Hier entscheidet die That; ich will und kann nicht entscheiden. Daß die englische Literatur die deutsche an Verdienst übertreffe, erweiset sich augenscheinlich dadurch daß man in Deutschland, wie in ganz Europa, englische Werke sucht und lieset, dahingegen England sowohl als ganz Europa um deutsche Werke sehr unbekümmert ist. Gegen diesen Beweis läßt sich nichts einwenden; die deutsche Nation gibt hier ihre Stimme wider sich selbst. — Uebrigens bin ich weit entfernt zu glauben daß es zwischen den Nationen wesentliche Verschiedenheit, unabhängig von ihrer Geistescultur, gebe. Der Deutsche wird Delicatesse zeigen wie der Franzose, Tiefsinn und Erhabenheit wie der Engländer, wenn er auf dem rechten Wege seyn wird; er ist aber noch nicht darauf. Und die Ursache davon liegt, wie ich glaube, in seiner Leidenschaft nicht für die französische allein, sondern für jede Sprache, sobald sie nur nicht die seinige ist. Nur in dieser falschen und schiefen Neigung liegt es. Seine Sprache ist jedes Ausdrucks empfänglich; warum bauet er sie nicht an wie er sollte? Meinethalben lerne er auch Französisch, nur

auf eine Art die ihm Ehre bringe und nicht gar lächerlich macht. Er halte sich in ihr an die unsterblichen Werke die den Ruhm Frankreichs ausmachen, und nähre sich in ihnen mit Geschmack. Geistige wie körperliche Nahrung, wenn sie gedeihen soll, will gekostet, genossen werden. Man muß zu ihr von einer Begierde, einem Hunger getrieben werden der nicht erkünstelt, nicht der Appetit einer verdorbenen Gesundheit sey. Die deutsche Nation ist im Grunde eine Nation von festem und edlem Sinn (ein fester Sinn aber haßt Frivolität, so wie ein edler Sinn jedes Niederträchtigen Feind ist); um diesen lobenswürdigen Eigenschaften treu zu bleiben, lasse der Deutsche fortan und immer sowohl jene nichtswürdige, falschschimmernde französische Schöngeisterei, als jene umförmlichen Plattheiten, deren vieljährige Geltung ihm genugsam zeiget in welchem Irrthum er sey, und mit welchem Uebel, von welchem er nicht die geringste Ahnung hat, er behaftet gewesen." So weit Premontval. [1]

54.

Eine viel tiefere Wunde hat uns die Gallicomanie (Franzosensucht müßte sie deutsch heißen) geschlagen als der gute Premontval angibt. An seinem Ort konnte er nicht mehr sagen, und hatte gewiß schon zu viel gesaget.

[1] Lange vor Premontval hatten Deutsche über diesen Mißbrauch geklagt; eine Bibliothek von Beschwerden der Deutschen und Spöttereien der Ausländer wäre hierüber anzuführen. Piccart, ein eben so gescheidter als gelehrter Mann (Observat. histor. politic. Dec. III. Cap. 10) zeigt, wie anders Griechen und Römer über den Gebrauch fremder Sprachen in ihrem Vaterland gedacht haben. Deßgleichen viele andere. Was half aber alles dieses? Gens peregrinandi avida et exterorum morum, dum se receperit domum, aut simulatrix aut retinens, sagt Barclay in seinem Icon animorum (c. 5), wo er die Deutschen seiner Zeit in mehreren Zügen treffend schildert.

Wenn Sprache das Organ unserer Seelenkräfte, das Mittel unserer innersten Bildung und Erziehung ist, so können wir nicht anders als in der Sprache unseres Volks und Landes gut erzogen werden; eine sogenannte französische Erziehung (wie man sie auch wirklich nannte) in Deutschland muß deutsche Gemüther nothwendig mißbilden und irreführen. Mich dünkt, dieser Satz stehe so hell da als die Sonne am Mittag.

Von wem und für wen ward die französische Sprache gebildet? Von Franzosen, für Franzosen. Sie drückt Begriffe und Verhältnisse aus, die in ihrer Welt, im Lauf ihres Lebens liegen; sie bezeichnet solche auf eine Weise wie sie ihnen dort jede Situation, der flüchtige Augenblick, und die ihnen eigne Stimmung der Seele in diesem Augenblick angibt. Außer diesem Kreise werden die Worte halb oder gar nicht verstanden, übel angewandt, oder sind, wo die Gegenstände fehlen, gar nicht anwendbar, mithin nutzlos gelernet. Da nun in keiner Sprache so sehr die Mode herrscht als in der französischen, da keine Sprache so ganz das Bild der Veränderlichkeit, eines wechselnden Farbenspiels in Sitten, Meinungen, Beziehungen ist als sie; da keine Sprache, wie sie, leichte Schatten bezeichnet und auf einem Farbenclavier glänzender Lufterscheinungen und Strahlenbrechungen spielet; was ist sie zur Erziehung deutscher Menschen in ihrem Kreise? Nichts, oder ein Irrlicht. Sie läßt die Seele leer von Begriffen, oder gibt ihr für die wahren und wesentlichen Beziehungen unseres Vaterlandes falsche Ausdrücke, schiefe Bezeichnungen, fremde Bilder und Affectationen. Aus ihrem Kreise gerückt, muß sie solche, und wäre sie eine Engelssprache, geben. Also ist es gar nicht vermessen zu sagen daß sie unserer Nation, in den Ständen wo sie die Erziehung leitete, oder vielmehr die ganze Erziehung war, den Verstand verschoben, das Herz verödet, überhaupt aber die Seele an dem wesentlichsten leer gelassen hat was dem Gemüth Freude an seinem Geschlecht, an seiner Lage, an seinem Beruf gibt;

und sind dieß nicht die süßesten Freuden? haben Sie je den Curs einer deutsch-französischen Erziehung kennen gelernt? Für Deutsche eine schöne Einöde und Wüste! —

Und doch bestehet der ganze Werth eines Menschen, seine bürgerliche Nutzbarkeit, seine menschliche und bürgerliche Glückseligkeit darin daß er von Jugend auf den Kreis seiner Welt, seine Geschäfte und Beziehungen, die Mittel und Zwecke derselben, genau und aufs reinste kennen lerne, daß er über sie im eigensten Sinn gesunde Begriffe, herzliche fröhliche Neigungen gewinne, und sich in ihnen ungestört, unverrückt, ohne ein untergelegtes fremdes und falsches Ideal, ohne Schielen auf auswärtige Sitten und Beziehungen übe. Wem dieß Glück nicht zu Theil ward, dessen Denkart wird verschraubt, sein Herz bleibt kalt für die Gegenstände die ihn umgeben; oder vielmehr von einer fremden Buhlerin wird ihm in jugendlichem Zauber auf lebenslang sein Herz gestohlen.

Hat Ihnen das Glück nie einen deutsch-französischen Liebesbriefwechsel zugeführet? Vielleicht die schönste Blumenlese auswärtiger Empfindungen; auf deutschem Boden dürres Heu mit verwelkten Blumen. Jetzt muß man lachen, jetzt sich verwundern, am Ende aber möchte man über die nicht ausgebrannte, sondern so früh ausgespülte, flache Sentimentalität weinen.

Kennen Sie Swifts Tea-table Miscellanies? Gehen Sie in die galanten Cirkel der deutsch-französischen Conversation, und suchen Gedanken, suchen wahre und angenehme Unterhaltung; Sie werden den alten Swift in Leerheit sowohl als anmuthigen Fortleitungen des Gesprächs übertroffen finden. „Deutsch spreche ich nicht in dieser Gesellschaft; im Deutschen sagt man immer zu viel, und hier will ich nichts sagen. Wir zählen einander Zahlpfennige zu; die deutsche Sprache will wahre Münze. Sie ist so ehrlich, so herzlich wie eine Bauerdirne. Wir sind hier in guter, d. i. leerer Gesellschaft." Ein solches Leben, ein solcher Ton der Seele, eine

Gewohnheit dieser Art von Kindheit auf sich zur Form gemacht, sind sie nicht traurig?

Was haben wir denn in der Welt schätzbareres als die wahre Welt wirklicher Herzen und Geister? Daß wir unsere Gedanken und Gefühle in ihrer eigensten Gestalt anerkennen und sie andern auf die treueste, unbefangenste Art äußern, daß andere dagegen uns ihre Gedanken, ihre Empfindungen wiedergeben, kurz, daß jeder Vogel singe wie die Natur ihn singen hieß? Ist dieß Licht erlöscht, diese Flamme erstickt, dieß ursprüngliche Band zwischen den Gemüthern zerrissen oder verzauset; statt deß allen sagen wir auswendiggelernte, fremde, armselige Phraseologien her. O des Jammers! der ewigen Flachheit und Falschheit! Eine Geist und Herz austrocknende Dürre und Kälte. Den eigentlichen Besitzern dieser Sprache genügt solche, denn sie leben in ihr; sie beleben sie mit ihrer fröhlichen Leichtigkeit und sprachseligen Anmuth. Wir Deutsche aber mit unserer Leichtigkeit? mit unserm französischen Scherz? O alle Grazien und Musen!

Jedermann muß bemerkt haben daß es im ganzen Europa keine verschiedeneren Denk- und Mundarten gebe, als die französische und deutsche, so nachbarlich sie wohnen. Aus keiner Sprache ist so schwer zu übersetzen als aus der französichen, wenn der deutschen Sprache ihr Recht, ihre unsprüngliche Art bleiben soll; vollends das Eigenste derselben, ihr Geist und Scherz, ihre flüchtigen Malereien und Bezeichnungen, Spiele der Phantasie und der leichtesten Bemerkung sind uns ganz fremde. Wie schwerfällig geht die französische Komödie auf unsern Theatern einher! wie hölzern klingen im Deutschen ihre fröhlichsten Gesellschaftslieder! Und ihre Versification, der Ton ihrer Contes à rire, ihre tausend Uebereinkommnisse über das Schickliche und Unschickliche im Ausdruck (welches alles sie Regeln des Geschmacks zu nennen belieben); wem ist es fremder als der deutschen Sprache und Denkart? Viel leichter können wir uns unter

Griechen und Römer, unter Spanier, Italiener und Engländer versetzen, als in ihren Kreis anmuthiger Frivolitäten und Wortspiele. Geschieht dieß endlich, zwingen wir uns von Jugend an diese Form auf, gelangen wir mit saurer Mühe zu der Vortrefflichkeit wozu wenige gelangen, französisch zu denken, zu scherzen und zu amphibolisiren; was haben wir gewonnen? Daß der Franzose den deutschen Ungeschmack, die tudeske Muse, lobend verhöhnet, und wir unsere natürliche Denkart einbüßten. Schwerlich gibt es eine schimpflichere Sklaverei als die Dienstbarkeit unter französischem Witz und Geschmack, in französischen Wortfesseln.

Und sie macht uns anderer, stärkerer Eindrücke so unfähig, so in uns selbst erstorben! Sagen Sie einer flachen Seele von deutsch-französischer Erziehung das Stärkste, das Beste in einer andern Sprache; man versteht Sie französisch. Lassen Sie es sich wieder sagen, und Sie werden sich vor Ihrem eignen Gedanken oft schämen. Die sprachrichtigen Franzosen, wie interpretiren sie die Alten? wie übersetzen sie aus neueren Sprachen? Läse sich Horaz in einer französischen Uebersetzung, was würde er sagen? Da nun die deutsche Sprache (ohne alle Ruhmredigkeit sey es gesagt) gleichsam nur Herz und Verstand ist, und statt feiner Zierde Wahrheit und Innigkeit liebet, so zerstäubt ihr Nachdruck einem gemeinen französischen Ohr, wie der fallende Strom der sich in Nebel auflöset. Wie manchen hohen Begriff, wie manches edle Wort auch der alten Römersprache hat die gallische Eitelkeit geschminkt, entnervt, verderbet!

Wenn sich nun, wie offenbar ist, durch diese thörichte Gallicomanie in Deutschland seit einem Jahrhunderte her ganze Stände und Volksclassen von einander getrennt haben; mit wem man deutsch sprach, der war Domestique (nur mit denen von gleichem Stande sprach man französisch, und forderte von ihnen diesen jargon als ein Zeichen des Eintritts in die Gesellschaft von guter Erziehung, als ein Standes-, Ranges- und Ehrenzeichen), zur

Dienerschaft sprach man wie man zu Knechten und Mägden sprechen muß, ein Knecht- und Mägdedeutsch, weil man ein edleres, ein besseres Deutsch nicht verstand und über sie in dieser Denkart dachte — wenn dieß ein ganzes reines Jahrhundert ungestört, mit wenigen Ausnahmen so fortging, dürfen wir uns wohl wundern warum die deutsche Nation so nachgeblieben, so zurückgekommen, und ganzen Ständen nach so leer, so verächtlich worden ist als wir sie leider nach dem Gesammturtheil anderer Nationen im Angesicht Europa's finden? Bis auf die Zeiten Maximilians war die deutsche Nation, so oft auch ihre Ehrlichkeit gemißbraucht ward, dennoch eine geehrte Nation; standhaft in ihren Grundsätzen, bieder in ihrer Denkart und Handlungsweise. Seit fremde Völker mit ihren Sitten und Sprachen sie beherrschten, von Karl dem fünften an, ging sie hinunter. Die Reformation trennte, das politische Interesse trennte. Zuerst kam spanisches Ceremoniell zu uns; bald schrieben die Fürsten, Prinzen, Generale italienisch, bis seit dem glorreichen dreißigjährigen Kriege nach und nach fast das ganze Reich an Höfen und in den obern Ständen eine Provinz des französischen Geschmacks ward. Hinweg war jetzt in diesen Ständen der deutsche Charakter! Frankreich ward die glückliche Geburtsstätte der Moden, der Artigkeit, der Lebensweise. An Höfen bekam alles andere Namen; in manchen Ländern ward die ganze Landesverwaltung französisch eingerichtet. Den Landesherren, die voreinst deutsche Fürsten und Landesverwalter waren, ward jetzt wohl wenn sie sich unter ihres Gleichen durch eine fremde Sprache in einem andern Lande finden konnten, und an Geschäfte nur von einer abgesonderten Classe Menschen (der Nation, die sie nährte) in grobem Deutsch erinnert werden durften. Die Edeln und Ritter folgten ihnen; der weibliche Theil unserer, nicht mehr unserer Nation (denn von den Müttern hängt doch fast aller gute oder schlechte Geschmack der Erziehung ab) übertraf beide. So geschah was geschehen ist: Adel und französische Erziehung

wurden eins und dasselbe; man schämte sich der deutschen Nation, wie man sich eines Fleckens in der Familie schämet. Deutsche Bücher, deutsche Literatur in diesen obern Ständen — wie niedrig, wie schimpflich! Der mächtigste, wohlhabendste, einflußreichste Theil der Nation war also für die thätige Bildung und Fortbildung der Nation verloren; ja er hinderte diese, wie er sie etwa hindern konnte, schon durch sein Daseyn. Denn wenn man nur mit Gott und mit seinem Pferde deutsch sprach, so stellten sich aus Pflicht und Gefälligkeit auch die, mit denen man also sprach, als Pferde.

Werden Sie nicht müde meine Jeremiade auszuhören; ich schreibe sie nicht aus Haß und Groll, wozu ich persönlich nie die mindeste Ursache gehabt habe, sondern mit reinem Gemüth aus dem weltbekannten Buch der Zeiten und — sie ist bald zu Ende.

Nachdem also der Theil der Nation der sich das Haupt und Herz derselben nennet, ihr entwendet war, was sollten die armen Schriftsteller thun? Sie betrugen sich auf verschiedene Weise. Ein Theil fuhr fort lateinisch zu schreiben; und wiewohl der deutschen Sprache hiedurch ihr Beitrag zur Cultur abging, so gewann die Wissenschaft dennoch mehr als wenn sie damals, in der seit Luther sehr verfallenen Sprache, deutsch geschrieben hätten. Auch anmuthige Sachen, auch Gedichte schrieben sie lateinisch; deren wir aus den beiden letztvergangenen Jahrhunderten viele gute, einige vortreffliche haben. Andere edle Gemüther suchten die deutsche Sprache emporzubringen, sie ahmten aus fremden Sprachen nach was sich nachahmen ließ; so erschienen Opitz, Logau und andere Schlesier, die wenigstens verhinderten daß die deutsche Sprache nicht ganz und gar zum pöbelhaften Streitgewäsch damaliger Zeit, oder zur erbärmlichen Kanzleisprache herabsank. Einige Fürsten[1] hatten ein Ohr

[1] Z. B. von Anhalt, von Weimar, von Braunschweig, von Liegnitz u. f. Einige derselben übersetzten selbst, und zwar sehr gute Bücher, aus dem Italienischen, Französischen, Spanischen. Mehrere Fürstinnen sahen das Uebel und flehten und warnten. S. Mosers patriotisches Archiv der Deutschen, und seine andern Schriften hin und wieder.

für sie, und suchten ihr durch Gesellschaften, sogar durch eigene Arbeiten aufzuhelfen. Andere, schlechtere Gesellen ahmten den französischen Witz nach, und so entstand jene Zunft Schulfüchse, die nicht nur beide Sprachen erbärmlich mengten, sondern auch, um sich ihren ältern Brüdern gefällig zu machen, galant wie Voiture, affectirt wie Balzac, erhaben wie Corneille schrieben. Wie schämt sich ein Deutscher, der, nicht französisch erzogen, altdeutscher Scham noch fähig ist, wenn er die deutsch-französischen witzigen Schriften dieses Zeitraums mit der Denk- und Schreibart Kaiserbergs, Luthers, Hans Sachse (in seinen prosaischen Aufsätzen), [1] überhaupt mit allem was vor dem Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben ward, vergleichet! — Endlich blieb uns nichts als die Flüssigkeit; und noch jetzt rühmen sich alle deutschen Kanzleien, die Regensburgische nicht ausgenommen, daß sie, der wahren Courtoisie getreu, außerordentlich einnehmend, kurz und flüssig schreiben. Wer sollte es glauben? Unsere Kanzlei-Courtoisie, meinen wir, ist ächt französisch.

Da that sich endlich (denn die Barmherzigkeit wollte daß es mit uns nicht gar aus würde) ferne vom Hof- und Schulgeschmack hie und da einer hervor, der glaubte daß auch in Deutschland die Sonne scheine und die Natur regiere. Brockes wählte den Garten zu seinem Hofe; Bodmer stahl sich über die Alpen, und kostete einen Athemzug italienischer Luft; kurz man wagte den kühnen Gedanken daß Deutschland auch außer den französirenden Höfen etwas sey, und schrieb und stritt und dichtete, so gut man konnte. Für wen? darauf ward anfangs nicht gerechnet; es schloß sich aber bald ein Kreis von Freunden und Feinden. Die ächten Gottschedianer waren jetzt hinter Neukirch, Heräus und König der Hofgeschmack; sie schrieben flüssig; was irgend mystère und Tibère reimen

[1] Es wäre zu wünschen daß diese Aufsätze, kurze Gespräche, von Häßlein oder von einem andern Kenner der Sprache gesammelt, oder im Bragur wieder erschienen.

konnte, war für sie. Gewiß, wir sind undankbar gegen den unbelohnten und unbelohnbaren Eifer, von dem damals einige bessere Köpfe für einen besseren Geschmack brannten. Welche Mühe übernahmen sie! welchen Befehdungen setzten sie sich aus! Und wie wenige Lust, wie wenig äußere Vortheile sie dabei eingeerntet haben, erweiset die Privatgeschichte ihres Lebens.

Nachschrift. Neulich sind mir einige Blätter zu Händen gekommen, der Auszug aus den Schriften eines Mannes der von 1729 bis 1781 lebte, und gewiß mehr als jemand dazu beigetragen hat daß Deutschland sich einst (wir wollen es hoffen) rühmen kann einen eigenen Geschmack gewonnen zu haben. Die Blätter nennen sich

Funken,

wahrscheinlich weil der den sie redend einführen eine seiner Schriften selbst **fermenta cognitionis** nannte; überdem war der Name Funken (scintillae) in den mittleren Zeiten sehr gewöhnlich. Mir sind sie gewesen was sie dem Sinn des Sammlers nach seyn sollten, ein Charakterbild vom Leben des vielverdienten Mannes, und ich stelle mir einen Jüngling des neunzehnten Jahrhunderts vor, der, mit classischen Kenntnissen in der Schule ausgerüstet, ehe er die Akademie beschreitet, diese Funken, nachher auch mit Ordnung und Wahl die mannichfaltigen Schriften dieses vielverdienten, gewandten Schriftstellers selbst lieset; was wird er sagen? — „Wie?" wird er sagen, „lebte dieser Mann in einer Wüste? Bei seinem mühsamen, für sein Vaterland rühmlichen, gleichsam allbestrebenden Gange war denn niemand der ihm half? der seinen Ideen, deren Nützlichkeit jedermann lobpries, einen Spielraum, seinen Fähigkeiten, die jedermann anerkannte, Wirksamkeit, und ihm nur einige Bequemlichkeit verschaffte diese Ideen auszubilden, auszuführen?" — Ich wage es nicht diese Fragen zu beantworten; mir ist's genug den männlichen Verstand, die biedere Denkart zu bemerken die sich in jedem seiner Lebenszeichen äußert. Heil dem Jünglinge

der sich diese Bogen zum Kanon seines Geschmacks wählet und zugleich frühe lernet was er zu thun und zu vermeiden, endlich auch was er von seinem Vaterlande zu erwarten habe. [1]

55.

Die Funken aus der Asche eines Todten haben mich wie ein stummes Trauerspiel im Innersten gerühret. Das also war Lessings Privatleben! so leitete es sich fort! so hat es geendet!

Dank seinem Bruder und dessen Gehülfen, daß sie uns eine Sammlung Lessing'scher Schriften gegeben wie wir sie noch von keinem deutschen Schriftsteller gehabt haben. Wünschten wir nicht alle daß Leibnitz einen solchen Herausgeber gehabt hätte? Ueber die Art der Herausgabe hat er sich, meinem Bedünken nach, genugsam gerechtfertigt. [2] Die Wahl der Männer, die ihm beistanden, ganz und völlig endlich rechtfertigt ihn die oft und frei bekannte Denkart seines Bruders. „Einmal," sagt dieser, [3] „habe ich nun eine ganz abergläubische Achtung gegen jedes geschriebene und nur geschrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne daß der Verfasser die Welt damit belehren oder vergnügen wollen. Es jammert mich, wenn ich sehe daß der Tod oder andere dem thätigen Mann nicht mehr und nicht weniger willkommene Ursachen so viel gute Absichten vereiteln können; und ich fühle mich sofort in der Befassung, in welcher sich jeder Mensch, der dieses Namens noch würdig ist, bei Erblickung eines ausgesetzten Kindes befindet. Er begnügt sich nicht ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen,

[1] Hierauf folgen 71 Stellen, Kernsprüche, von Lessing, die wir zur Ersparung des Raumes und da ohnedem vor kurzem eine Blumenlese aus Lessings Schriften erschienen ist, hier weglassen. J. G. M.

[2] S. Vorrede zum 2ten Th. Lessing'scher Schriften. Berlin 1784.

[3] Anti-Götze, Lessings Schr. Th. 6. S. 233.

es unbeschädigt und ungestört da liegen zu lassen wo er es findet; er schafft oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigstens Taufe und Namen erhalte. Gerade so wünschte ich wenigstens — denn was wäre es nun, wenn auch darum noch so viel Lumpen mehr dergestalt verarbeitet werden müßten, daß sie Spuren eines unsterblichen Geistes zu tragen fähig würden? — wünschte ich wenigstens alle und jede ausgesetzte Geburten des Geistes mit eins in das große für sie bestimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können; und wenn ich deren selbst nur wenige wirklich dahin bringe, so liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich thue was ich kann, und jeder thue nur eben so viel."

So dachte Lessing, und so habe er's denn seiner eigenen Nemesis Dank daß, nach dem Maß nach dem er fremde Handschriften hervorzog, die seinigen auch ans Licht gestellt werden. Ehre gnug für jeden, Schriftsteller oder nicht, dessen kleinstes Blättchen, dessen eiligster Brief mit so viel Ehre ans Licht treten darf!

Gens sui tantum similis, ein gar absonderliches Volk sind wir Deutsche. Unsere Nachbarn rühmen sich ihrer Schriftsteller; sie sammeln ihre Werke, Aufsätze, Briefe, Fragmente mit größestem Fleiß, und setzen darin ein edles Eigenthum, eine Nationalehre. So sind (nur wenige anzuführen) in Frankreich die Werke nicht etwa nur der Corneille, Racine, Molière, Voltaire, Rousseau, Fenelon, Bossuet, sondern auch der Motte le Vayer, Motte Houdart u. s., in England Shakespears, Bacons, Miltons, Swifts, Pope's, Hume's Werke, zum Theil mit einer Pracht erschienen mit welcher der eitelste Schriftsteller selbst zuweilen unzufrieden seyn würde; und wo irgendein Brief, ein Einfall, eine Anekdote von diesem oder jenem aufgegriffen ward, wird er bekannt gemacht, und verherrlichet. Unsere deutschen Journale sagen nach, rühmen und preisen. Nur gegen unsere eigensten Verdienste sind wir undankbar, verachten was nach der sorgfältigsten

Bearbeitung in der bescheidensten Tracht vor uns tritt, und entziehen selbst dem Todten was ihm gebühret. —

Für Höfe schrieb Lessing nicht; auch nicht für den großen Maßstab alles Geschmacks, den Geschmack der Franzosen. Gegen diesen schreibt man ihm vielmehr (obwohl meines Erachtens mit Unrecht) einen ungerechten Widerwillen zu; sie mögen ihn also nicht lesen. [1] Wir Deutsche wollen ihn lesen; theoretisch und praktisch war er der Sprache Meister. Wenn es auch keine deutsche Nation gäbe, die sich um dieß oder jenes, worüber er geschrieben hat, kümmerte, so sollte es, dünkt mich, deutsche Gelehrte geben denen dieß und jenes nicht gleichgültig seyn darf, und der verständige Mann in seiner Sinnes- und Denkart ist für einen gebildeten Mann bei jedem Schriftsteller das Wichtigste, das Beste.

Auch ich stelle mir Ihren Jüngling vor, der „mit classischen Kenntnissen in der Schule ausgerüstet, ehe er die Akademie beschreitet," eben auf diese Sammlung Lessing'scher Schriften geriethe. Natürlich wird er vieles in ihnen überschlagen; wobei er aber verweilet, an den Werken seines Genius, an den Grundsätzen und Urtheilen seiner Kritik, an seinen unvollendeten Entwürfen, an seinen hie und da kaum genannten Vorsätzen, an seinen Meinungen über das was ihm leicht und schwer, nothwendig oder erläßlich schien, an seiner Wage des Billigen und Rechten, des Zweckmäßigen, Edlen und Schönen; an seiner Kunst zu disputiren, nach Ort und Zeit zu reden, Wahrheit zu verhüllen, ohne sie zu beleidigen, sie nicht immer unmittelbar, sondern auf gewählten Umwegen geschickt zu befördern; vor allem an seinem festen und bescheidnen Charakter, der nie mehr von sich hielt als sich gebührt zu halten, der auch im Spiele ernst,

[1] Ueber das Mikrologische mancher seiner Untersuchungen, sowie überhaupt über die Bildung seines Styls hat Lessing sich frank und frei erkläret. S. sämmtliche Schriften B. 13, Vorr. IX. S. 390. B. 6. S. 174. f.

auch gegen Feinde gerecht, über die menschliche Bestimmung rein und sicher, über das menschliche Wissen und Bestreben demüthig und bescheiden, seinen Grundsätzen treu blieb und in den widrigsten Fällen des Lebens den herben Apfel oft mit Scherz, immer aber mit männlicher Heiterkeit kostete — an diesem Mann und Schriftsteller wird er viel zu lernen finden! Seine Winke, seine Fehler werden ihn das Wichtigste lehren; er wird ihn hochschätzen und bedauern. Hochschätzen, daß er sich in so vieles wohlgerüstet, muthig und glücklich warf; wo es ihm mißlang, sich am Ziel selbst nicht irre machen ließ, sondern es auf andern Bahnen suchte. Bedauern wird er ihn —

Doch wozu die nutzlose Wiederholung? Mit Lessing ist das Problem abermals aufgelöset. Gebt diesem reinen Stahl in dephlogisirter Luft nur Einen Funken, welch Schauspiel einer herrlichen Flamme an Glanz und Farbe werdet ihr erblicken bis zum letzten Moment der Erscheinung. Bringt diese helle Flamme dagegen — Der bescheidne Lessing erwartete von seinem Vaterlande nichts; das schmerzlichste aller Gefühle, das Gefühl der Kränkung mäßigte er selbst wenn man ihn täuschte. „Noch sind mir," sagte er, [1] „in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen; ich habe mich nie zu einer gedrungen oder nur erboten; aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erlesen zu seyn glauben konnte." Seine erste Jugendrede (1743) handelte von der Gleichheit eines Jahrs mit dem andern; [2] in Ansehung seiner Erwartungen scheint er dieser Jugendphilosophie zeitlebens treu geblieben zu seyn. Kurz, das Trauerspiel Spartakus, das er uns auf der Bühne nicht geben konnte, hat er uns durch seinen Lebenslauf gegeben. — Fahren Sie mit

[1] Lessings Schr. B. 25. S. 376.
[2] Leben und Nachlaß Th. 2. S. 103.

Ihrer Geschichte der französischen Propaganda in Deutschland fort. Was ist zu thun? was wird werden?

56.

„Was ist zu thun, was wird werden?" Da wir die sieben Weisen Griechenlands nicht aufrufen können, so dünkt mich

1. Lasset geschehen seyn was geschehen ist; es ist geschehen. Hätten die obern Stände Deutschlands sich in den Kopf gesetzt, statt französisch kalmuckisch zu sprechen (das Mongolische ist auch eine sehr ausgebildete Sprache), was wolltet ihr dagegen? Die Jahrhunderte sind verloren, und nicht ihr, sondern sie tragen die Schuld.

2. Ihr sehet daß die Zeit das Blatt wendet. Ein Theil des französischen Geschmacks, der Hofgeschmack nämlich, ist bei den Franzosen selbst antiquiret. Wartet ob ihn die Deutschen beibehalten; oder ob sie gar aus Mode Republicaner werden. Deutschfranzösische Republicanerinnen und Republicaner!

3. Schmäht nicht, sondern bemitleidet, schweiget, ehret; und wenn ihr es könnt, belehret. Es ist ein pöbelhafter Wahn daß wir der obern Stände nicht bedürfen; wir bedürfen ihrer, wie sie unser bedürfen. Wir sollen ihr Auge, wir müssen ihre Hand seyn; sie hingegen sind's, von deren Willen und Meinung im Guten und Bösen fast alles abhängt. Zum Wohl des Ganzen sind sie unentbehrlich. — Eben so falsch ist die andere Behauptung, daß es Deutschland vortheilhaft sey wenn Schriftsteller bloß für Schriftsteller schreiben. Der Koch kocht für Gäste, nicht für Köche; und wenn Köche sich in Deutschland zu Häuptern einer gelehrten Republik aufwerfen und statt der von ihnen verachteten Höfe schmähende Jahrs- und Monatsbuden errichten, so ist die öffentliche Kritik, die jeder Nation ein Palladium des guten Geschmacks, des gesunden und redlichen Urtheils seyn sollte, in Deutschland dazu geworden,

wozu sie Weltleute mit verachtendem Spott aus innerer Abneigung gegen alles deutsche Bücherwesen nur wünschen mochten. Welcher Mann, ich will nicht sagen von Stande, sondern nur von Achtung für seinen Namen wird sich in eine Gesellschaft mischen, die auf solche Art für sich selbst schreibet?

4. Glaube man nicht daß die untersten Stände die obern ersetzt haben, sobald irgend nur das Product abgeht. Der größte Theil deutscher Schriftsteller schreibt jetzt für Lesegesellschaften, und manche derselben scheinen sich an diesen das Gesinde der deutschen Nation zu denken, für welches ihre Producte gewiß auch die unterhaltendsten sind. Dadurch bessern wir unsern Geschmack nicht; dadurch erwerben wir keine Ehre. Der Namenlose, der solche Werke schrieb, schämte sich ihrer zuerst selbst, bis er (denn man gewöhnt sich an jedes Handwerk) in kurzem auch die Scham ablegte. Er weiß daß er die Nation mit seinen Hefen der Aufklärung verderbe; die Hefenfabrik aber bringt ihm Geld und ist gut zu Leihbibliotheken der großen Gesindstube des deutschen Witzes und Unraths.

5. Wir haben Gäste um uns, deren manche endlich schon sich entschließen das barbarische Deutsche zu lernen, die also (bei Franzosen kann es nicht fehlen) uns bald in die Schule nehmen werden. Schon hat Einer den Anfang gemacht, [1] und uns verwiesen daß wir „so gern Originale und Fürstensklaven" seyn mögen, daß es uns an Wörterbüchern, an einer richtigen Orthographie und an lateinischen Lettern mangle; solcher Belehrer werden sich mehrere finden. Und mit Verehrung werden die deutschen Zeitschriften diese Seltenheiten aufnehmen, nicht gnug zu rühmen wissen wie sehr unsere Literatur dadurch in Aufnahme komme, indem sogar Ausländer sich endlich um sie bekümmern. Jeder, dem sein Vaterland lieb ist, hüte sich vor ihren beschämenden Schmeicheleien, und

[1] Humaniora St. 2. oder 3. des Jahrs 1796.

mache sich eben so viel aus dergleichen längstbekannten Rathschlägen. Was von Franzosen über unsere Literatur gesagt werden kann, ist hundertfach gesagt; wir aber wissen selbst am besten wo uns der Schuh drückt, woran das Uebel liege. Ich schämte mich, wenn die besten deutschen Schriftsteller sich aus einem Lobe, wie z. B. im **Journal étranger**, so viel machten, und die Reservationen nicht bemerkten mit denen jedes Lob gesagt war. Behüte Gott jeden Deutschen daß er nicht um französischen und englischen Ruhm schreibe! Wo die Natur durch Sprache, Sitten und Charakter die Völker geschieden, da wolle man sie doch nicht durch Artefacta und chemische Operationen in Eins verwandeln.

6. Mich dünkt, wir bleiben auf unserm Wege, und machen aus uns was sich machen läßt. Sage man über unsere Nation, Literatur und Sprache böses und gutes, sie sind einmal die unsern. Mit der französischen Sprache wollen wir nicht tauschen, ihr auch nicht beneiden daß sie die Sprache der Welt sey. Büsch hat die Frage: „gewinnt ein Volk in Absicht auf seine Aufklärung, wenn seine Sprache zur Universalsprache wird?" scharfsinnig und meinem Bedünken nach wahr beantwortet. [1] Als demüthige Deutsche wollen wir das gesammte Universum noch nicht lehren, sondern von jeder Nation, von der wir lernen können, lernen. Von den Altfranzosen sowohl als von den Neufranken wollen wir fortfahren zu lernen, denn eben von jenen ist uns, ihrer bösen Einführung wegen, unparteiisch betrachtet, noch vieles zu lernen übrig. Der eine Theil unserer Nation nahm sie, ohne alles Verhältniß zu unserm Daseyn, mit blinder Verehrung auf, und gewann an ihnen gerade das lieb was für uns nicht diente, Plaisanterien über die Religion, und Zoten; der andere verabscheuete sie um so mehr und betrug sich überhaupt etwas pedantisch. Vielleicht waren wir zum richtigen Empfang und zu Beurtheilung dieser mannichfaltigen Zeit- und Geistesproducte an

[1] Berlin 1787.

beiden Theilen noch zu sehr im Nebel. Jetzt hat sich die Wolke zertheilt; Frankreich selbst hat die Folgen vom Mißbrauch mehrerer Grundsätze Rousseau's, Voltaire's, Helvetius gekostet; die Zeit hat über sie gerichtet und der Zuschauer Urtheil gereifet. — Selbst über Montesquieu sind wir noch in Schulden, denn mir ist kein deutsches Werk bekannt das das Französische für uns brauchbar oder entbehrlich gemacht hätte. Die ganze ältere französische Literatur erwartet zur Anwendung für uns noch ein ruhiges Auge.

7. Bei allen Mißleitungen einer so vielfach zertheilten Nation, wie die deutsche ist, bei Verirrungen die Jahrhunderte lang gedauert haben und sich noch jetzt fast in jedes Urtheil mischen, müssen wir am meisten auf die große Alliirte, die weise Lenkerin menschlicher Thorheiten, die Providenz rechnen. Ihr wollen wir's zuglauben, daß auch die Gallicomanie der Deutschen, die lächerlichste Thorheit deren sich ein ernsthaftes Volk bewußt seyn kann, ihr Gutes haben werde; wäre es auch kein anderes als Fehler zu entblößen die man noch lange verschleiert hätte, und gegen welche kein Salz der Komödie wirksam gewesen wäre. Die Mutter Zeit hat entschleiert; das Salz ist gekostet; thue es die beste Wirkung! Den ganzen Gallicismus unserer obern Stände gelinde abzuführen, und den kalten besonnenen Deutschen den Satz begreiflich zu machen daß wir nirgend anders als in unserm Ulubrä, nach deutscher Weise, mit der Nation die die unsrige ist, wo nicht witzig, so doch vernünftig und glücklich seyn sollen. Jedes andere, fremde Alfanzerei, ist vom Dämon. —

Noch sollte ich mich über den Vorwurf, als ob wir Deutsche die Engländer nicht gnug geehrt hätten, rechtfertigen; der aber widerlegt sich selbst. Mit den Britten stehen wir in reinerem Verhältniß; wir ehren sie aus Neigung über Gebühr, von ihnen keine Ehre erwartend. Unser Herz sagt uns nämlich, „auch wir hätten in den vorigen Jahrhunderten einen Bacon, Shakespear, Milton haben können;" wir fühlen sie als Gebein von unserm Gebein, als

Menschen unserer Art; sie sind die auf eine Insel verpflanzten Deutschen. Daher sind von den Engländern selbst ihre trefflichsten Schriftsteller kaum mit so reger, treuer Wärme aufgenommen worden, als von uns Shakespear, Milton, Addison, Swift, Thomson, Sterne, Hume, Robertson, Gibbon aufgenommen sind. Richardsons drei Romane haben in Deutschland ihre goldene Zeit erlebet; Youngs Nachtgedanken, Tom Jones, der Landpriester haben in Deutschland Secten gestiftet; in englischen Zeitschriften haben wir bewundert, selbst was wir nicht verstanden, was für uns nicht geschrieben war. Und wer wäre es der die Schotten Ferguson, Smith, Stewart, Millar, Blair nicht ehrte? Auf diesem demüthigen Wege wollen wir bleiben, und nicht erwarten daß man uns verstehe und ehre. Der Nationalruhm ist ein täuschender Verführer. Zuerst lockt er und muntert auf; hat er eine gewisse Höhe erreicht, so umklammert er den Kopf mit einer ehernen Binde. Der Umschlossene siehet im Nebel nichts als sein eigenes Bild, keiner fremden neuen Eindrücke mehr fähig. Behüte der Himmel uns vor solchem Nationalruhm; wir sind noch nicht, und wissen warum wir noch nicht sind; wir streben aber und wollen werden.

57.

Bist du, Geliebter, noch so neu und jung,
Daß ein Gespenst, der Nationenruhm,
Dich äffet und betrübt? O sage mir,
Wo ist denn unsre Nation? Und du,
Ich, er und wir, wir alle sind wir sie?

„Da," sagst du, „lies im Briefe Winckelmanns,
Des Deutschen, wie der deutsche Reichsbaron
In Rom sich stolz und dumm gebärdet." — Gut!
So der Baron; das sind Gottlob nicht wir.

„Da," sagst du, „lies, wie ein Tanzmeister einst
(Helvetius erzählt's) den Deutschen anfuhr:
„Ihr ein Engländer, Herr? Das seyd ihr nicht;
Ein deutscher Fürstendiener seyd ihr. Das
Seh' ich an eurem Gang, an eurem Blick!" —
Und jedem Deutschen, der sich in Paris
Für einen kecken, stolzen Britten gibt,
Und jedem Unverschämten in der Zunft
Der Fürstendiener wünsch' ich den Marcel [1] —
Doch was soll uns das?

„Wie gelüstet nicht
Dem Deutschen stets der Vorderste zu seyn?
Und weil es ihn gelüstet, dünkt er sich
Voran. Ein Shakespear, Milton, Swift und Young —
O hier ist mehr als Shakespear, Milton, Young,
Und Swift und Thomson! Lies einmal!" —

Du thust
Den Deutschen Unrecht. Wenn ein Thor so spricht,
Spricht darum so die deutsche Nation?
Doch wenn ein armer Wicht das Präparat
Von Lieberkühn, von Meckel, sieht und murrt
Bescheiden traurig: „Ach, das könnt' ich auch!
Mir fehlet's nur am Besten!" — wolltest du

[1] A la démarche, à l'habitude du corps ce danseur prétend conconnoître le caractère d'un homme. Un étranger se présente un jour dans la salle. De quel pays êtes-vous? lui demande Marcel. »Je suis Anglais.« . . . Vous Anglais? lui réplique Marcel: Vous seriez de cette île où les citoyens ont part à l'administration publique et sont une portion de la puissance souveraine. Non monsieur, ce front baissé, ce regard timide, cette démarche incertaine ne m'annoncent que l'esclave titré d'un électeur. *Helvetius* de l'esprit. Disc. II. Chap. I. Not. a.

Den Jüngling tadeln, daß er in sich fühlt
Was er seyn könnte, und wohl nie seyn wird,
Weil's ihm am Besten fehlet? — Wolltest du
Den Knaben schelten, der „Das kann ich auch!"
Mit kühner Freude ruft, indeß der Arm
Ihm schwach versaget; denn er kann noch nicht
Den Bogen spannen. — „Knabe!" rufet ihm
Der Vater zu, „noch sieben Jahre, und
Du spannest ihn; sey wacker! übe dich!"

Wir Deutsche sind der arme Jüngling; wir
Der schwache Knabe. Ach, wir könnten wohl!
Du weißt woran es liegt; wir können nicht.
Doch nicht verzweifelt! Gibt es Zeit und Glück,
So können wir dereinst.

Sieh rings umher!
Wer sind die Fleißigen, die Künstler in
Britannien und Rußland, Dänemark
Und Siebenbürgen, Pennsylvanien
Und Peru, und Granada? — Deutsche sind's;
Nur nicht in Deutschland. Vor dem Hunger flohn
Sie nach Saratow, in die Tatarei.

Du sahest Augsburg, Nürnberg; blutete
Dein Herz dir nicht, wenn du aus alter Zeit
Die Dürers, und Sanct Sebald, Sanct Johann,
Die alten Drucke, Holz- und Kupferstich',
Und Fensterscheiben, und so manche Kunst
Der Nürenberger, der Augsburger sahst,
Und dann die hungernd Arbeitseligen
Der jetz'gen Zeit besuchtest? — Lies einmal

Mit Winckelmanns auch Lamberts Briefe, was
In Deutschland die Erfindung gilt.
In Rom
Sah ich den fleißigsten der Deutschen; „ah
Il povero Tedesco!“ sprach zu mir
Der Römer. „Warum povero?“ Warum
Santa Maria! Dieser junge Mann,
So fleißig (und er lebet fast von nichts!)
Kommt er mit aller seiner Kunst dereinst
Dort über die Gebirge, spricht zu ihm
Sein Landesherr: „Ich mag des Zeugs nicht mehr!“
So muß er betteln!“ — Ah il povero! —

Du kennst doch unsern Luther, Freund, und hast
Den armen Bettelbrief gelesen, den
Bald nach dem Tode des großmüthigen,
Wohlthät'gen Mannes seine Ehefrau,
Die Mutter vieler Kinder, dürftig, schrieb.
Wohin? nach Deutschland? Nein, nach Deutschland nicht
An Seine Majestät von Dänemark
Schrieb sie demüthig: „da doch auch sein Reich
Lutherisch heiße, möchte gnädigst er
Des Luthers armer Wittwe und den Kindern
Etwas verleihen.“ — Und der König that's.

Du kennst auch Keplers Leben? Lies, o Freund;
Es ist merkwürdig; er verhungerte! —
Dann lies auch Newtons Leben zum Vergleich. —
Willt du noch mehr der Leben?
„Warum schrein
Die Deutschen nicht?“ Ja schrei und schrei und schrei!
Der Wald hat keine Ohren. Kennst du nicht

Das Epigramm: „Dem unglückſel'gen Pan
Iſt Echo ſelbſt auch in der Welle ſtumm!" —

„Und doch ſind ſie in ihrer Herren Dienſt
So hündiſch treu! Sie laſſen willig ſich
Zum Miſſiſippi und Ohioſtrom,
Nach Candia und nach dem Mohrenfels
Verkaufen. Stirbt der Sklave, ſtreicht der Herr
Den Sold indeß, und ſeine Wittwe darbt;
Die Waiſen ziehn den Pflug und hungern. — Doch
Das ſchadet nicht; der Herr braucht einen Schatz."

Grauſam genug! Doch ſollten darum dann
Die Väter treulos werden? Liegt das Ach
Der Wittwen, und der Waiſen Seufzer, liegt
Des Vaters Leben und ſein Seufzen dann
Nicht auch in ſeines Herren Schatz? — Geduld!

„Armſelig Volk! Wie's einer macht, ſo hat er's!"

Nicht alſo! Freund, wie einer iſt, ſo thut er.
So heißt's. Der gute Deutſche thue guts! —
Was ſollte Rache? Und was hälfe ſie?
Stockprügel und die Kugel vor den Kopf — —
Er laſſe Gott es über! —

„Gott! Der hat
Was anderes zu thun als für den Deutſchen
Zu ſorgen, der die Sache nicht verſteht." —

So muß ſie Gott verſtehen! O es flammt
Kein brennender Altar, wie dieſer! Sieh,
Der Wittwen Angſtgebet iſt Weihrauch, ſieh,
Des Vaters und der Waiſen Seufzer fachen
Die Gluth an. Wie die Flamme ſteigt! Sie ſprüht!
Die Kohlen glühn auf des Verkäufers Haupt. — —

„Moral der alten Zeiten! Doch wohin
Sind wir verirrt vom Nationenruhm
Zu deutschen Negern?“ —

Wohl! der erste Ruhm
Der Nation ist Unschuld; nie die Hand
Im Blut zu waschen; auch gezwungen es
So zu vergießen, als sein eignes Blut. —

Der zweite Ruhm ist Mäßigung. Es ruft
Der Hindus und der Peruaner Noth,
Die Wuth der Schwarzen und der Mexicaner
Gebratner Montezuma rufen noch
Zum Himmel auf, und flehn Entsündigung! —
O glaube, Freund, kein Zeus mit seinem Chor
Der Götter kehrt zu einem Volke das
Mit solcher Schuld- und Blut- und Sündenlast
Und Gold- und Demantlast beladen, schmaust.
Er kehrt bei stillen Aethiopiern
Und Deutschen ein, zu ihrem armen Mahl.

Der dritte Nationalruhm ist Weisheit;
Nicht schlaue Truglist, schöne Worte nicht.
Die Welt mit Worten äffen ist ein Dunst
Des Dämons, der den Blendenden erstickt.
Wer alle Welt zum Thoren hat, ist selbst
Der größte Thor; er spielt die blinde Kuh. —
Aufrichtigkeit ist Weisheit; Billigkeit
Und Rechtthun ist Verstand.

„Doch du verschweigst
Die Grazien des Lebens. Gilt die Kunst,
Witz und Genie für nichts?“

Für vieles, Freund,
Doch nicht für alles. Kunst, Genie und Witz
Ist nicht der Nationen einziger
Und höchster Ruhm; es sey denn jene Kunst,
Die Kunst der Künste, Weisheit. — Daß ein Narr
Mit angeborner Kunst sich vor mir spielt,
Und jene singt und diese liebend tanzt,
In Ohnmacht sinket und mit Reiz erwacht;
Daß auf der Bühne, jener auf dem Seil
Das Herz der Weiber regt; ein andrer dort
Den Brummbaß streichet und durch Löcher bläst,
Und dieser Verse drechselt, jener Punsch
Zu Eis bereitet; gut mag es zwar seyn,
Doch nicht das Beste, das Nothwendigste.
Pythagoras, Confuz und Sokrates,
Sie wußten nichts davon und rechneten
Auch nicht darauf. Ein gar armselig Volk,
Das sein Verdienst nur auf der Bühne, nur
Auf Brettern hat und es aus Löchern bläst! —

„Und dennoch ist's Verdienst!" —

Ein örtliches!
Der Himmel theilt die Gaben wie er will.
Nicht jedes Klima, jeder Boden gibt
Dieselben Früchte; nicht auch jede Zeit,
Noch jeder Baum und Wurzel, Halm und Strauch
Dieselbe. Wer vom Baume Most, vom Eis
Die Ananas begehret, ist —

„Ereifre
Dich nicht, o Freund. Es bleibet Ananas
Und Schlehbeer unterschieden. Shakespear,

Homer und Ossian und Raphael
Sind doch wohl Nationenruhm?" —

Mit nichten!
Dem Menschengeist gehören sie, und nicht
Der Nation. Mir ist es Gräuel, wenn
Der gröbste Britte Shakespeare's sich rühmt
Als sey er's selbst, als hätt' er ihn gezeugt,
Und zimmern helfen. Ihn geschmähet hat
Die Nation durch manche Aefferei
Und blinden Stolz. — Des Dichters Auge, das
In schönem Wahnsinn über Meer und Land
Und Erd' und Himmel flog, und jede Welt
In ihrer Schönheit sah — dieß Auge war
Nicht in Cambridge, auch von Dollond nicht
Geschliffen; Auge war es der Natur.
Die göttliche Idee, die Raphael
Begeisterte, war eines Engels Traum,
Kein Urbinat'sches Töpferwerk. Und ist
Urbino denn Italien? — Der Ruhm
Der auf den Farbenreiber überging
Vom Maler, ist ein wahrerer als der
Wenn hundert Jahre drauf der Römer ruft:
„Wir hatten einen Raphael!" Warum,
Ihr guten Römer, habt ihr ihn nicht mehr?

Der Glanz, o Freund, der von dem göttlichsten
Genie die Nation bestrahlet, ist
Ein Götterglanz, der nur die Würdigsten
Erleuchtet und verklärt; dem Schwachen nimmt
Er seiner Augen Licht; dem Thoren, oft
Der Nation, enthüllt er wie ein Blitz

Nur ihre Niedrigkeit. Verschmachtete
Der Kanzler Baco nicht, und lechzete
Umsonst im Sterben nur nach besserm Bier? [1]

Der vierte Nationenruhm ist That
Zum Wohl der Menschen. Was ein ganzes Volk
Gezwungen und in Trunkenheit gethan,
Das that es nicht. Und was die Königin
Titania, die Zeit, durch ihren Puck
Im Scherz hinspielte, noch viel weniger.
Das Werk der Einzelnen zum Wohl der Welt,
Jetzt in Erfindung, auch im Willen nur, —
Heil ihnen, wenn es einst die Nation
Mit dankendem Gefühl begrüßet, bis
Es allen Völkern zum Gedeihen kommt! —
Wer diesen Aether des Verdienstes trinkt,
Wie schwinden ihm die Namen! Hoch aufgehn
Läßt er die Sonn' auf eine halbe Welt,
Und regnet allen Nationen Heil. —

[1] *Wilson* in his life of the King *James* says: Though Lord *Bacon* had a pension allowed him by the King, he wanted to his last; living obscurely in his lodgings at *Gray's Inn*, where his loneless and desolate condition wrought upon his ingenious and therefore then more melancholy temper, that he pined away. And he had this unhappiness after all his height of plenitude, *to be denied beer to quench his thirst.* For having a sickly tast, he did not like the beer of the house, but sent to Sir *Folk Greville*, Lord *Brook* in his neighbourhood (now and then) for a bottle of his beer, and after some grumbling, the butler had order to deny him. — Lord Chancellor *Bacon*, says *Howell* in his letters, is lately dead of a long languish illness. He died so poor, that he scarce left money to bury him, *which did argue no great wisdom, it being one of the essential properties of a wise man to provide for the main chance.* Die Niederträchtigkeiten im Factum und Urtheil sind der Uebersetzung unwürdig.

„Mich wundert, daß du nicht die Druckerei
Der Deutschen rühmest; sie sind stolz darauf!" —

Nicht stolz; nur dankbar. Gibt sie nicht dem Wort
Allgegenwart, Gemeinnutz, Ewigkeit?
An Zeiten bindet sie die Zeiten, knüpft
Gedanken an Gedanken, Fleiß an Fleiß;
Ein Genius der wachsenden Vernunft,
Das Band getrennter Seelen, sie, die Schrift
Der Schriften, einigt aller Menschen Herz
Und Sinn und Geist; sie wehrt der Barbarei,
Und spottet des Naturgesetzes, das
Jedweden Einzelnen so bald begräbt.
In Schriften lebt von ihm der bess're Theil,
Durch sie unsterblich. —

Aber hör', o Freund,
Das alles ist im Nationenruhm
Das Höchste nicht.

„Und gäb's ein Höheres?"

Ein Höchstes, nützende Verborgenheit.
Wenn dein Verdienst der leichte Nachbar dir
Entwendet, und der reichere genießt;
Wenn bettelnd du zu ihm hinwandern mußt,
Und flehen ihm daß er dein Gutes doch
Als seines nütze; wenn dein Weib und Kind
Zu Hause darbt, und du mit Leibsgefahr
Dich aus dem Lande stahlest, das dir nichts
Als eine rothe Binde zum Geschenk
Zu geben hatte; dennoch dir das Herz
Vor Freude schlägt zu deinem Werk, und du
Den kalten Hohn der Thoren trägest, liebst

Dein Vaterland, in ihm die tausend Guten
Mitduldenden; du liebst das deutsche Weib,
Den deutschen Mann und Freund und Unterthan,
Und Bürger und Arbeiter, liebest selbst
Die deutsche Dumpfheit und Verlegenheit,
Und Treu und Einfalt mehr als jeden Stolz
Begüterter Barbaren; bleibe der!
So wohnt in dir die deutsche Nation.

Da wohnt sie eng und sehr incognito.
Ich merk', es geht aufs alte Sprüchwort aus:
„So ihr; doch nicht für euch!" [1]
Ein hohes Wort,
Wenn uns die Schickung werth hält, nicht für uns,
Für andere zu seyn. Es wendet sich
Der Zeiten Blatt. Was sinket, ist darum
Das Schlechtre nicht. Wir lernen jetzt und stets,
Stets laßt uns lernen! Laßt uns fröhlich sä'n,
Im Nebel auch: die Ernte kommt gewiß.

58.

Aber warum müssen Völker auf Völker wirken, um einander die Ruhe zu stören? Man sagt, der fortgehend wachsenden Cultur wegen; wie gar etwas anders sagt das Buch der Geschichte!

Hatten jene Berg- und Steppenvölker aus Nordasien, die ewigen Beunruhiger der Welt, es je zur Absicht, oder waren sie je im Stande Cultur zu verbreiten? Machten die Chaldäer nicht einem großen Theil der alten Herrlichkeit des Vorderasiens eben ein Ende? Attila, so viele Völker, die ihm vorgingen und nachfolgten, wollten sie die Fortbildung des Menschengeschlechts befördern? Haben sie sie befördert?

[1] Sic Vos non Vobis.

Ja die Phönicier, die Karthager mit ihren gerühmten Colonien, die Griechen selbst mit ihren Pflanzstädten, die Römer mit ihren Eroberungen, hatten sie diesen Zweck? Und wenn sich durch das Reiben der Völker an einander hier etwa diese Kunst, dort jene Bequemlichkeit verbreitete; leisten diese wohl Ersatz für die Uebel die das Drängen der Nationen auf einander dem Siegenden und dem Besiegten gaben? Wer vermag das Elend zu schildern das die griechischen und römischen Eroberungen dem Erdkreise, den sie umfaßten, mittelbar und unmittelbar brachten? [1]

Selbst das Christenthum, sobald es als Staatsmaschine auf fremde Völker wirkte, drückte sie schrecklich; bei einigen verstümmelte es dergestalt ihren eigenthümlichen Charakter daß keine anderthalbtausend Jahre ihn haben zurechtbringen mögen. Wünschten wir nicht daß z. B. der Geist der nordischen Völker, der Deutschen, der Galen, Slaven u. s. ungestört und rein aus sich selber hätte hervorgehen mögen?

Und was nutzten die Kreuzzüge dem Orient? Welches Glück haben sie den Küsten der Ostsee gebracht? Die alten Preußen sind vertilget; Liwen, Esthen und Letten im ärmsten Zustande fluchen im Herzen noch jetzt ihren Unterjochern, den Deutschen.

Was endlich ist von der Cultur zu sagen, die von Spaniern, Portugiesen, Engländern und Holländern nach Ost- und Westindien, unter die Neger nach Afrika, in die friedlichen Inseln der Südwelt gebracht ist? Schreien nicht alle diese Länder, mehr oder weniger, um Rache? Um so mehr um Rache, da sie auf eine unübersehliche Zeit in ein fortgehend wachsendes Verderben gestürzt

[1] Die französische Schrift (des Chevalier de Chatellux) de la félicité publique ou considérations sur le sort des hommes dans les différentes époques de l'histoire. Amsterd. 1772. behandelt ein Thema, dem nicht genug Aufmerksamkeit gewidmet werden kann. Wozu die Geschichte, wenn sie uns nicht das Bild der glücklichen oder unglücklichen, der verfallenden oder sich aufrichtenden Menschheit zeiget?

sind. Alle diese Geschichten liegen in Reisebeschreibungen zu Tage; sie sind bei Gelegenheit des Negerhandels zum Theil auch laut zur Sprache gekommen. Von den spanischen Grausamkeiten, vom Geiz der Engländer, von der kalten Frechheit der Holländer, von denen man im Taumel des Eroberungswahnes Heldengedichte schrieb, sind in unserer Zeit Bücher geschrieben, die ihnen so wenig Ehre bringen daß vielmehr, wenn ein europäischer Gesammtgeist anderswo als in Büchern lebte, wir uns des Verbrechens beleidigter Menschheit fast vor allen Völkern der Erde schämen müßten. Nenne man das Land wohin Europäer kamen, und sich nicht durch Beeinträchtigungen, durch ungerechte Kriege, Geiz, Betrug, Unterdrückung, durch Krankheiten und schädliche Gaben an der unbewehrten, zutrauenden Menschheit, vielleicht auf alle Aeonen hinab, versündigt haben! Nicht der weise, sondern der anmaßende, zudringliche, übervortheilende Theil der Erde muß unser Welttheil heißen; er hat nicht cultivirt, sondern die Keime eigner Cultur der Völker, wo und wie er nur konnte, zerstöret. [1]

Was ist überhaupt eine aufgedrungene, fremde Cultur? eine Bildung die nicht aus eignen Anlagen und Bedürfnissen hervorgeht? Sie unterdrückt und mißgestaltet, oder sie stürzt gerade in den Abgrund. Ihr armen Schlachtopfer, die ihr von den Südseeinseln nach England gebracht wurdet um Cultur zu empfangen, ihr seyd

[1] S. unter hundert andern des menschlichen le Vaillants neuere Reisen ins Innere von Afrika. Berlin 1796, mit Reinhold Forsters Anmerkungen. „Nicht nur am Vorgebirge der guten Hoffnung," sagt dieser schätzbare Gelehrte (Th. I. S. 69), sondern auch in Nordamerika, an der Hudsonsbay, in Senegal, am Gambia, in Indien, kurz allenthalben wohin Europäer kommen, betrügen sie die armen Eingebornen im Handel. Besonders macht England, das neue Karthago, den Namen der Europäer in allen andern Welttheilen verabscheuet." — So Forster. Und wäre es mit dem Betrügen allein ausgerichtet! Der Hefen von Europa hat Gährungen gemacht, und erhält Gährungen in allen Welttheilen.

Sinnbilder des Guten, das die Europäer überhaupt andern Völkern mittheilen! [1] Nicht anders also als gerecht und weise handelte der gute Kien-Long, da er dem fremden Vicekönig schnell und höflich mit tausend Freudenfeuern den Weg aus seinem Reich zeigen ließ. Möchte jede Nation klug und stark genug gewesen seyn den Europäern diesen Weg zu zeigen! —

Wenn wir nun sogar lästernd vorgeben daß durch diese Beeinträchtigungen der Welt der Zweck der Vorsehung erfüllt werde, die uns ja eben dazu Macht und List und Werkzeuge gegeben habe die Räuber, Störer, Aufwiegler und Verwüster aller Welt zu werden, wer schauderte nicht vor dieser menschenfeindlichen Frechheit? Freilich sind wir, auch mit Thorheiten und Lasterthaten, Werkzeuge in den Händen der Vorsehung; aber nicht zu unserm Verdienst, sondern vielleicht eben dazu daß wir durch eine rastlose höllische Thätigkeit im größesten Reichthum arm, von Begierden gefoltert, von üppiger Trägheit entnervt, am geraubten Gift ekel und langweilig sterben.

Und wenn einige Neulinge mit Anmaßungen solcher Art alle Wissenschaften beflecken, wenn sie die gesammte Geschichte der Menschheit dahin abzweckend finden daß auf keinem andern als diesem Wege den Nationen Heil und Trost widerfahren könne, sollte man da *unser ganzes Geschlecht* nicht aufs empfindlichste bedauren?

Ein Mensch, sagt das Sprüchwort, ist dem andern ein Wolf, ein Gott, ein Engel, ein Teufel; was sind die auf einander wirkenden Menschenvölker einander? Der Neger malt den Teufel weiß, und der Lette will nicht in den Himmel sobald Deutsche da sind. „Warum gießest du mir Wasser auf den Kopf?" sagte jener sterbende

[1] Unparteiische und unübertriebene Bemerkungen darüber findet man in *Reinhold Forsters* Anmerkungen, wie zu mehreren so zu *Hamiltons* Reise um die Welt. Berlin, 1794.

Sklave zum Missionär. — „Daß du in den Himmel kommest.“ — „Ich mag in keinen Himmel wo Weiße sind,“ sprach er, kehrte das Gesicht ab und starb. Traurige Geschichte der Menschheit!

Neger-Idyllen.

Die Frucht am Baume.

Ich ging im schönsten Cedernhain,
Und hörete der Vögel Lied,
Bewundernd ihrer Farben Glanz,
Bewundernd ihrer Bäume Pracht —
Als plötzlich aus der Höhe mich
Ein Aechzen weckte. Welch Gesicht! —
Ein Käfig hing am hohen Baum,
Umlagert von Raubvögeln, schwarz
Umwölket von Insecten. —

Als
Die Kugel meines Rohres sie
Verscheucht, sprach eine Stimme: „Gib
Mir Wasser, Mensch! Es dürstet mich.“

Ich sah den menschenwidrigsten
Anblick. Ein Neger, halb zerfleischt,
Zerbissen; schon Ein Auge war
Ihm ausgehackt. Ein Wespenschwarm
An offnen Wunden sog aus ihm
Den letzten Saft. Ich schauderte.

Und sah umher. Da stand ein Rohr
Mit einem Kürbiß, womit ihn
Barmherzig schon sein Freund gelabt.

Ich füllete den Kürbiß. — „Ach!
Rief jenes Aechzen wieder, Gift
Darein thun, Gift! du weißer Mann!
Ich kann nicht sterben."

Zitternd reicht'
Ich ihm den Wassertrank: „Wie lang
O Unglücksel'ger, bist du hier?" —
„Zwei Tage; und nicht sterben! Ach,
Die Vögel! Wespen! Schmerz! o Weh!"

Ich eilte fort und fand das Haus
Des Herrn im Tanz, in heller Lust.
Und als ich nach dem Aechzenden
Behutsam fragte, höret' ich,
Daß man dem Jünglinge die Braut
Verführen wollen; und wie er,
Das nicht ertragend, sich gerächt.
Dafür dann büße nun sein Stolz
Die Keckheit und den Uebermuth.

„Und der Verführer?" fragt' ich.

— „Trinkt
„Dort an der Tafel."

Schaudernd floh
Ich aus dem Saal zum Sterbenden.
Er war gestorben. — Hatte dich,
Unglücklicher, mein Trank zum Tode
Gestärket, o so gab ich dir
Das reichste süßeste Geschenk.

Die rechte Hand.

Ein edler Neger, seinem Lande frech
Entraubet, blieb auch in der Sklaverei
Ein Königssohn, that edel seinen Dienst,
Und ward der Mitgefangnen Trost und Rath.

Einst als sein Herr, der weiße Teufel, wüthend
Im Zorn der Sklaven einem schnellen Tod
Aussprach, trat Fetu bittend vor ihn hin,
Und zeigte seine Unschuld: Widersprichst
Du mir? Du selbst, du sollst sein Henker seyn!"

„Sogleich!" antwortet Fetu, „nur noch Einen,
Noch einen Augenblick!" Er flog hinweg,
Und kam zurück, in seiner linken Hand
Die abgehaune Rechte haltend, die
Den Henkersdienst vollführen sollte. Tief
Gebückt legt er sie vor den Herren: „Fordre,
Gebieter, von mir was du willst; nur nichts
Unwürdiges."

Er starb an seiner Wunde,
Und seine Hand ward auf sein Grab gepflanzt.

*

„Wie manche Arme lägen!" — — Nein doch, nein!
Gar viele lägen nicht; die Willkür wird
Ohnmächtig wenn es ihr am Werkzeug fehlt.

Sprichst du hingegen: „wie der Herr gebeut!"
Und „thu' ich's nicht, so thut's ein anderer;
„Lieb ist ja jedem seine rechte Hand!"
So henken Sklaven (das Gefühl des Unrechts

In ihrem Herzen) andre Sklaven frech
Und scheu und stolz, bis sie ein dritter henkt.“ [1]

Die Brüder.

Mit seinem Herren war ein Negerjüngling
Von Kindheit an erzogen; Eine Brust
Hatt' sie genährt. Aus seiner Mutter Brust
Hatt' afrikansche Bruderliebe Quassi
Zu seinem Herrn gesogen, hütete
Sein Haus und lebte, lebte nur in ihm.

Der Neger glaubte sich von seinem Herrn
(Einst seinem Spielgesellen) auch geliebt,
That was er konnte, lebend nur für ihn.

Und — bittre Täuschung! einst um ein Vergessen,
Das auch dem Göttersohn begegnen kann,
Ergrimmete sein Herr und sprach zu ihm
Von Karrenstäupe. [2]
Wie vom Blitz gerührt,
Stand Quassi da, der treue Freund, der Bruder,
Der liebende Anbeter seines Herrn.

[1] Mit Recht nennen die französischen Geschichtschreiber die Namen derer, die 1572 zum Bartholomäusfest ihre Hände nicht bieten wollten: la cour ordonna dans toutes les provinces les mêmes massacres qu'à Paris; mais plusieurs commandans refusèrent d'obéir. Un Sr. *Herem* en Auvergne, un la *Guiche* à Macon; un vicomte *d'Orte* à Bayonne et plusieurs autres écrivirent à Charles IX. la substance de ces paroles: qu'ils périroient pour son service, mais qu'ils n'assassineroient personne pour lui obéir. Was diese Männer mit gesunder Hand schrieben, zeigte der Neger.

[2] Die entehrendste Negerstrafe.

Das Wort im Herzen, deckte schwarzer Gram
Die ganze Schöpfung ihm. Verstummt entzog
Er sich des Herren Anblick. — Meinet ihr,
Er floh? Mit nichten! Sicher hoffend noch,
Daß ihn ein Freund, daß die Erinnerung
Der Jugend ihn versöhne, rettet er
Sich in der niedern Sklaven Hütte, die
Ihn hoch verehreten. Da wartet' er
Ein nahes Fest ab, das sein Herr dem Neffen
Bereitet', und ein Tag der Freude war.
„Dann, sprach er bei sich selbst, „wird ihm die Zeit
Der Jugend wiederkehren. Billigkeit,
Und meine Unschuld, meine Lieb' und Treu
Wird für mich sprechen. Er vergaß sich; doch
Er wird sich wiederfinden." —
Jetzt erschien
Der Tag; das Fest ging an; und Quassi wagte
Sich auf den Hof.
Doch als sein Herr ihn sah,
Ergrimmet wie ein Leu, der Blut geleckt,
Sprang er auf ihn. Der Arme floh. Der Tiger
Erjagt ihn; beide stürzen; stampfend kniet
Sein Herr auf ihm, ihm jede Marter drohend.

Da hub mit aller seiner Negerkraft
Der Jüngling sich empor, und hielt ihn fest
Danieder, zog ein Messer aus dem Gurt
Und sprach: Von Kindheit an mit Euch erzogen,
In Knabenjahren Euer Spielgesell,
Liebt' ich Euch, wie mich selbst und glaubte mich
Von Euch geliebet. Ich war Eure Hand,

Eu'r Auge. Euer kleinster Vortheil war
Mein eifrigster Gedanke Tag und Nacht,
Denn das Vertraun auf Eure Liebe war
Mein größter Schatz auf dieser Welt. Ihr wißt,
Ich bin unschuldig; jene Kleinigkeit,
Die Euch aufbrachte, ist ein Nichts. Und Ihr,
Ihr drohtet mir mit Schändung meiner Haut.
Das Wort kann Quassi nicht ertragen, denn
Es zeigt mir Euer Herz."
Er zog das Messer
Und stieß es — meint ihr in des Tigers Brust?
Nein; selbst sich in die Kehle. Blutend stürzt
Er auf den Herren nieder, ihn umfassend,
Beströmend ihn mit warmem Bruderblut.

*

Wie manche Kugel in Europa fuhr
In des Beleidigten gekränktes Hirn,
Die den Beleid'ger fromm verschonete;
Wie manches „Ich der König" fraß das Herz
Des Dieners auf mit langsam schnellem Gift. [1]
O wenn Gerechtigkeit vom Himmel sieht;
Sie sah den Neger auf dem Weißen ruhn.

[1] C'est à ce même Cardinal *Espinosa* que *Philippe* II. donna le coup de la mort par un mot de reprimande; *Cardinal*, lui dit-il, *souvenez-vous que je suis le Président.* Espinosa en mourut de douleur quelques jours après. Dans une syncope qui lui prit on se pressa tant de l'ouvrir pour l'embaumer, qu'il porta la main au rasoir du Chirurgien; et que son coeur palpita encore après l'ouverture de l'estomac. La crainte qu'on avoit que ce Cardinal ne revint en santé, fit hâter sa mort, pour contenter le Prince, les Grands etc. Mèmoircs historique-politiques par *Amelot de la Houssaye.* T. I. p. 210.

Zimeo.

Ein Lärm erscholl; die weite Ebne stand
In Flammen; zwei-, dreihundert Wirbelsäulen
Von rothem, grünem, gelbem Feuer stiegen
Zum Himmel auf, und vom Gebirge drückt
Ein langer schwarzer Rauch sich schwer herab,
Durch den die Morgensonne ängstlich drang,
Kaum seinen Saum vergüldend. Traurig blickten
Der Berge Spitzen aus dem Rauch hervor,
Und fern am Horizont das helle Meer.

Die heerdenvolle Ebne war voll Angst-
Geschrei der Fliehenden, verfolgt von Schwarzen,
Die unter blühnden Pflanzungen Kaffee,
Kakao, Zuckerrohr und Indigo
Und Ruku, in Pom'ranzenlauben sie
Erwürgten. In der Vögel Lied ergoß
Sich Weh und Ach der Sterbenden. —
Da trat
Ein Mann vor uns; mit Blute nicht befleckt,
Und Güte sprach in seinen Zügen, die
Im Augenblick mit Zorn und Trauer, Wuth
Und Wehmuth wechselten. Gebietend stand
Er wie ein Halbgott da, geboren zu befehlen.

Und milde sprach er: „höret, hört mich an,
Ihr Friedensmänner, wendet eure Herzen
Zum unglücksel'gen Zimeo. Er ist
Mit Blute nicht befleckt; zwar wär' es nur
Gottloser Blut, denn meiner Brüder Qual
Rief vom Gebirge [1] mein Geschlecht herab,

[1] In Jamaica ist eine freie Negerrepublik, deren Unabhängigkeit im Jahr 1738 von den Engländern anerkannt und bestätigt werden mußte.

An Tigern sie zu rächen. Aber ich
Begleitet' sie, sie einzuhalten; wo
Ich irgend Milde fand, verschont' ich. Ich
Verschmähte, selbst mit schuld'ger Weißen Blut
Mich zu beflecken. Sklaven, tretet her,
Wie lebt ihr hier? — O wendet eure Herzen,
Ihr Friedensmänner, nicht vom Zimeo.

Er rief die Sklaven unsres Hauses, sie
Befragend um ihr Schicksal. Alle traten
Mit Freude vor ihn hin, erzählend ihm
Ihr Leben. „Komm, o Edler," sprachen sie,
„Sieh unsre Kleider, unsre Wohnungen."
Sie zeigten ihm ihr Geld; die Freigelass'nen
Umringten uns und küßten unser Knie,
Und schwuren, nie uns zu verlassen.
Tief
Gerührt stand Zimeo, die Augen jetzt
Auf uns, dann auf die Sklaven wendend, dann
Zum Himmel: „Mächtiger Orissa, der
Die Schwarzen und die Weißen schuf, o sieh,
Sieh auf die wahren Menschen, dann bestrafe
Die Frevler! — Reicht mir eure Hand! —
Von nun an
Will ich zwei Weiße lieben."
Nieder warf er
Auf eine Matte sich im Schatten. „Hört
Den unglücksel'gen Zimeo! Er ist
Nicht grausam! Beim Orissa! nicht; nur tief
Unglücklich." — Laut aufschluchzend hielt er ein.
Da stürzten zu ihm zwei von unsern Sklaven:
„Wir kennen dich, Sohn unsres Königes,

Des mächt'gen Damiels. Ich sah dich oft
Zu Benin." — „Ich zu Onebo." —
Sie traten
Zurück. — Er rief sie freundlich zu sich:
„Bleibt,
Ihr meine Landesleute bleibt mir nah!
Zum erstenmale wird Jamaica's Luft
Mir angenehm, da ich mit euch sie athme."

Er faßte sich und sprach: „Ihr Friedensmänner,
Hört meine Qual. Mein Vater sandte mich,
Daß mich des Hofes Schmeicheleien nicht
Verderbeten, zum Dorfe Onebo.
Ein fleißig Dorf von Ackerleuten. Da
Erzog Matomba mich, der weiseste
Der Menschen. Ach, verloren ist er mir,
Und seine Tochter, meine Elavo,
Mein Weib." Er weinete; dann fuhr er fort.
Ihr Weiße habt nur eine halbe Seele,
Die nicht zu lieben, nicht zu hassen weiß.
Nur Gold ist eure Leidenschaft. — Doch höret! —

„Als ich in Onebo (o schönes Land
Voll süßester Erinn'rung!) mit Matomba,
Ein Ackersmann, und froh und glücklich war,
Mit meiner Elavo im ersten Traum
Der Liebe; sieh, da kam ein schwarzes Schiff
Der Portugiesen an die Küste. O
Hätt' ich es nie gesehn! Zu Benin werden
Verbrecher nur verkauft. Zu Onebo
War kein Verbrecher. — Also luden uns
Die Räuber auf ihr Schiff. Ein Fest begann;

Musik erklang: ein Tanz. — Noch hör' ich ihn
Den fürchterlichen Schuß der Abfahrt, mitten
In der Musik. Man lichtete die Anker;
Die Küste floh, sie floh. Da half kein Flehn,
Kein Bitten, Rufen! Ach verschone mich
Du Angedenken! — Hartgefesselt lagen
In tiefem Gram, in schwarzer Trauer wir.
Drei Jünglinge von Benin nahmen sich
Das Leben; ich nahm mir es nicht, um meiner
Geliebten Elavo, um meines guten
Matomba willen. „Ihnen kannst du doch
Vielleicht noch helfen, dacht' ich; sie verlassen,
Das kannst du nicht." Ihr Anblick gab mir Trost.

„So kamen wir nach vielen Leiden in
Den Hafen. Und, o bittrer Augenblick!
Da wurden wir getrennt. Vergebens warf
Mein Weib, ihr Vater sich dem Ungeheur
Zu Füßen; ich mit ihnen. Wilden Blicks
Stürzt' Elavo auf mich; ich faßte sie
Mit eiserm Arm. Umsonst! Man riß sie los.
Noch hör' ich ihr Geschrei! ich seh' ihr Bild!
Sie trug ein Kind von mir in ihrem Schooß. —
Ich seh' Matomba!" —

Plötzlich stürzte Franz,
Mein guter Franz, den von den Spaniern
Aus Mitleid über seine Qualen ich
Mit seiner schönen Tochter losgekauft
Und mit mir hergeführt (er war bisher
Im Innersten des Hauses zur Bedeckung
Der Fraun gewesen); plötzlich stürzte Franz

Mit Mariannen hin auf Zimeo.
„Matomba! Elavo!" — „Mein Zimeo!
Sieh deinen Sohn! — Um seinetwillen nur
Ertrugen wir das Leben, bis wir hier
Die Guten fanden. Zimeo! Dein Sohn!" —

Er nahm das Kind in seinen Arm. „er soll
Kein Sklave eines Weißen werden, er,
Der Sohn, den Elavo gebar."
„Ohn' ihn
Hätt' ich die Welt schon längst verlassen, sprach
Die Weinende, jetzt hab' ich dich und ihn!"

Wer spricht das Wiedersehn der Liebenden,
Die kaum einander mehr zu sehen hofften,
Mit Worten aus? Des Vaters Auge, das
Vom Säugling auf die Mutter, auf Matomba,
Und dann zum Himmel flog, und wieder dann
Sanft auf dem Kinde ruhte. Herzensdank,
Wie nie ein Weißer ihn ausdrücken mag,
Wahnsinn des Dankes sageten sie uns,
Und schieden zum Gebirg. O führete
Ein freundlich Schiff sie bald zum Vater, der
Den Sohn beweinet, hin gen Onebo,
Den Ort der ersten Liebe, in die Luft
Des süßen Vaterlandes Benin!

Der Geburtstag.

Am Delaware feierte ein Freund, [1]
Ein Quaker, Walter Miflin, seinen Tag
Des Lebens so:

[1] Delaware, ein Fluß in Nordamerika. Die Quaker nennen sich Freunde.

„Wie alt bist du, mein Freund?"
„Fast dreißig Jahre," sprach der Neger.

„Nun,
So bin ich dir neun Jahre schuldig, denn
Im einundzwanzigsten spricht das Gesetz
Dich mündig. Menschheit und Religion
Spricht dich gleich allen weißen Menschen frei,
In jenem Zimmer schreibet dir mein Sohn
Den Freiheitsbrief; und ich vergüte dir
Das Capital, das in neun Jahren du
Verdienetest, landüblich, acht Procent.
Du bist so frei als ich; nur unter Gott
Und unter dem Gesetz. Sey fromm und fleißig!
Im Unglück oder Armuth findest du
An Walter Miflin immer deinen Freund."

„Herr! lieber Herr! antwortet Jakob, was
Soll ich mit meiner Freiheit thun? Ich bin
Bei euch geboren, ward von euch erzogen,
Arbeitete mit euch, und aß wie ihr.
Mir mangelt nichts. In Krankheit pflegete
Mich eure Frau als Mutter, tröstete
Mich liebreich. Wenn ich denn nun krank bin" —

„Jakob!
Du bist ein freier Mann, arbeite jetzt
Um höhern Lohn; dann kaufe dir ein Land,
Nimm eine Negerin, die dir gefällt,
Die fleißig und verständig ist wie du,
Zur Frau, und lebe mit ihr glücklich. Wie
Ich dich erzogen, zieh auch deine Kinder
Zum Guten auf, und stirb in Friede. — Frei

Bist du und mußt es seyn. Die Freiheit ist
Das höchste Gut. Gott ist der Menschen, nicht
Allein der Weißen Vater. Gäb' er doch
In aller meiner Brüder Sinn und Herz,
Nach Afrika zu handeln, nicht daraus
Euch zu entwenden, euch zu kaufen und
Zu quälen!" —
"Guter Herr, ich kann euch nicht
Verlassen, denn nie war ich euer Sklav.
Ihr fordertet nicht mehr von mir als andre
Für sich arbeiten. Ich war glücklicher
Und reicher als so viele Weiße. Laßt
Mich bei euch, lieber Herr."
"So bleibe denn
In meinem Dienst, du guter Jakob, doch
Als freier Mann. Du feierst diese Woche
Dein Freiheitfest, und dann arbeitest du,
So lange dir's gefällt, um guten Lohn
Bei mir, bis ich dich treu versorge. Sey
Mein Freund! Jakob."
Der Schwarze drückt die Hand
Des guten Walter Miflins an sein Herz:
"So lange dieses schläget, schlägt's für euch!
Nur heute feiern wir; und morgen frisch
Zur Arbeit. Freud' und Fleiß ist unser Fest."

Ging schöner je die Sonne nieder, als
Denselben Tag am Delaware-Strom?
Jedoch ihr schönster Glanz war in der Brust
Des guten Mannes, der für kein Geschenk,
Der nur für Pflicht hielt seine gute That.

59.

Allerdings eine gefährliche Gabe, Macht ohne Güte, erfindungsreiche Schlauigkeit ohne Verstand. Nur können, haben, herrschen, genießen will der verdorben cultivirte Mensch, ohne zu überlegen wozu er könne? was er habe? und ob, was er Genuß nenne, nicht zuletzt eine Ertödtung alles Genusses werde. Welche Philosophie wird die Nationen Europa's von dem Stein des Sisyphus, vom Rade Ixions erlösen, dazu sie eine lüsterne Politik verdammt hat?

In Romanen beweinen wir den Schmetterling, dem der Regen die Flügel netzt; in Gesprächen kochen wir von großen Gesinnungen über; und für jene moralische Verfallenheit unsres Geschlechts, aus der alles Uebel entspringt, haben wir kein Auge. Dem Geiz, dem Stolz, unserer trägen Langenweile schlachten wir tausend Opfer, die uns keine Thräne kosten. Man hört von dreißigtausend um nichts auf dem Platz gebliebenen Menschen, wie man von herabgeschüttelten Maikäfern, von einem verhagelten Fruchtfelde hört, und wird den letzten Unfall vielleicht mehr als jene bedauern. Oder man tadelt, was in Pern, Ismail, Warschau geschah, indem man, sobald unser Vorurtheil, unsere Habsucht dabei ins Spiel kommt, ein gleiches und ein ärgeres mit verbissenem Zorn wünschet.

So ist's freilich. Es ist ein bekannter und trauriger Spruch, daß das menschliche Geschlecht nie weniger liebenswerth erscheine, als wenn es nationenweise auf einander wirket.

Sind aber auch die Maschinen, die so auf einander wirken, Nationen? oder mißbraucht man ihren Namen?

Die Natur geht von Familien aus. Familien schließen sich an einander; sie bilden einen Baum mit Zweigen, Stamm und Wurzeln. Jede Wurzel gräbt sich in den Boden und suchet ihre Nahrung in der Erde, wie jeder Zweig bis zum Gipfel sie in der

Luft sucht. Sie laufen nicht aus einander; sie stürzen nicht über einander.

Die Natur hat Völker durch Sprache, Sitten, Gebräuche, oft durch Berge, Meere, Ströme und Wüsten getrennt; sie that gleichsam alles, damit sie lange von einander gesondert blieben, und in sich selbst bekleibten. Eben jenes Nimrods weltvereinigendem Entwurf zuwider wurden (wie die alte Sage sagt) die Sprachen verwirrt; es trenneten sich die Völker. Die Verschiedenheit der Sprachen, Sitten, Neigungen und Lebensweisen sollte ein Riegel gegen die anmaßende Verkettung der Völker, ein Damm gegen fremde Ueberschwemmungen werden; denn dem Haushalter der Welt war daran gelegen daß zur Sicherheit des Ganzen jedes Volk und Geschlecht sein Gepräge, seinen Charakter erhielt. Völker sollten neben einander, nicht durch und über einander drückend wohnen.

Keine Leidenschaften wirken daher in allem Lebendigen so mächtig als die auf Selbstvertheidigung hinausgehen. Mit Lebensgefahr, mit vielfach verdoppelten Kräften schützt eine Henne ihre Jungen gegen Geier und Habicht; sie hat sich selbst, sie hat ihre Schwäche vergessen, und fühlt sich nur als Mutter ihres Geschlechts, eines jungen Volkes. So alle Nationen die man Wilde nennt; mögen sie sich gegen fremde Besucher mit List oder mit Gewalt vertheidigen. Armselige Denkart die ihnen dieß verübelt, ja gar die Völker nach der Sanftmuth, mit der sie sich betrügen und fangen lassen, classificiret.[1] Gehörte ihnen nicht ihr Land? und ist's nicht die größeste Ehre die sie dem Europärer gönnen können wenn sie ihn bei ihrem Mahl verzehren? Um in Büschings Geographie genauer auf-

[1] Mich dünkt der Brief ziele hier auf eine Stelle in Home's Geschichte der Menschheit, der es bei großem Reichthum der Materialien in mehreren Stücken an festen Grundsätzen mangeln dürfte. — In den meisten Commerz- und Eroberungsreisen werden die Völker auf gleiche Weise geschichtet.

gezeichnet zu stehen, um in gestochenen Kupfern den müßigen Europäer zu ergötzen und mit den Producten ihres Landes den Geiz einer Handelsgesellschaft zu bereichern: ich weiß nicht warum sie sich dazu sollten geschaffen glauben?

Leider ist's also wahr daß eine Reihe Schriften, englisch, französisch, spanisch und deutsch, in diesem anmaßenden, habsüchtigen Eigendünkel verfasset, zwar europäisch, aber gewiß nicht menschlich geschrieben seyen; die Nation ist bekannt die sich hierin ganz zweifellos äußert. »Rule, Britannia, rule the waves;« mit diesem Wahlspruch, glaubt mancher, seyen ihnen die Küsten, die Länder, die Nationen und Reichthümer der Welt gegeben. Der Capitän und sein Matrose seyen die Haupträder der Schöpfung, durch welche die Vorsehung ihr ewiges Werk ausschließend zur Ehre der brittischen Nation und zum Vortheil der indischen Compagnie bewirket. Politisch und fürs Parlament mögen solche Berechnungen und Selbstschätzungen gelten; dem Sinn und Gefühl der Menschheit sind sie unerträglich.[1] Vollends wenn wir arme, schuldlose Deutsche hierin den Britten nachsprechen; Jammer und Elend!

Was soll überhaupt eine Messung aller Völker nach uns Europäern? Wo ist das Mittel der Vergleichung? Jene Nation die ihr wild oder barbarisch nennt, ist im wesentlichen viel menschlicher als ihr; und wo sie unter dem Druck des Klima erlag, wo eine eigne Organisation oder besondere Umstände im Lauf ihrer Ge-

[1] Als Dunbar, von dem einige Beiträge zur Geschichte der Menschheit auch unter uns bekannt sind, des D. Tuckers, eines eifrigen Staatsschriftstellers, true basis of civil government las, sagte er: when the benevolence of this writer is exalted into charity, when the spirit of his religion (er war ein Geistlicher, Dechant von Bristol), corrects *the rancour of his philosophy,* he will *acknowledge in the most intutored tribes some glimmerings of humanity, and some decisive indications of a moral nature.* Manchem Schriftsteller möchte man diesen Geist der Anerkennung der Menschheit im Menschen wünschen.

schichte ihr die Sinne verrückten, da schlage sich doch jeder an die Brust und suche den Querbalken seines eigenen Gehirns. Alle Schriften die den an sich schon unerträglichen Stolz der Europäer durch schiefe, unerwiesene oder offenbar unerweisbare Behauptungen nähren — verachtend wirft sie der Genius der Menschheit zurück, und spricht: „ein Unmensch hat sie geschrieben!"

Ihr edleren Menschen, von welchem Volk ihr seyd, Las Casas, Fenelon, ihr beiden guten St. Pierre, so mancher ehrliche Quaker, Montesquieu, Filangieri, deren Grundsätze nicht auf Verachtung, sondern auf Schätzung und Glückseligkeit aller Menschennationen hinausgehen; ihr Reisenden, die ihr euch, wie Pages und andere, in die Sitten und Lebensart mehrerer, ja aller Nationen zu setzen wußtet, und es nicht unwerth fandet unsere Erde wie eine Kugel zu betrachten, auf der mit allen Klimaten und Erzeugnissen der Klimate auch mancherlei Völker in jedem Zustande seyn müssen und seyn werden; Vertreter und Schutzengel der Menschheit, wer aus eurer Mitte, von eurer heilbringenden Denkart gibt uns eine Geschichte derselben wie wir sie bedürfen?

Nachschrift des Herausgebers.

Da es verschiedenen Lesern angenehm seyn möchte etwas mehr von den ebengenannten Vorsprechern der Menschheit zu wissen als ihre Namen, so füge ich zu Erläuterung des Briefes dieß wenige bei.

De Las Casas (Fray Bartolome), Bischof von Chiapa, war der edle Mann der nicht nur in seiner kurzen Erzählung von der Zerstörung von Indien, sondern auch in Schriften an die höchsten Gerichte und an den König selbst die Gräuel ans Licht stellte die seine Spanier gegen die Eingebornen Indiens verübten. Man warf ihm Uebertreibung und eine glühende Einbildungskraft vor; der Lüge

aber hat ihn niemand überwiesen. Und warum sollte das was man glühende Einbildungskraft nennet nicht lieber ein edles Feuer des Mitgefühls mit den Unglücklichen gewesen seyn, ohne welches er freilich nicht, auch nicht also geschrieben hätte. Die Zeit hat ihn gerechtfertigt, und seinen Gegner Sepulveda mehr als ihn der Unwahrheit überwiesen. Daß er mit seinen Vorstellungen nicht viel ausgerichtet hat, vermindert sein Verdienst nicht; Friede sey mit seiner Asche!

*

Fenelons billige und liebreiche Denkart ist allbekannt. So eifrig er an seiner Kirche hing, und deßhalb über die Protestanten hart urtheilte,[1] weil er sie nicht kannte, so sehr verabscheuete er, selbst als Missionär zu Bekehrung derselben, ihre Verfolgung. „Vor allen Dingen," sagt er zum Ritter St. Georg, „zwingt eure Unterthanen nie ihre Weise des Gottesdienstes zu ändern. Eine menschliche Macht ist nicht im Stande die undurchdringliche Brustwehr, Freiheit des Herzens, zu überwältigen. Sie macht nur Heuchler. Wenn Könige, statt sie zu beschützen, sich in die Gottesverehrung gebietend mengen, so bringen sie dieselbe in Knechtschaft."

In seiner Anweisung, das Gewissen eines Königes zu leiten,[2] gibt er Rathschläge, die, wenn sie befolgt würden, jeder Revolution zuvorkämen. Ich führe von ihnen nur einige an, bloß wie sie der vorstehende Brief fordert.

„Habt ihr das wahre Bedürfniß eures Staats gründlich untersucht und mit dem Unangenehmen der Auflagen zusammengehalten, ehe ihr euer Volk damit beschwertet? Habt ihr nicht Nothdurft des Staats genannt was nur eurer Ehrsucht zu schmeicheln diente?

[1] Theils in seinen Pastoralschriften, theils in den Aufsätzen seines Zöglings, des Herzogs von Bourgogne, ist dieses ersichtlich.

[2] Directions pour la conscience d'un roi — nachgedruckt à la Haye, 1747.

Staatsbedürfniß was bloß eure persönliche Anmaßung war? — Persönliche Prätensionen habt ihr bloß auf eure Privatkosten geltend zu machen, und höchstens das zu erwarten was die reine Liebe eures Volks freiwillig dazu beiträgt. Als Karl VIII nach Neapel ging um sich die Succession des Hauses Anjou zu vindiciren, unternahm er den Krieg auf seine Kosten; der Staat glaubte sich zu Uebernehmung derselben nicht verbunden."

„Habt ihr auswärtigen Nationen kein Unrecht zugefügt? Ein armer Unglücklicher kommt an den Galgen, weil er in höchster Noth auf der Landstraße einige Thaler raubte; und ein Eroberer, das ist ein Mann der ungerechterweise dem Nachbar Länder wegnimmt, wird als ein Held gepriesen. Eine Wiese oder einen Weinberg unbefugt zu nutzen, wird als eine unerläßliche Sünde angesehen, im Fall man den Schaden nicht ersetzt; Städte und Provinzen zu usurpiren, rechnet man für nichts. Dem einzelnen Nachbar ein Feld wegnehmen, ist ein Verbrechen; einer Nation ein Land wegnehmen, ist eine unschuldige, ruhmbringende Handlung. Wo ist hier Gerechtigkeit? wird Gott so richten? „Glaubst du daß ich seyn werde wie du?" Muß man nur im Kleinen, nicht im Großen gerecht seyn? Millionen Menschen, die eine Nation ausmachen, sind sie weniger unsere Brüder als Ein Mensch? Darf man Millionen ein Unrecht über Provinzen thun, das man einem Einzelnen über eine Wiese nicht thun dürfte? Zwingt ihr, weil ihr der Stärkere seyd, einen Nachbar den von euch vorgeschriebenen Frieden zu unterzeichnen damit er größeren Uebeln aus dem Wege gehe, so unterzeichnet er, wie der Reisende dem Straßenräuber den Beutel reicht, weil ihm das Pistol vor der Brust stehet."

„Friedensschlüsse sind nichtig, nicht nur wenn in ihnen die Uebermacht Ungerechtigkeiten erpreßt hat, sondern auch wenn sie mit Hinterlist zweideutig abgefaßt werden um eine günstige Zweideutigkeit gelegentlich geltend zu machen. Euer Feind ist euer Bruder;

das könnt ihr nicht vergessen ohne auf die Menschheit selbst Verzicht zu thun. Bei Friedensschlüssen ist nicht mehr von Waffen und Krieg, sondern von Friede, von Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Treu und Glauben die Rede. Im Friedensschluß ein nachbarliches Volk zu betrügen, ist ehrloser und strafbarer als im Contract eine Privatperson zu hintergehen. Mit Zweideutigkeiten und verfänglichen Ausdrücken im Friedensschluß bereitet man schon den Samen zu künftigen Kriegen, d. i. man bringt Pulverfässer unter Häuser die man bewohnet."

„Als die Frage vom Kriege war, habt ihr untersucht und untersuchen lassen was ihr für Recht dazu hattet? Und dieß zwar von den Verständigsten, die euch am wenigsten schmeicheln. Oder hattet ihr nicht eure persönliche Ehre dabei im Auge, doch etwas unternommen zu haben was euch von andern Fürsten unterschiede? Als ob es Fürsten eine Ehre wäre das Glück der Völker zu stören, deren Väter sie seyn sollen! Als ob ein Hausvater durch Handlungen die seine Kinder unglücklich machen sich Achtung erwürbe! Als ob ein König anderswoher Ruhm zu hoffen hätte als von der Tugend, d. i. von der Gerechtigkeit und von einer guten Regierung seines Volks!" —

Dieß sind einige der sechsunddreißig Artikel Fenelons, die allen Vätern des Volks Morgen- und Abendlection seyn sollten. Zu gleichem Zweck sind seine Gespräche, sein Telemach, ja alle seine Schriften geschrieben; der Genius der Menschlichkeit spricht in ihnen ohne Künstelei und Zierat. „Ich liebe meine Familie," sagt der edle Mann, „mehr als mich; mehr als meine Familie mein Vaterland; mehr als mein Vaterland die Menschheit."

*

Der Abt St. Pierre ist ungerechterweise fast durch nichts als durch sein Project zum ewigen Frieden bekannt; eine sehr gutmüthige, ja edle Schwachheit, die doch so ganz Schwachheit nicht

ist als man meinet. In diesem Vorschlage sowohl als in manchen andern war er mit Fleiß etwas pedantisch; er wiederholte sich, damit, wie er sagte, wenn man ihn zehnmal überhört hätte, man ihn das eilftemal anhöre; er schrieb trocken und wollte nicht vergnügen. [1]

Schwerlich gibt's eine honettere Denkart als die der Abt St. Pierre in allen Schriften äußert. Allgemeine Vernunft und Gerechtigkeit, Tugend und Wohlthätigkeit waren ihm die Regel, die Tendenz unseres Geschlechts und dessen Wahlspruch: donner et pardonner, Geben und Vergeben. Dazu las, dazu sah und hörte er ohne Anmaßung. „Eine Eintrittsrede in die Akademie," sagte er, „verdient höchstens zwei Stunden die man darauf wendet; ich habe vier darauf gewandt, und denke das sey honett genug; unsere Zeit gehört dem Nutzen des Staates."

Ueber den körperlichen Schmerz dachte er nicht wie ein Stoiker, sondern hielt ihn für ein wahres, ja vielleicht für das einzige Uebel, das die Vernunft weder abwenden noch schwächen könne; die meisten andern Uebel, meinte er, seyen abwendbar oder nur von einem eingebildeten Werthe. Seine Mitmenschen des Schmerzes zu überheben, sey die reichste Wohlthat. —

„Man ist nicht verbunden andere zu amüsiren, wohl aber niemand zu betrügen," und so befliß er sich aufs strengste der Wahrheit.

Einzig beschäftigt das hinwegzubringen was dem gemeinen Wohl schadete, war er ein Feind der Kriege, des Kriegsruhms und jeder Bedrückung des Volkes; dennoch aber glaubte er daß die Welt durch

[1] Ueberhaupt hielt er von bloßen Ergötzungsschriften nicht viel; bei unsern Urenkeln, glaubte er, würden sie ganz außer Mode seyn. Als unter lautem Beifall ein dergleichen Gedicht vorgelesen ward, und man ihn fragte was er von diesem Kunstwerk denke? Eh mais, cela est *encore* fort beau, antwortete er, und meinte dieß encore werde nicht ewig dauern. S. Eloge de St. Pierre von d'Alembert.

die schrecklichen Kriege der Römer weniger gelitten habe als durch die Tibere, die Neronen. „Ich weiß nicht," sagt er, „ob Caligula, Domitian und ihres Gleichen Götter waren; das nur weiß ich, Menschen waren sie nicht. Ich glaube wohl daß man sie bei ihren Lebzeiten über das Gute das sie stifteten, genug mag gepriesen haben; einzig Schade nur daß ihre Völker von diesem Guten nichts gewahr wurden." Er hatte oft die schöne Maxime Franz des Ersten im Munde: „Regenten gebieten den Völkern, die Gesetze den Regenten."

Da er nicht heirathen durfte, so erzog er Kinder, ohne alle Eitelkeit, nur zum Nützlichen, zum Besten. Er freuete sich auf eine Zeit da, von Vorurtheilen frei, der einfältigste Capuciner so viel wissen würde als der geschickteste Jesuit, und hielt diese Zeit, solange man sie auch verspätete, für unhintertreiblich. Trägheit und böse Gewohnheiten der Menschen, vorzüglich aber den Despotismus, klagte er als muthwillige Ursachen dieses Aufhaltens an; denn auch die Wissenschaften, meinte er, liebe man nur unter der Bedingung daß sie dem Volk nicht zu gut kämen. So sagte jener Carthäuser, als ein Fremder seine Carthause, wie schön sie sey, lobte: „für die Vorbeigehenden ist sie allerdings schön." —

Eine andere Ursache der Verspätung des Guten in der Welt fand St. Pierre darin daß so wenig Menschen wüßten was sie wollten, und unter diesen noch weniger das Herz hätten zu wissen daß sie es wissen, zu wollen was sie wollen. Selbst über die gleichgültigsten Dinge der Literatur folge man angenommenen fremden Meinungen, und habe nicht das Herz zu sagen was man selbst denket; hiegegen, meint er, sey nur Ein Mittel: daß jeder Mann von Wissenschaft ein Testament mache, und sich wenigstens nach seinem Tode wahr zu seyn getraue. —

Er schrieb eine Abhandlung wie „auch Predigten nützlich werden könnten;" und war insonderheit der mahomedanischen Religion feind,

weil sie die Unwissenheit aus Grundsätzen begünstigt und die Völker thierisch macht (abrutiret).

Christliche Verfolger, meint er, müsse man als Narren aufs Theater bringen, wenn man sie nicht als Unsinnige einsperren wollte.

Hinter seine Abhandlungen setzte er oft die Devise: **Paradis aux bienfaisans!** und gewiß genoß dieser bis an seinen letzten Augenblick gleich- und wohldenkende Mann dieses innern Paradieses. Als man ihn in den letzten Zügen fragte ob er nicht noch etwas zu sagen habe, sagte er: „ein Sterbender hat wenig zu sagen, wenn er nicht aus Eitelkeit oder aus Schwäche redet." — Lebend sprach er nie aus diesen Gründen, und o möchte einst jeder Buchstabe von dem das er damals in einem engen Nationalgesichtskreise schrieb, im weitesten Umfange erfüllt werden! Nach seiner Ueberzeugung wird er's werden.[1]

*

Sein Namensgenannter, Bernardin de St. Pierre, ein ächter Schüler Fenelons, hat jede seiner Schriften bis zur kleinsten Erzählung im Geist der Menschenliebe und Einfalt des Herzens geschrieben. Gern verbindet er die Natur mit der Geschichte der Menschen, deren gutes er so froh, deren böses er allenthalben mit Milde erzählet. „Ich werde glauben," sagt er,[2] „dem menschlichen Geschlecht genutzt zu haben, wenn das schwache Gemälde vom Zustande der unglücklichen Schwarzen ihnen einen einzigen Peitschenschlag ersparen kann, und die Europäer (sie die in Europa wider die Tyrannei eifern und so schöne moralische Abhandlungen ausarbeiten) aufhören in Indien die grausamsten Tyrannen zu seyn." In gleich

[1] Oeuvres de morale et de politique de l'Abbé de St. Pierre (Charles Irenée Castel), T. 1—16. Rotterd. 1741.

[2] Reise nach den Inseln Frankreich und Bourbon, Altenburg 1774. Vorrede S. 3.

edlem Sinn sind sein Paul und Virginie, das Kaffeehaus von Surate, die indische Strohhütte und die Studien der Natur geschrieben.[1] Mit Seelen dieser Art lebt man so gern, und freuet sich daß ihrer noch einige da sind.

*

Die Quaker, an welche der Brief denkt, bringen von Penn an eine Reihe der verdienstvollsten Männer in Erinnerung, die zum Besten unseres Geschlechts mehr gethan haben als tausend Helden und pomphafte Weltverbesserer. Die thätigsten Bemühungen zu Abschaffung des schändlichen Negerhandels und Sklavendienstes sind ihr Werk; wobei indeß überhaupt auch Methodisten und Presbyterianern, jeder schwachen oder starken Stimme jedes Landes ihr Verdienst bleibt, wenn sie taubsten Ohren und härtesten Menschenherzen, geizigen Handelsleuten hierüber etwas zurief. Eine Geschichte des aufgehobenen Negerhandels und der abgestellten Sklaverei in allen Welttheilen wird einst ein schönes Denkmal im Vorhofe des Tempels allgemeiner Menschlichkeit seyn, dessen Bau künftigen Zeiten bevorstehet; mehrere Quakernamen werden an den Pfeilern dieses Vorhofes mit stillem Ruhm glänzen. In unserm Jahrhundert scheint's die erste Pflicht zu seyn den Geist der Frivolität zu verbannen, der alles wahrhaft Gute und Große vernichtet. Dieß thaten die Quaker.

*

Montesquieu verdiente unter den Beförderern des Wohls der Menschen genannt zu werden; denn seine Grundsätze haben über die Mode hinaus gutes verbreitet, gesetzt daß er auch den ganzen

[1] Etudes de la nature, Paris 1776. Man erwartet jetzt von ihm ein Werk: Harmonie de la nature pour servir aux élémens de la morale, das nicht anders als in einem guten Geist abgefaßt seyn kann. Während der Revolution hat er sich weise betragen.

Lobspruch den ihm Voltaire gab,[1] nicht hätte erreichen mögen. Am Willen des edlen Mannes lag es nicht; viele Capitel seines Werks sind, wie die Aufschrift desselben sagt, proles sine matre creata, Blumen, denen es an einem Boden und an ächten Samenkörnern gebrach; eine Menge derselben aber sind heilbringende Blumen und Früchte. Auch seinen persischen Briefen, seiner Schrift über die Größe und den Verfall der Römer, ja seinen kleinsten Aufsätzen fehlet es daran nicht; mehrere Capitel seines Werks vom Geist der Gesetze sind in aller Gedächtniß. Montesquieu hat viele und große Schüler gehabt; auch der gute Filangieri ist in der Zahl.[2]

Da der vorstehende Brief der Schotten und Engländer, eines Bacon, Harrington, Milton, Sidney, Locke, Ferguson, Smith, Millar und anderer nicht erwähnt, ohne Zweifel weil er einen vielgepriesenen Ruhm nicht wiederholen wollte, dagegen aber einige neapolitanische Schriftsteller nennet, so sey es erlaubt das ziemlich vergessene Andenken eines Mannes zu erneuern, der zu einer Schule menschlicher Wissenschaft im ächten Sinne des Worts an seinem Ort vor andern den Grund legte, Giambattista Vico. Ein Kenner und Bewunderer der Alten, ging er ihren Fußstapfen nach, indem er in der Physik, Moral, im Recht, und im Recht der Völker gemeinschaftliche Grundsätze suchte. Plato, Tacitus, unter den Neuen Bacon und Grotius, waren, wie er selbst sagt, seine Lieblingsautoren; in seiner neuen Wissenschaft[3] suchte er das

[1] Der Lobspruch ist bekannt: l'humanité avait perdu ses titres; Montesquieu les a retrouvé. Voltairen selbst ist, was man auch dagegen sage, die Menschheit viel schuldig. Eine Reihe von Aufsätzen zur Geschichte, zur Philosophie und Gesetzgebung, zur Aufklärung des Verstandes u. f., bald in spottendem, bald in lehrendem Ton, sind ihr geschrieben. Seine Alzire, Zaire u. f. deßgleichen.

[2] System der Gesetzgebung. Ansbach 1784.

[3] Principj di una sciencia nuova, zuerst herausgegeben 1725.

Principium der Humanität der Völker (dell umanità delle nazioni), und fand dieß in der Voraussicht (provvedenza) und Weisheit. Alle Elemente der Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge setzte er in Kennen, Wollen, Vermögen (nosse, velle, posse), deren einziges Principium der Verstand, dessen Auge die Vernunft sey, vom Lichte der ewigen Wahrheit erleuchtet. — Er gründete den Katheder dieser Wissenschaften in Neapel, den nachher Genovesi, Galanti betraten;[1] über die Philosophie der Menschheit, über die Haushaltung der Völker haben wir treffliche Werke aus jener Gegend erhalten, da Freiheit im Denken vor allen Ländern in Italien die Küste von Neapel beglücket und werth hält.

60.

Sie wünschen eine Naturgeschichte der Menschheit in rein menschlichem Sinne geschrieben; ich wünsche sie auch; denn darüber sind wir einig daß eine zusammengelesene Beschreibung der Völker nach sogenannten Racen, Varietäten, Spielarten, Begattungsweisen u. s. diesen Namen noch nicht verdiene. Lassen Sie mich den Traum einer solchen Geschichte verfolgen.

1. Vor allem sey man unparteiisch wie der Genius der Menschheit selbst; man habe keinen Lieblingsstamm, kein Favoritvolk auf der Erde. Leicht verführt eine solche Vorliebe daß man der begünstigten Nation zu viel gutes, andern zu viel böses zuschreibe. Wäre vollends das geliebte Volk bloß ein collectiver Name (Celten,

[1] Antonio Genovesi's politische Oekonomie ist im Deutschen durch eine Uebersetzung bekannt; Galanti's Beschreibung beider Sicilien deßgleichen. Des ersten Storia del Commercio della gran Bretagna von Cary, und seine Lehrbücher zeigen eben so viel Kenntnisse als philosophischen und bürgerlich thätigen Geist. Auch Montesquieu hat er mit Anmerkungen herausgegeben.

Semiten, Kuschiten u. s.), der vielleicht nirgend existirt hat, dessen Abstammung und Fortpflanzung man nicht erweisen kann, so hätte man ins Blaue des Himmels geschrieben.

2. Noch minder beleidige man verachtend irgendeine Völkerschaft die uns nie beleidigt hat. Wenn Schriftsteller auch nicht hoffen dürften daß die guten Grundsätze die sie verbreiten überall schnellen Eingang finden, so ist die Hut, gefährliche Grundsätze zu veranlassen, ihnen die größeste Pflicht. Um schwarze Thaten, wilde Neigungen zu rechtfertigen, stützt man sich gern auf verachtende Urtheile über andere Völker. Papst Alexander der Sechste hat (es ist schon lange) die unbekannte Welt verschenkt; den weißen und edleren Menschen hat er alle Ungläubigen zu Sklaven zu machen pontificalisch erlaubet. Mit unsern Bullen kommen wir zu spät. Der Kakistokratismus behauptet praktisch seine Rechte, ohne daß wir ihn dazu theoretisch bevollmächtigen und deßhalb die Geschichte der Menschheit umkehren müßten. Aeußerte z. B. jemand die Meinung daß „wenn erwiesen werden *kann* daß ohne Neger keine Kaffee-, Zucker-, Reis- und Tabakspflanzungen bestehen *können*, so sey zugleich die *Rechtmäßigkeit* des Negerhandels bewiesen, indem dieser Handel dem ganzen menschlichen Geschlecht, d. i. den weißen *edleren* Menschen mehr zum Vortheil als zum Nachtheil gereichet": so zerstörte ein Grundsatz der Art sofort die ganze Geschichte der Menschheit. **Ad majorem Dei gloriam** privilegirte er die frechsten Anmaßungen, die grausamsten Usurpationen. Gebe man doch keinem Volk der Erde den Scepter über andere Völker wegen „*angeborner Vornehmigkeit*" in die Hände; viel weniger das Schwert und die Sklavenpeitsche.

3. Der Naturforscher setzt *keine Rangordnung* unter den Geschöpfen voraus, die er betrachtet; alle sind ihm gleich lieb und werth. So auch der Naturforscher der Menschheit. Der Neger hat

so viel Recht den Weißen für eine Abart, einen gebornen Kackerlacken zu halten, als wenn der Weiße ihn für eine Bestie, für ein schwarzes Thier hält. So der Amerikaner, so der Mongole. In jener Periode da sich alles bildete, hat die Natur den Menschentypus so vielfach ausgebildet als ihre Werkstatt es erforderte und zuließ. Nicht verschiedene Keime[1] (ein leeres und der Menschenbildung widersprechendes Wort), aber verschiedene Kräfte hat sie in verschiedener Proportion ausgebildet, so viel deren in ihrem Typus lagen und die verschiedenen Klimate der Erde ausbilden konnten. Der Neger, der Amerikaner, der Mungale hat Gaben, Geschicklichkeiten, präformirte Anlagen, die der Europäer nicht hat. Vielleicht ist die Summe gleich; nur in verschiedenen Verhältnissen und Compensationen. Wir können gewiß seyn daß, was sich im Menschentypus auf unserer runden Erde entwickeln konnte, entwickelt hat, oder entwickeln werde; denn wer könnte es daran verhindern? Das Urbild, der Prototyp der Menschheit liegt also nicht in einer Nation Eines Erdstriches; er ist der abgezogene Begriff von allen Exemplaren der Menschennatur in beiden Hemisphären. Der Cherokese und Huswana, der Mungal und Gonaqua ist sowohl ein Buchstab im großen Wort unseres Geschlechts als der gebildetste Engländer und Franzose.

4. Jede Nation muß also einzig auf ihrer Stelle, mit allem was sie ist und hat, betrachtet werden; willkürliche Sonderungen, Verwerfungen einzelner Züge und Gebräuche durcheinander geben keine Geschichte. Bei solchen Sammlungen tritt man in ein Beinhaus, in eine Geräth- und Kleiderkammer der Völker; nicht aber in die lebendige Schöpfung, in jenen großen Garten in dem Völker wie Gewächse erwuchsen, zu dem sie gehören, in dem alles, Luft, Erde, Wasser, Sonne, Licht, selbst die Raupe die auf ihnen

[1] Hierüber hat der Verfasser dieses Briefes eine besondere Abhandlung entworfen, die aber hieher nicht gehöret.

kriecht, und der Wurm der sie verzehrt, zu ihnen gehöret.[1] Lebendige Haushaltung ist der Begriff der Natur wie bei allen Organisationen, so bei der vielgestaltigen Menschheit. Leid und Freude, Mangel und Habe, Unwissenheit und Bewußtseyn stehen im Buch der großen Haushälterin neben einander, und sind gegen einander berechnet.

5. Am wenigsten kann also unsere europäische Cultur das Maß allgemeiner Menschengüte und Menschenwerthes seyn; sie ist kein oder ein falscher Maßstab. Europäische Cultur ist ein abgezogener Begriff, ein Name. Wo existirt sie ganz? bei welchem Volk? in welchen Zeiten? Ueberdem sind mit ihr (wer darf es läugnen?) so viele Mängel und Schwächen, so viel Verzuckungen und Abscheulichkeiten verbunden daß nur ein ungütiges Wesen diese Veranlassungen höherer Cultur zu einem Gesammtzustande unseres ganzen Geschlechts machen könnte. Die Cultur der Menschheit ist eine andere Sache; ort- und zeitmäßig sprießt sie allenthalben hervor, hier reicher und üppiger, dort ärmer und kärger. Der Genius der Menschen-Naturgeschichte lebt in und mit jedem Volk als ob dieß das einzige auf Erden wäre.

6. Und er lebt in ihm menschlich. Alle Absonderungen und Zergliederungen durch die der Charakter unseres Geschlechts zerstört wird, geben halbe oder Wahnbegriffe, Speculationen. Auch der Pescheräh ist ein Mensch; auch der Albinos. Lebensweise (habitus) ist's was eine Gattung bestimmt; in unserer vielartigen Menschheit ist sie äußerst verschieden. Und doch ist zuletzt alles an wenige Punkte geknüpfet; in der größesten Verschiedenheit zeigt sich die einfachste Ordnung. Der Neger offenbart sich in seinem Fuß-

[1] Daß Sammlungen von Besonderheiten des Menschengeschlechts hie und da, hierin und darin als Register, als Repertorien zu gebrauchen sind, wollte der Verf. dieses Briefes nicht läugnen; nur sie sind als solche noch keine Geschichte.

tritt, wie der Hindu in seiner Fingerspitze, so beide in Liebe und Haß, im kleinsten und größesten Geschäfte. Ein durchschauendes Wesen, das jede mögliche Abänderung des Menschentypus nach Situationen unseres Erdballs genetisch erkennete, würde aus wenig gegebnen Merkmalen die Summe der ganzen Conformation und des ganzen Habitus eines Volks, eines Stammes, eines Individuums leicht finden.

Zu dieser Anerkennung der Menschheit im Menschen führen treue Reisebeschreibungen viel sicherer als Systeme. Mich freuete es daß Ihr Brief [1] unter denen die sich in die Sitten fremder Völkerschaften innig versetzt, auch Pages nannte. [2] Man lese seine Gemälde vom Charakter mehrerer Nationen in Amerika, [3] der Völker auf den Philippinen, [4] und was er vom Betragen der Europäer gegen sie hie und da urtheilt; wie er sich der Denkart der Hindus, der Araber, der Drusen u. s. auch durch Theilnahme an ihrer Lebensweise gleichsam einzuverleiben suchte. [5] — Reisebeschreibungen solcher Art, deren wir (Dank sey es der Menschheit!) viele haben, [6] erweitern den Gesichtskreis und vervielfältigen die Empfindung für jede Situation unserer Brüder. Ohne darüber ein Wort zu verlieren, predigen sie Mitgefühl, Duldung, Entschuldigung, Lob, Bedauern, vielseitige Cultur des Gemüths, Zufriedenheit, Weisheit. Freilich

1 Br. 59.

2 de Pages Voyage autour du monde, Berne 1783.

3 S. 17. 18 — 62.

4 S. 137 — 148. 155 — 195.

5 T. II.

6 Unter vielen andern nenne ich G. Forsters und le Vaillants, vom letzten insonderheit seine neueren Reisen. Die Grundsätze die in ihnen herrschen, wie Menschen und Thiere zu betrachten und zu behandeln sind, geben eine Hodopädie, die insonderheit den Engländern zu mangeln scheinet. Ihre Urtheile über fremde Nationen verrathen immer den divisum toto orbe Britannum, wo nicht gar den monarchischen Kaufmann, da ein Reisebeschreiber eigentlich kein ausschließendes Vaterland haben müßte.

sucht auch in Reisebeschreibungen wie auf Reisen jeder das Seine. Der Niedrige sucht schlechte Gesellschaft, und da wird sich ja unter hundert Nationen eine finden die sein Vorurtheil begünstige, die seinen Wahn nähre. Der edle Mensch sucht allenthalben das Bessere, das Beste, wie der Zeichner malerische Gegenden auswählt. Auch hinter dem Schleier böser Gewohnheiten wird jener ursprünglich gute, aber mißgebrauchte Grundsätze bemerken, und auch aus dem Abgrunde des Meers nicht Schlamm, sondern Perlen holen. — Eine Classification der Reisebeschreibungen nicht etwa nur nach Merkwürdigkeiten der Naturgeschichte, sondern auch nach dem innern Gehalt der Reisebeschreiber selbst, wiefern sie ein reines Auge und in ihrer Brust allgemeinen Natur- und Menschensinn hatten — ein solches Werk wäre für die zerstreuete Heerde von Lesern, die nicht wissen was rechts und links ist, sehr nützlich.[1]

Die Waldhütte.

Eine Missionserzählung aus Paraguay.[2]

Um Paraguaythee und wilde Völker
Für unsre Colonien aufzusuchen,
Durchgingen wir jenseit des Empalado
Die tiefsten Wälder. Nirgend eine Spur
Von Menschen! Alles, alles war geflohn,
Und aufgerieben von den Blattern.
Bis uns
Fußstapfen in ein armes Hüttchen führten.

[1] Wer könnte es besser als Reinhold Forster geben, auch nur wenn er ein schon gedrucktes Verzeichniß von Reisebeschreibungen mit seinen Urtheilen begleiten wollte?

[2] Vom ehrlichen Dobritzhofer erzählt in seiner Geschichte der Abiponen Th. I. S. 113. Wien 1788. Eine ähnliche erzählt er S. 83. u. f., die eine gleiche Darstellung verdiente.

Ein Mütterchen, ihr zwanzigjähr'ger Sohn,
Und eine fünfzehnjähr'ge Tochter hatten
Hier lang und still gewohnt. Der Vater war
Vom Tiger aufgefressen als die Mutter
Mit ihrer Tochter schwanger ging. Der Sohn
Hatt' allenthalben sich ein Weib gesucht
Und keins gefunden. Außer ihrem Bruder
Hatt' Arapotija, des Tages-Blüthe, [1]
(So hieß das Mädchen) keinen Mann gesehn.
Hier wohnten sie am Monda-Miri Ufer
In einer Palmenhütte. Wasser war
Ihr Trank; Baumfrüchte mancher Art,
Die Wurzel des Mandijo-Baums, Geflügel,
Das Aba schoß (so hieß der Jüngling), Korn,
Das seine Schwester säte, Ananas
Und Honig, der aus Bäumen reichlich floß,
Genossen sie. Von Caraquata-Blättern
War ihr Gewand gewebet und ihr Bett
Bereitet. Eine scharfe Muschel war
Ihr Messer. Seine Pfeile schnitzte sich
Der Jüngling mit zerbrochnem Eisen aus
Dem härtsten Holz, er stellte Fallen auf
Den Elennthieren; reichlich nährte er
Sein kleines Haus. Ihr Teller war ein Blatt,
Der Kürbiß ihre Flasche. Feuer schafften
Sie sich aus Bäumen. Also lebten sie
Zufrieden und gesund; sie liebten sich
Wie Mutter, Bruder, Schwester, die einander
Die ganze Welt sind. Unschuld kleidete
Das Mädchen ohne Scham. Sie wand das Tuch,

[1] So heißt bei den Paraguayern die Morgenröthe.

Das wir ihr schenkten, zierend um ihr Haupt;
Ihr flatternd Baumgewand war ihr genug,
Kein fremder Schmuck entstellte ihr Gesicht;
Ein Papagai auf ihrer Schulter war
Ihr Freund, mit dem sie scherzte, wenn sie Hecken
Und Hain wie eine Cynthia durchstrich,
An Frohsinn und Gestalt ihr ähnlich. Scherzend
Empfing sie uns und unbetroffen. So
Die Mutter, so der Sohn.
Ich sprach zu ihnen
Quaranisch, ob sie mit uns ziehen wollten
Aus dieser Wüstenei, und schildert' ihnen
Die glücklichen, die frohen Tage, die
Sie mit uns leben würden.
„Gerne, sprach
Die Mutter, uns vertrauend, kämen wir.
Auch fürchten wir den Weg nicht; aber sieh,
Dort hab' ich drei Wildschweinchen aufgezogen,
Seit ihre Mutter sie gebar. Die müßten
Umkommen, wenn wir sie verlassen, oder
(Sie werden uns gewiß als Hündchen folgen)
Verschmachten auf dem Wege, wenn sie sehn
Das ausgebrannte Feld, darauf die Gluth
Der Sonne liegt."
„Darüber fürchte nichts,
Sprach ich, wir wollen uns im Schatten lagern,
An Bächen sie erfrischen. Kommet nur!"

So kamen sie mit uns. Wir duldeten
Viel auf dem langen Wege, watend jetzt
Durch wilde Ströme, jetzt in Ungewittern
Von Güssen überströmt. Es lauerten

Auf uns die Tiger. Endlich kamen wir
In unserm Flecken an. Dem Jüngling war
Beschwerlich unsre Kleidung; eingepreßt
Konnt' er in ihr nicht schreiten, klettern nicht
Auf Bäume, die hier fehlten. Er vermißte
Das schöne Grün, den dunkeln kühlen Wald.
Und ob wir dann und wann mitleidig auch
Sie in entlegne Schatten führten, ach!
Es war nicht ihr geliebter Schatte. Brennend,
Verzehrend lag auf ihnen hier die Gluth
Der Sonne. Fieber, Kopf- und Augenweh,
Und tiefe Schwermuth, Ekel aller Speisen,
Kraftlosigkeit, Auszehrung folgeten.
Am ersten schwand die Mutter hin; sie ward
Getauft und starb mit christlicher Ergebung.
Die Tochter, Arapotija, die Blüthe
Des Tages sonst, man kannte sie nicht mehr.
Verblühet war sie und verdorrt; sie folgte
Der Mutter bald ins Grab. Ihr folgeten
Viel Thränen, denn sie war die Unschuld selbst.

Der tapfre Bruder überstand die Reihe
Der Uebel, überstand sogar zuletzt
Der Uebel schrecklichstes, die Blattern. Er
War folgsam, fleißig und gefällig, fand
Sich ein zum Unterricht; doch immer still.

Ich ahnte nichts. Da kam ein Indianer,
Und sprach geheim: „mein Pater, unser Waldmann
(Ich fürcht' es) ist dem Wahnsinn nah. Er klagt
Zwar keine Schmerzen, aber „jede Nacht,
Spricht er, erscheint mir wachend meine Mutter

Und meine Schwester. Immer sprechen sie:
Ich bitte, laß dich taufen, denn wir holen
Dich bald und unvermuthet ab, o Sohn,
O Bruder, in die grünen Schatten." — Also
Spricht täglich er; und kennt den Schlaf nicht mehr."

Ich eilte zu ihm, sprach ihm Muth zu. Heiter
Erwiedert er: „mir fehlt, o Vater, nichts.
Ich kenne keine Schmerzen; aber schlafen
Kann ich nicht mehr, denn alle Nächte sind
Die Meinigen um mich und sprechen flehend:
„Ich bitte, laß dich taufen, denn wir holen
Dich bald und unvermuthet ab, o Sohn,
O Bruder, in die grünen Schatten." —
„Freund,
Die Deinigen sind jetzt im Himmel, sprach ich;
Jedoch die Taufe soll dir werden." — Sehnlich
Erfreut' er sich; es ward der Tag bestimmt,
Johannis Tag. Zehn Uhr am Morgen ward er
Getauft; er war so heiter, war so froh!
Am Abend, ohne Krankheit, ohne Schmerzen
War er entschlafen. —

*

So erzählt der Priester,
Und lässet jeden denken was er mag.
Ich denke: „guter Vater, warum ließest
Du nicht die Blumen wo sie standen? und
Erquicktest sie? Du hörtest was die Mutter
Für ihre Thierchen fürchtete: sie werden
Verschmachten in der Sonne Gluth!" — O lasset
Doch jede Pflanze blühen wo sie blüht!
Die Schattenblume zehrt der Mittag auf.

61.

Gewiß, es ist nicht gleichgültig, nach welchen Grundsätzen Völker auf einander wirken; und doch, gibt es nicht eine Geschichte der Völker, der alle Grundsätze über das Verhalten der Nationen gegen einander fehlen? Gibt es nicht eine andere, in der die verderblichsten Grundsätze als billige und preiswürdige Maßregeln aufgestellt sind? Eben deßhalb wissen manche nicht warum sie nur das Betragen der Europäer gegen die Neger und die Wilden verdammen sollen, da ja ähnliche Grundsätze in der gesammten Völkergeschichte mit mehr oder minder Modificationen zu herrschen scheinen.

Die meisten Kriege und Eroberungen aller Welttheile, auf welchen Gründen beruheten sie? welche Grundsätze haben sie geleitet? Nicht etwa nur jene Streifereien der asiatischen Horden, auch die meisten Kriege der Griechen und Römer, der Araber, der Barbaren. Vollends die Ketzer- und Kreuzzüge, das Verhalten der Europäer gegen Zauberer und Juden, ihre Unternehmungen in beiden Indien. — Wie bedauert man in allem diesem manchen großen Mann, der fast übermenschliche Thaten als ein Betrogener, als ein Verrückter that! Mit der edelsten Seele ward er ein Bestürmer und Räuber der Welt, der für seine Thaten von Höfen, die so undankbar gegen ihn als barbarisch gegen die Völker waren, meistens auch bösen Lohn erntete. Man erstaunt über die Gegenwart des Geistes, die Vasco di Gama, Albuquerque, Cortes, Pizarro und viele unter ihnen, in Umständen der größesten Gefahr zeigten; See- und Straßenräuber zeigten oft ein gleiches. Wer aber, der kein Spanier und Portugiese ist, wird sich getrauen die Thaten dieser Helden, Cortes, Pizarro's oder des großen Albuquerque vor Suez, Ormuz, Kalekut, Goa, Malakka zum Gegenstand eines Heldengedichts zu machen, und die damals geltenden Grund-

sätze noch jetzt zu preisen?[1] Die Lobredner der Bartholomäusnacht, der Juden-Ermordungen sind mit Schimpf und Schande bedeckt; zu hoffen ist's daß auch die Räuber und Mörder der Völker, trotz aller erwiesenen Heldenthaten, bloß und allein den Grundsätzen einer reinen Menschengeschichte nach, einst damit bedeckt stehen werden.

Ein gleiches gilt von den Grundsätzen über das was man sich im Kriege erlaubt hält. Erkennt man Plündern, Verstümmeln, Schänden, Vergiften der Brunnen und der Waffen für ehrlose Mittel des Krieges; sind es inwärtige Aufhetzungen der Unterthanen die nicht zum Heer gehören, Vendeekriege, Entwürfe zur Aushungerung der Nationen, treulose Vorspiegelungen nicht eben sowohl? Jedermann verabscheuet Albuquerque's Entwürfe, der ganz Aegypten in eine Wüste verwandeln wollte, indem man ihm den Nil nähme, der Mekka und Medina, Länder die in keinem Kriege mit den Portugiesen begriffen waren, plündern wollte. — Dergleichen Gewaltsamkeiten gegen fremde ruhige Völker, Anstiftungen von Treulosigkeit im Herzen des Feindes u. s. strafen am Ende sich selbst. Wer einen offenen und geheimen Krieg zugleich führt, verläßt sich meistens auf die Wirkung seiner geheimen Mittel so sehr daß auch die offnen ihm mißrathen. Aufwiegelung und Verrath lohnten selten ihre Urheber anders als mit Verlust und Schande. Wer Grundsätze wegdrängt, auf denen einzig noch der Rest von Ehre und gutem Namen der Völker im Kriege beruhet, vergiftet die Quellen der Geschichte und des Rechts der Völker bis auf den letzten Tropfen. —

Eine traurige Uebersicht gäbe es, wenn man jede geschriebene Geschichte der Völker in ihren Kriegen und Eroberungen, in ihren Unterhandlungen, in ihren Handelsentwürfen nach den Grundsätzen durchginge in welchen gehandelt und geschrieben wurde. Wie ehrlicher waren unsere Väter, die alten Barbaren, die bei ihren

[1] Einer unserer Dichter versuchte es mit Cortes; er hörte aber weislich auf.

Zweikämpfen nicht nur auf Gleichheit der Waffen sahen, sondern Platz, Licht und Sonne unparteiisch theilten. Wie ehrlicher sind die Wilden in ihren Unterhandlungen und Friedensschlüssen, in ihrem Tausch und Handel! Gewalt und Willkür mögen gebieten, worüber sie Macht haben, nur nicht über Grundsätze des Rechts und Unrechts in der Menschengeschichte.[1]

Der Hunnenfürst.

Ein Hunnenfürst ward von raubgierigen
Tataren oft befehdet. Jetzo fordern
Sie zum Geschenk von ihm sein bestes Pferd.
Die Feldherrn rufen: Krieg! — „Wie?" sprach er, „Krieg
Um eines Pferdes willen? Gebet's hin!" —

Bald kamen wieder die Tataren, fordernd
Sein schönstes Weib. Die Feldherrn rufen: Krieg!
„Wie?" sprach er, „Krieg um einer Sklavin willen,
Die mir gehört; um ein Vergnügen, Krieg?
Gebt hin die Sklavin."

Und sie kamen wieder
Land fordernd. „Was sie fordern hat so viel
Nicht zu bedeuten," sprach der Feldherrn Zelt.
„Nein!" sprach der Fürst, „so lang es mich nur galt,
Mein Pferd, die Sklavin, gerne gab ich's hin
Des Volkes Blut zu schonen; doch mein Land,
Des Staates Eigenthum, muß ich als Fürst
Verwalten, nicht verschenken. Auf! zur Schlacht!"

[1] Von der Denkart der Römer hierüber in ihren besten Zeiten lese man den Lipsius (doctrina politica mit ihrem Commentar), den Grotius (de jure belli et pacis) oder auch den guten Montagne B. I. K. 5. 6.). Sie ist für unsere Zeiten sehr beschämend.

Sie stritten, siegten, schützeten ihr Land;
Und im Triumph zurück kam Roß und Weib.

Das Kriegsgebet.

Zum Kriege zog einst Schach und sein Vezier,
Zum Kriege mit dem Bruder. Eben ging
Die Straße eines Heil'gen Grab vorüber;
Sie stiegen ab, und beteten am Grabe.

„Was betetest du“ sprach der König zum Vezier,
„Daß Gott dir Sieg verleihe.“
„Ich,
Erwiederte der König, betete
Daß Gott ihn meinem Bruder gebe, wenn
Er ihn des Thrones werther hält als mich.“

Kahira.

Kahira, Königin der Berbern, ahnend
Des Reiches Untergang, versammelte
Das Volk, und sprach also:
„Was sollen uns die Schätze?
Was soll uns Gold und Silber,
Das nur die gier'gen Räuber
Mit neuen Kräften anzieht?
Ich that was ich vermochte,
Ich handelte großmüthig,
Gab frei die Kriegsgefangenen,
Und ihrem tapfern Feldherrn,

Dem letztgefangnen, sehet,
Begegn' ich noch als Schwester.
Auf! meine guten Berbern,
Vielleicht verschafft uns Armuth
Was Großmuth nicht verschaffte,
In edler Freiheit Ruh.
Laßt uns das Gold im Schutte
Der Wohnungen begraben;
Uns gnüget die Natur."

Sie sprach's, und jedermann gehorchte.
Schnell
Verwandelte sich die zerstörte Stadt
In eine frohe Zeltenwüstenei,

Jedoch umsonst. Die Räuber
Erscheinen mächt'ger wieder:
„Geh," sprach sie zu dem Feldherrn,
„Geh zu dem Heer der Deinen,
Und wie ich dir begegnet,
Begegne meinen Söhnen.
Ich kann sie nicht beschützen —
Nun, Brüder, auf zur Schlacht!"

Die Schlacht begann: Kahira stritt voran,
Und sank. Mit ihr ersank der Berbern Reich;
Nicht ihre Großmuth. Die der Königspflicht
Nicht Schätze nur, nicht nur Bequemlichkeit
Aufopferte, die selbst ihr Mutterherz
Dem Feind hingab, sie gab's dem edeln Mann.
In ihren Söhnen ehrete der Feldherr
Kahira, die großmüth'ge Königin.

Das Kriegsrecht.

Mahmud beherrschte Indien. Da trat
Ein armer Inder vor ihn: „Herr, es kommt
Aus eurem Heer ein Mächtiger zu mir,
Der fordert daß ich ihm das Meinige,
Mein Haus und Weib abtrete. Ungestüm
Ist seine Forderung.“
„Wenn er wiederkommt,
So sage mir's.“
In dreien Tagen kam
Der Inder nicht zum Sultan. Endlich schlich
Er scheu heran, und Mahmud eilt' ins Haus
Mit seiner Leibwach'. Es war Nacht. „Hinweg
Die Lichter!“ rief er, „tödtet ihn.“

Gesagt, gethan.
„Jetzt bringet Licht herbei;“
Der Sultan sah den Leichnam und fiel betend
Zur Erde nieder.
„Gebt mir Speise jetzt!“
Er hielt vergnügt ein armes Mahl, und sprach:
„Hört was ich that. In meinem Heere, glaubt' ich,
Kann niemand die Gerechtigkeit so frech
Verletzen, solche Forderung zu thun,
Als meiner Liebling' oder Söhne einer.
Drum ward das Licht hinweggeschafft daß dieß
Des Richters Auge nicht verblendete.
Ich sah den Leichnam an mit Furcht: — und Allah
Sey Dank, es ist nicht meiner Lieben einer.
Ich kenne diesen todten Frevler nicht.
Dafür dann dankt' ich Gott, und esse jetzt;

Denn seit ich auf den Ausgang wartete,
Aß ich bekümmert keinen Bissen Brod.

Des Brutus That war strenge und gerecht;
Des Sultans Strenge menschlich, fromm und zart.

Das Seerecht.

Die See war wild, das Schiff dem Sinken nah,
Und alles Schiffvolk sah den Abgrund vor sich;
Da wagt der edle Hauptmann in den Hafen
Des Feindes sich: „ich übergebe dir
Mich und mein Volk; ich rettete ihr Leben —“

„Bei Gott!“ sprach der Gebieter, „keine Schmach
Werd' ich an dir auf meinen Namen laden.
Auf freier See, hätt' ich dich da ertappt,
So wärst du mein Gefangner, und dein Schiff,
Dein Schiffvolk wäre mein; doch jetzo, da
Der Sturm dich in den Hafen wirft, so seyd
Ihr mir nicht Feinde, seyd Unglückliche,
Seyd Menschen. Ladet aus, um euer Schiff
Zu bessern; handelt in dem Hafen, frei
Wie wir. Dann segelt fort mit gutem Glück.
Erst, wenn ihr über die Bermudas seyd
Auf hohem Meer, dann seyd ihr Feinde mir;
Jetzt seyd ihr mir vom Unglück und dem Sturm
In meinen Schutz empfohlen. Ladet aus!“

Der betrogene Unterhändler.

Als Irokesen und Franzosen sich
In Canada bekriegten, lud der Feldherr
Der Gallier die Irokesenhäupter
Zur Friedensunterredung. Ein beglaubter
Missionar bewegte sie dazu
In guter Meinung; doch der Feldherr fand
Es rühmlicher die Irokesenhäupter
In Ketten der Galeere zuzusenden.

Betäubet von der unerhörten Schmach
Entflammete die Nation. Da schlich
Der Aelteste der Wilden eilig zum
Missionar: „Wir haben dir vertraut,
Und sind mit unerhörtem Schimpf betrogen.
Ich weiß, du bist nicht Schuld daran; du meintest
Es redlich; doch nicht jeder Jüngling denkt
In unsrer Nation wie ich. Drum flieh!
Flieh, Fremder! Eher laß ich nicht von dir,
Bis ich dich sicher weiß.“ — Er ließ ihn über
Die Gränze hin geleiten. — Edler Mann!

62.

Da jetzt im unseligsten Kriege, in dem ein zeitiger Friede so schwer wird, von Entwürfen zum ewigen Frieden viel gesprochen wird, so theile ich Ihnen einen zu diesem Zweck gemachten wirklichen Versuch in den Worten dessen mit der ihn berichtet.

Zum ewigen Frieden.

Eine irokesische Anstalt.

„Die Delawaren wohnten ehedem in der Gegend von Philadelphia und weiterhin nach der See zu. Von da aus thaten sie oft-

mals Einfälle in die Dörfer der Cherokesen, mischten sich unerkannt in ihre nächtlichen Tänze und ermordeten während derselben plötzlich viele. Noch heftiger und älter waren die Kriege der Delawaren mit den Irokesen. Nach dem Vorgeben der Delawaren waren sie den Irokesen immer überlegen, so daß diese endlich einsahen daß bei längerer Fortsetzung des Krieges ihr völliger Untergang die unausbleibliche Folge seyn müßte.

Sie sandten also Gesandte an die Delawaren mit folgender Botschaft: „Es ist nicht gut daß alle Nationen Krieg führen; denn das wird endlich den Untergang der Indianer nach sich ziehen. Darum haben wir auf ein Mittel gedacht diesem Uebel vorzubeugen; es soll nämlich Eine Nation die Frau seyn. Die wollen wir in die Mitte nehmen; die andern kriegführenden Nationen aber sollen die Männer seyn und um die Frau herum wohnen. Niemand soll die Frau antasten, noch ihr etwas zu Leide thun; und wenn es jemand thäte, so wollen wir ihn gleich anreden und zu ihm sagen: „warum schlägst du die Frau?“ Dann sollen alle Männer über den herfallen der die Frau geschlagen hat. Die Frau soll nicht in den Krieg ziehen, sondern so viel möglich den Frieden zu erhalten suchen. Wenn also die Männer um sie herum sich einmal mit einander schlagen, und der Krieg heftig werden will, so soll die Frau Macht haben, selbige anzureden und zu ihnen zu sagen: „Ihr Männer, was macht ihr daß ihr euch so herumschlagt? Bedenkt doch daß eure Weiber und Kinder umkommen müssen, wo ihr nicht aufhört. Wollt ihr euch denn selbst vom Erdboden vertilgen? Und die Männer sollen alsdann auf die Frau hören, und ihr gehorchen.“

Die Delawaren ließen sich's gefallen die Frau zu werden. Nun stellten die Irokesen eine große Feierlichkeit an, luden die Delawarnation dazu ein und hielten an die Bevollmächtigten derselben eine nachdrückliche Rede, die aus drei Hauptsätzen bestand. In dem

ersten erklärten sie die Delawarnation für die Frau, welches sie durch die Redensarten: „wir ziehen euch einen langen Weiberrock an, der bis auf die Füße reicht, und schmücken euch mit Ohrgehängen" ausdrückten, und ihnen damit zu verstehen gaben daß sie von nun an mit den Waffen sich nicht weiter abgeben sollten. Der zweite Satz war so gefaßt: „wir hängen euch einen Kalabasch mit Oel und mit Arznei an den Arm. Mit dem Oel sollt ihr die Ohren der übrigen Nationen reinigen, damit sie aufs Gute und nicht aufs Böse hören; die Arznei aber sollt ihr bei solchen Völkern brauchen, die schon auf thörichte Wege gerathen sind, damit sie wieder zu sich selbst kommen und ihr Herz zum Frieden wenden." Der dritte Satz, darin sie den Delawaren den Ackerbau zu ihrer künftigen Beschäftigung anwiesen, war so ausgedrückt: „Wir geben euch hiemit einen Wälschkornstengel und eine Hacke in die Hand." Jeder Satz wurde mit einem Belt of Wampon (Gürtel von Muschelschalen) bekräftigt. Diese Belte sind bis daher sorgfältig aufgehoben und ihre Bedeutung von Zeit zu Zeit wiederholt worden.

Seit diesem sonderbaren Friedensschluß sind die Delawaren von den Irokesen Schwesterkinder benannt worden; die drei Delawarstämme heißen einander Mitgespielinnen. Diese Titel aber werden nur in ihren Rathsversammlungen, und wenn sie einander etwas erhebliches zu sagen haben, gebraucht. Von besagter Zeit ist die Delawarnation die Friedensbewahrerin gewesen, der der große Friedensbelt in Verwahrung gegeben und die Kette der Freundschaft anvertrauet ist. Sie hat darüber zu wachen daß dieselbe unverletzt erhalten werde. Nach der Vorstellung der Indianer liegt die Mitte der Kette auf ihrer Schulter und wird von ihr festgehalten; die übrigen Indianernationen fassen das eine Ende, und die Europäer das andere an." [1] —

So die Irokesen. Es waren Zeiten in Europa, da die

[1] Loskiels Missionsgeschichte in Nordamerika. S. 160.

Hierarchie die Stelle dieser Frau vertreten sollte. Auch sie trug das lange Kleid; Oel und Arznei waren in ihrer Hand. Man gibt ihr Schuld daß sie, statt ihr Friedensamt zu verwalten, oft selbst Kriege zwischen den Männern erregt und angefacht habe; wenigstens hat ihr Oel die Ohren der Völker noch nicht gereinigt, ihre Arznei die Kranken noch nicht geheilet.

Sollen wir statt ihrer in der Mitte Europa's einer wirklichen Nation Weibskleider anziehen, und ihr das Friedensrichteramt auftragen? Welcher?

Wie könnte sie's aber verwalten, da oft über einige Pelze an der Hudsonsbay, über einige Flecken am Paraguaystrom, in deren Lage bisweilen die Kriegführenden selbst sich geirrt haben, über einen Hafenplatz im stillen Meer, über Neckereien der Gouverneurs gegen einander weltverwüstende Kriege geführt werden? Ja wie oft entsprangen diese aus einer Grille des Monarchen, aus einer niedrigen Cabale des Ministers! Eine Geschichte vom wahren Ursprunge der Kriege in Europa seit den Kreuzzügen wäre ein siebenfacher Hudibras, das niedrigste Spottgedicht, das geschrieben werden könnte. In einer Welt, in der dunkle Cabinette Kriege anspinnen und fortleiten, wäre alle Mühe der Friedensfrau verloren.

Leider auch bei den Wilden selbst erreichte diese Anstalt ihren Zweck nicht lange. Als die Europäer näher drangen, sollte auf Erfordern der Männer selbst die Frau an der Gegenwehr mit Antheil nehmen. Man wollte, wie man sich ausdrückte, zuerst ihr den Rock kürzen, sodann gar wegnehmen und ihr das Kriegsbeil in die Hand geben. Eine fremde unvorhergesehene Uebergewalt störte das schöne Project der Wilden zum Frieden unter einander; und dieß wird jedesmal der Fall seyn, solange der Baum des Friedens nicht mit festen, unausreißbaren Wurzeln von innen heraus den Nationen blühet.

Wie manche andere Mittel haben die Menschen schon versucht, streitsüchtigen Nationen Einhalt zu thun und ihnen die Wege zu sperren. Zwischen Gebirge wurden ungeheure Mauern errichtet, Zwischenländer zur Wüste gemacht, abschreckende Fabeln ersonnen und in diese Wüste gepflanzet. In Asien sollte ein heiliges Reich den Streifereien der Mogolen ein Ziel setzen; der große Lama sollte die Friedensfrau seyn. In Afrika wurden Obelisken und Tempel die Freistätten des Handels, die Mutter von Gesetzgebungen und Colonien. In Griechenland sollten Orakel, Amphiktyonen, das Panionium, Panätolium, der Achäerbund u. s., wo nicht einen ewigen, so doch einen langen Frieden bewirken; mit welchem Erfolg, hat die Zeit gelehret. Am besten wäre es wenn, wie bei jenem Handel im innern Afrika, die Nationen einander selbst gar nicht sehen dürften. Sie legen die Waaren hin, und entfernen sich, bieten und tauschen. Einander erblickend, ist Betrug und Zank unvermeidlich. — Meine große Friedensfrau hat einen andern Namen. Ihre Arznei wirket spät, aber unfehlbar; vergönnen Sie mir dazu einen andern Brief.

Al Hallils Rede an seinen Schuh.[1]

Mit Tausenden von meinem Volke zog
Ich auch einher am Tage jenes Zorns,
Der alle Ebnen Ubeda's mit Blut
Und Rach' erfüllte. Rosse wieherten
Beim Schalle der Drommeten; Staub erhob
Zum Himmel sich. Die Mächt'gen jubelten;

[1] Diese und einige der folgenden Beilagen sind aus einer kleinen Schrift von vier Bogen gezogen, Reden al Hallils, Stendal 1781. Der Verfasser den ich zu kennen wünschte, verzeihet gewiß daß sie hier in einer veränderten Gestalt erscheinen.

Die Ketten klirrten, die vor Abend noch
Der Ueberwundnen Thräne netzen sollte.
Einmüthig reichten Untergang und Tod
Die Hände sich und schritten vor dem Heer.

Da schlug in mir das Herz noch eins so stark:
„O Rüstung zum Verderben!" sprach ich, tief
Im Winkel meiner Brust. — „Allmächtiger!
Wir können keinen Floh erschaffen, und
Wir tödten Menschen. Blut vergießen wir,
Und loben dich."
Mein Herz schlug stärker; ich
Trat in den Sumpf. Vergeblich mühte sich
Mein Fuß den Schuh hinauszuziehen. Fest
War er. Die tapfern Heere schritten fort;
Die Lanzen blinkten; Schwerter funkelten;
Ein Feldgeschrei, ein wüstes Sausen füllte
Mein Ohr; ich stand betäubt und sprach also
Zu meinem Schuh:
Wie? mein Begleiter, jetzt
Verlässest du mich, und erwartest lieber
Den Moder hier? Und soll ich dich denn auch
Verlassen, wie in dieser Welt zuletzt
Sich alles flieht? Du, Guter, gingest freilich
Nie mit mir böse Wege; keinem Pfade
Der Frevler drücketest du je dich ein.
Die Augen, die von Blute strömen, blieben
Uns fremd; dem zügellosen Sieger eiltest
Du nimmer nach. Wir gingen sanfte Wege,
Jetzt, wenn die Sonn' im Abendmeer ersank,
Jetzt in den Schatten der friedsel'gen Nacht,
Der Ruhegeberin, der Reichen, die

Uns ihre Schätz' am weiten Himmel zeigt,
Und nieden uns der Freuden schönste schenket.
Dann sagte leise mir der Mond ins Ohr:
„Sohn der Aësch a, geh zu deiner Treuen,
Sie wartet deiner, lieblicher als ich."

Die Wege gingen wir; nicht jene, denen
Du strenge jetzt unwillig dich entziehst.
Ich folge deinem Rath. Gehabt euch wohl,
Ihr Helden jetzt durch Mord und Todtschlag! — Mögen
Die Löwen eure Siege brüllen! wetze
Der Tiger seine Klaun dazu; es singen
Erschlagne Heere drein, und Drachen zischen
Aus Wüstenein zerstörter Wohnungen. —

„Du stiller Mond, den sie mit Mordgeschrei
Erschrecken, scheine nicht auf sie; und nie
Umfange sie mit deinem sanften Arm,
Die sie verscheuchen, du friedsel'ge Nacht!"

63.

Meine große Friedensfrau hat nur Einen Namen: sie heißt allgemeine Billigkeit, Menschlichkeit, thätige Vernunft.

Ich habe ein sehr sinnreiches Manuscript gelesen, in dem der Menschengeschichte folgende Sätze zum Grund lagen: 1. Menschen sterben um Menschen Platz zu machen. 2. Und da ihrer weniger sterben als geboren werden, so macht die Natur durch gewaltsame Mittel Raum. 3. Dahin gehören nicht nur Pest, Mißwachs, Erdbeben, Erdrevolutionen, sondern auch Völkerrevolutionen, Verwüstungen, Kriege. 4. Wie eine Thierart die andere vermindert, so setzt das Menschengeschlecht sich selbst in Proportion und wehrt der

Ueberzahl. 5. Es gibt in ihm also erhaltende und zerstörende Charaktere. — Schreckliches System, das uns vor unserem eignen Geschlecht Schauder und Furcht einjagt, indem wir nach ihm jedem ins Angesicht, auf seinen Gang und auf seine Hände sehen müssen, ob er ein fleisch- oder grasfressendes Thier sey? ob er einen erhaltenden oder zerstörenden Charakter an sich trage? Gewiß hat uns die Natur an Mitteln nicht entblößt uns vor dieser zerstörenden Gattung unseres eignen Geschlechts zu sichern; nur sie gab uns diese Mittel als Waffen nicht in die Hände, sondern in Kopf und Herz. Die allgemeine Menschenvernunft und Billigkeit ist die Matrone, die Oel und Arznei am Arm, die einen Fruchtstengel in der Hand trägt, nicht etwa nur als Symbole, sondern als die stillwirkenden Mittel wo nicht zu einem ewigen Frieden, so gewiß doch zu einer allmählichen Verminderung der Kriege. Lassen Sie mich, da wir hier auf des ehrlichen St. Pierre Wege gerathen, auch seiner Methode uns nicht schämen und die große Friedensfrau (pax sempiterna) mit festen Grundsätzen in ihr Amt weisen. Sie ist dazu da, ihrem Namen und ihrer Natur nach Friedensgesinnungen einzuflößen.

Erste Gesinnung.

Abscheu gegen den Krieg.

Der Krieg, wo er nicht erzwungene Selbstvertheidigung, sondern ein toller Angriff auf eine ruhige, benachbarte Nation ist, ist ein unmenschliches, ärger als thierisches Beginnen, indem er nicht nur der Nation die er angreift unschuldigerweise Mord und Verwüstung drohet, sondern auch die Nation die ihn führet eben so unverdient als schrecklich hinopfert. Kann es einen abscheulichern Anblick für ein höheres Wesen geben, als zwei einander gegenüberstehende Menschen-

heere, die unbeleidigt einander morden? Und das Gefolge des Krieges, schrecklicher als er selbst, sind Krankheiten, Lazarethe, Hunger, Pest, Raub, Gewaltthat, Verödung der Länder, Verwilderung der Gemüther, Zerstörung der Familien, Verderb der Sitten auf lange Geschlechter. Alle edlen Menschen sollten diese Gesinnung mit warmem Menschengefühl ausbreiten, Väter und Mütter ihre Erfahrungen darüber den Kindern einflößen, damit das fürchterliche Wort Krieg, das man so leicht ausspricht, den Menschen nicht nur verhaßt werde, sondern daß man es mit gleichem Schauder als den St. Veitstanz, Pest, Hungersnoth, Erdbeben, den schwarzen Tod zu nennen oder zu schreiben kaum wage.

Zweite Gesinnung.

Verminderte Achtung gegen den Heldenruhm.

Immer mehr muß sich die Gesinnung verbreiten daß der ländererobernde Heldengeist nicht nur ein Würgengel der Menschheit sey, sondern auch in seinen Talenten lange nicht die Achtung und den Ruhm verdiene, die man ihm aus Tradition von Griechen, Römern, und Barbaren her zollet. So viel Gegenwart des Geistes, so viel zusammenfassende Vorsicht und Voraussicht und schnellen Blick er fordern möge, so wird der edelste Held vor und nach der Schlacht nicht nur das Geschäft beweinen dem er seine Gaben aufopfert, sondern auch gern gestehen daß, um Vater eines Volks zu seyn, wenn nicht mehr, so doch edlere Gaben in fortgehender Bemühung und ein Charakter erfordert werde; ein Charakter, der seinen Kampfspreis weder Einem Tage zu verdanken hat, noch ihn mit dem Zufall oder dem blinden Glück theilet. Alle Verständigen sollten sich vereinigen durch ächte Kenntniß alter und neuer Zeiten den falschen Schimmer wegzublasen, der um einen Marius,

Sulla, Attila, Gengischan, Tamerlan gaukelt, bis endlich jeder gebildeten Seele Gesänge auf sie und auf Lips Tullian gleich heroisch erschienen.

Dritte Gesinnung.

Abscheu der falschen Staatskunst.

Immer mehr muß sich die falsche Staatskunst entlarven, die den Ruhm eines Regenten und das Glück seiner Regierung in Erweiterung der Gränzen, in Erjagung oder Erhaschung fremder Provinzen, in vermehrte Einkünfte, schlaue Unterhandlungen, in willkürliche Macht, List und Betrug setzt. Die Mazarins, Louvois', du Terrai und ihres Gleichen müssen nicht nur im Angesicht des ehrlichen Volks, sondern der Weichlinge selbst wie sie sind erscheinen, so daß es wie das Einmaleins klar wird daß jeder Betrug einer falschen Staatskunst am Ende sich selbst betrüge. Die allgemeine Stimme muß über den Werth des bloßen Staatsranges und seiner Zeichen, selbst über die aufdringendsten Gaukeleien der Eitelkeit, selbst über früheingesogne Vorurtheile siegen. Mich dünkt, man sey im Verachten einiger dieser Dinge jetzt schon weit und vielleicht zu weit fortgeschritten; es kommt darauf an daß man das Schätzenswerthe, bei allem was uns der Staat auflegt, auch redlich und um so höher achte, je mehr es die Menschheit der Menschen fördert.

Vierte Gesinnung.

Geläuterter Patriotismus.

Der Patriotismus muß sich nothwendig immer mehr von Schlacken reinigen und läutern. Jede Nation muß es fühlen lernen

daß sie nicht im Auge anderer, nicht im Munde der Nachwelt, sondern nur in sich, in sich selbst groß, schön, edel, reich, wohlgeordnet, thätig und glücklich werde; und daß sodann die fremde wie die späte Achtung ihr wie der Schatte dem Körper folge. Mit diesem Gefühl muß sich nothwendig Abscheu und Verachtung gegen jedes leere Auslaufen der Ihrigen in fremde Länder, gegen das nutzlose Einmischen in ausländische Händel, gegen jede leere Nachäffung und Theilnehmung verbinden, die unser Geschäft, unsere Pflicht, unsere Ruhe und Wohlfahrt stören. Lächerlich und verächtlich muß es werden, wenn Einheimische sich über ausländische Angelegenheiten, die sie weder kennen noch verstehen, in denen sie nichts ändern können und die sie gar nicht angehn, sich entzweien, hassen, verfolgen, verschwärzen und verleumden. Wie fremde Banditen und Meuchelmörder müssen die erscheinen die aus toller Brunst für oder gegen ein fremdes Volk die Ruhe ihrer Mitbrüder untergraben. Man muß lernen daß man nur auf dem Platz etwas seyn kann auf dem man stehet, wo man etwas seyn soll.

Fünfte Gesinnung.

Gefühl der Billigkeit gegen andere Nationen.

Dagegen muß jede Nation allgemach es unangenehm empfinden wenn eine andere Nation beschimpft und beleidigt wird; es muß allmählich ein gemeines Gefühl erwachen daß jede sich an die Stelle jeder andern fühle. Hassen wird man den frechen Uebertreter fremder Rechte, den Zerstörer fremder Wohlfahrt, den kecken Beleidiger fremder Sitten und Meinungen, den prahlenden Aufdringer seiner eignen Vorzüge an Völker die diese nicht begehren. Unter welchem Vorwande jemand über die Gränze tritt, dem Nachbar als einem Sklaven das Haar abzuscheeren, ihm seine Götter aufzuzwingen,

und ihm dafür seine Nationalheiligthümer in Religion, Kunst, Vorstellungsart und Lebensweise zu entwenden; im Herzen jeder Nation wird er einen Feind finden der in seinen eignen Busen blickt und sagt: „wie? wenn das mir geschähe?“ — Wächst dieß Gefühl, so wird unvermerkt eine Allianz aller gebildeten Nationen gegen jede einzelne anmaßende Macht. Auf diesen stillen Bund ist gewiß früher zu rechnen als nach St. Pierre auf ein förmliches Einverständniß der Cabinette und Höfe. Von diesen darf man keine Vorschritte erwarten; aber auch sie müssen endlich ohne Wissen und wider Willen der Stimme der Nationen folgen.

Sechste Gesinnung.

Ueber Handelsanmaßungen.

Laut empört sich das menschliche Gefühl gegen freche Anmaßungen im Handel, sobald ihm unschuldige fröhnende Nationen um einen Gewinn, der ihnen nicht einmal zu Theil wird, aufgeopfert werden. Handel soll, wenn auch nicht aus den edelsten Trieben, die Menschen vereinigen, nicht trennen; er soll sie, wenngleich nicht im edelsten Gewinn, ihr gemeinschaftliches und eigenes Interesse wenigstens als Kinder kennen lehren. Dazu ist das Weltmeer da; dazu wehen die Winde; dazu fließen die Ströme. Sobald Eine Nation allen andern das Meer verschließen, den Wind nehmen will, ihrer stolzen Habsucht wegen, so muß, je mehr die Einsicht ins Verhältniß der Völker gegen einander zunimmt, der Unmuth aller Nationen gegen eine Unterjocherin des freiesten Elements, gegen die Räuberin jedes höchsten Gewinnes, die anmaßende Besitzerin aller Schätze und Früchte der Erde erwachen. Ihrem Stolz, ihrer Habsucht zu dienen, wird kein fremder Blutstropfe willig fließen, je mehr der wahre Satz eines vortrefflichen Mannes anerkannt wird: „daß die Vortheile

der handelnden Mächte einander nicht durchkreuzen, und daß diese Mächte von einem gegenseitigen allgemeinen Wohlstande, und von der Erhaltung eines ununterbrochenen Friedens vielmehr den größesten Nutzen haben würden." [1]

Siebente Gesinnung.

Thätigkeit.

Endlich der Kornstengel in der Hand der indischen Frau ist selbst eine Waffe gegen das Schwert. Je mehr die Menschen Früchte einer nützlichen Thätigkeit kennen, und einsehen lernen daß durchs Kriegsbeil nichts gewonnen, aber viel verheert wird; je mehr die schmähenden Vorurtheile von einer mit göttlichem Beruf zum Kriege gebornen Caste, in der von Vater Kain, Nimrod und Og

[1] Pinto über die Handelseifersucht; übersetzt in der Sammlung von Aufsätzen, die größtentheils wichtige Punkte der Staatswissenschaft betreffen. Liegnitz, 1776. Der Verfasser erstgenannter Abhandlung hat ihr folgende Stelle aus Buffon vorgesetzt: „Diese Zeiten, wo der Mensch sein Erbtheil verliert, diese barbarischen Jahrhunderte, wo alles umkommt, haben jederzeit den Krieg zu ihrem Vorläufer, und fangen mit Hungersnoth und Entvölkerung an. Der Mensch, der nur durch die Menge etwas vermag, der bloß in der Vereinigung und Verbindung mit seines Gleichen stark ist, der nicht anders als durch den Frieden glücklich ist, hat die Wuth sich zu seinem Unglück zu bewaffnen, und zu seinem Untergange zu streiten. Gereizt durch einen unersättlichen Geiz, verblendet durch eine noch unersättlichere Ehrsucht, entsagt er den Empfindungen der Menschlichkeit, wendet alle seine Kräfte gegen sich selbst an, bemühet sich einer den andern zu Grunde zu richten, und verursacht endlich seinen wirklichen Untergang. Und nach diesen Blut- und Mordtagen, wenn der Nebel des Ruhms verschwunden ist, so sieht er mit einem traurigen Auge die Erde verwüstet, die Künste begraben, die Nationen geschwächt, sein eigen Glück zu Grunde und seine wahre Macht vernichtet."

zu Basan an Heldenblut fließe, verächtlich und lächerlich werden, desto mehr Ansehen wird der Aehrenkranz, der Apfel- und Palmzweig, vor dem traurigen Lorbeer erhalten, der neben dunkeln Cypressen wächst, und sammt Nesseln und Dornen nur Lacerten und Bubonen unter sich liebet.

Die sanfte Verbreitung dieser Grundsätze sind das Oel und die Arznei der großen Friedensgöttin Vernunft, deren Sprache sich endlich niemand entziehen kann. Unvermerkt wirkt die Arznei, sanft fließt das Oel hinunter. Leise tritt sie zu diesem und jenem Volk und spricht in der Sprache der Indianer: „Bruder, Enkel, Vater, hier bringe ich dir ein Bundeszeichen, und Oel und Arznei. Damit will ich deine Augen reinigen daß sie scharf sehen; ich will damit deine Ohren säubern daß sie recht hören; ich will deinen Hals glätten daß meine Worte geschmeidig hinuntergehen; denn ich komme nicht umsonst: ich bringe Worte des Friedens.“

Und der Angeredete wird antworten: „Schwester, dieser String of Wampon soll dich willkommen heißen. Ich will die Dornen aus deinen Füßen ziehen, die dir etwa möchten hineingefahren seyn. Ich will die Müdigkeit die dich auf der Reise befallen hat wegschaffen, daß deine Kniee wieder stark und muthig werden. Das rothe Kriegsbeil und die Keule sollen in die Erde verscharret seyn, und über sie wollen wir einen Baum pflanzen der bis in den Himmel wachse. Solange Sonne und Mond scheinen und auf- und niedergehen, solange die Sterne am Himmel stehen und die Flüsse mit Wasser fließen, soll unsere Freundschaft dauern.“ [1]

Wenn, wie ich fast glaube, ein ewiger Friede förmlich erst am jüngsten Tage geschlossen werden wird, so ist dennoch kein Grundsatz, kein Tropfe Oel vergebens, der dazu auch nur in der weitsten Ferne vorbereitet.

[1] Lauter Ausdrücke der Amerikaner bei ihren Friedensschlüssen und bei der Einweihung ihrer Friedensfrau.

64.

Jede Aufmunterung zu guten Gesinnungen, ohne auf die Förmlichkeit ihrer Ausführung ängstliche Rücksicht zu nehmen, ist eine Trostpredigt. Oft sagt der Blöde: „wann wird, wann kann dieß geschehen?" und thut darüber gar nichts. Oft hält er sich zu früh und zu genau an die Bestimmung der Förmlichkeiten des Ausgangs, und vergißt darüber das Wesentliche der Hülfsmittel, diesen Ausgang zu fördern. Viele Beispiele der Geschichte legen dieß klar an den Tag.

In den alten Schriften der ebräischen Nation z. B. waren schöne Wünsche und Entwürfe für die Zukunft gepflanzet. Hoffnungen eines großen Lichts, das allen Völkern aufgehen, eines Bandes der Freundschaft, das alle Nationen umfassen sollte, einer Religion die ins Herz geschrieben, eines goldnen Friedens an dem alles theilnehmen würde, glänzten wie eine Morgenröthe. Sobald man in diesen Entwürfen und Ahnungen den Geist des Weissagenden, seinen Zweck und die herrschende Gesinnung der Rede verkannte, als man sich an den Buchstaben hing, und die Erfüllung förmlich bestimmte; da kamen Thorheiten ans Licht; Träumereien, mit deren jeder man um so weiter vom Sinn der Weissagung abwich, je förmlicher man bestimmte.

Nicht anders war's im Christenthum, als man auf die sichtbare Ankunft des Herren hoffte. In allen Schwärmersecten die das tausendjährige Reich zu Stande bringen wollten, war's nicht anders. Mit mancher neuen Philosophie, fürchte ich, ist's eben also. Wie nahe der Erfüllung hat man sich bei manchen Systemen geglaubt, und wie schrecklich ward man betrogen! Die glänzende Höhe, die man dicht vor sich sah, rückte weiter und weiter. Da gibt der Getäuschte dann alle Hoffnung auf, und läßt die Hände sinken. —

Verbreiter guter Gesinnungen, schadet ihnen, schadet euch selbst nicht durch Bezeichnung eines Aeußern das bloß von der Zeit und

von Umständen bestimmt werden kann! Pflanzt den Baum; er wird von selbst wachsen; Erde, Luft, Sonne werden ihm Gedeihen geben. Sichert gute Grundsätze; durch eigne Kraft werden sie wirken — nichts anders aber als mit Modificationen, die Zeit und Ort ihnen allein geben können und geben werden.

Der Fürst.

Zertheile dich, trübes Gewölk!
Denn unter dir wandelt der Edle
Auf dessen Scheitel ein Strahl
Göttlichen Glanzes traf.

Er leuchtet Segen durch Länder und Reiche,
Die seinem Winke gehorchen,
Die an den Stufen seines Throns
Suchen und finden ihr Glück.

Lob dem Erbarmenden, der ihn zum Pfleger
Der Menschheit setzte! Heil der Stunde, da
Sein großes Herz zum erstenmale schlug!
Edler, siebenmal edler als Tages Licht!

Was soll dir Glanz des Goldes?
Was soll dir Schimmer des Lobes?
Größe die du willst, ist Glückseligkeit der Völker.
Name den du suchst, ist der Name Vater.

Führ' ihn! denn dein heilig Herz
Ist Wohnung väterlicher Huld;
Und jedes Blut der Deinen ist das deine,
Und jedes Leben deiner Kinder dein's.

Der Fürsten Feinde, das scheue Gevögel der Nacht,
Heuchler und Schmeichler scheuen das Licht
Welches der Himmel dir gab,
Die Demuth womit er dich doch hoch belieh;

Sie nahen nicht dem Thron, worauf der Herr der Welt
Dir gab zu sitzen; fern ihm schwärmen sie.
Weisheit und Menschenliebe treten —
Du winkest sie herbei — vor deinen Stuhl —

Du hörest ihre Rede, die dir sagt:
„Du bist ein Mensch! Auch du, o Fürst, bist Staub!
Sey deines Thrones werth, sey groß und gut.
Sey gut, dann bist du groß."

Ruhm und Verachtung.

Du Thal des Irrthums, dahinab nur selten
Der Wahrheit Sonne scheinet, soll ich mich
Verwundern wenn, erhitzt von Phantasie,
Die dich bewohnen schneller noch erkalten
Als glühend Eisen unter Schmiedes Hand?

Du mit dem Fluch von Täuschereien schwer-
Beladne Erde, soll ich staunen wenn
Auf dir Bewundrung bald Verachtung wird?
Da Zufall, Glück und Gunst und eitler Schimmer
Zu deiner Achtung gnug ist.
Jenem, der
Den Donner in der Hand, auf Nationen
Verderben schleudert und der Völker Glück
Zerschmettert; jenem kniest du und rufst:
„Hier Arm der Gottheit!"

Und wenn ihn das Glück,
Die falsche Braut, verließ, wenn ihn der Sieg
Nicht seinen Liebling nennet, kehrest du
Dein Antlitz von ihm weg.

Oft führet Wahn
Zum Altar eines Götzen, den auch Wahn
Und Trug erschufen; Schwärmerei und Wahn
Streun ihren Weihrauch ihm! da rufest du
Entzückt: „hier ist der Weisheit letzter Spruch!"

Weh ihm, dem Götzen! weh dem Altar! Bald
Wird über ihn die Maus hinlaufen, bald
Der Sperling auf ihm hüpfen.

Tolles Ding
Um Ehr' und Schand', um Ruhm und um Verachtung
Des Menschenvolks. Mit beiden Händen theilt
Der Thor sie Thoren aus.

Du fromm Geschlecht!
O suche Ruhm und Achtung nur bei dem
Der nicht wie Menschen nur Gebräuchen fröhnt,
Bei dem der Werth des Guten ewig gilt.

Wer bei dem Ewigen den Wechsel sucht,
Wer bei dem Höchsten Ungerechtigkeit
Erwartet, der verläugnet ihn.

Bewahre
Mich, Herr! bewahre mein Geschlecht für Ruhm
Bei Thoren; Schand' und Spott ist er vor dir.

Al Hallils Klagegesang.

Laßt mich weinen! das Weinen bringt nicht Schande.
Laßt mich klagen! denn klagen soll der Betrübte.
O Humane, [1] wie soll ich dich jetzt nennen?
Himmlische Namen hast du; wer kann sie sprechen?

Schaut, o schauet den Schmerz in meiner Seele,
Engel, die ihn ins Thal des Todes führten,
Gottesboten, ihr führtet ihn als Brüder,
Euren Bruder. Ich seh' ihn freundlich lächeln
Mitten im Todesthal. Er warf die Hülle
Leicht von sich und er sah den offnen Himmel.
Laßt uns folgen, ihr Brüder! — Beider Welten
Vater wird uns auch dort die Hütte bauen. —

O Humane, wie soll ich dich jetzt nennen?
Himmlische Namen hast du; wer mag sie sprechen?
Heil der keuschen Mutter, die dich geboren;
Denn sie mehrte die Zahl der Engel mit dir.
Wie der Bach, der das Paradies durchschlängelt,
War dein Herz! wie der Morgenstern dein Innres.
Sanft wohlthätiges Licht der Sonne, freundlich
Wie die Sommernacht, wie der Silbermondstrahl.
Auge warst du dem Fürsten, wie dem Armen;
Eins nur kanntest du nicht, das Gift der Schlangen.
Worte des Trostes gabst du uns, nicht Wermuth,
Heucheltest nie uns Demuth, nie uns Freundschaft.
Ungesehen auch warst du edel, übtest
Im verborgnen Guts, wie Gott, dein Vater.
Nie erwartetest du, was du nicht selber
Leisten konntest, o du der Menschheit Zierde!

[1] Al Hallil nennet ihn Houmana.

Und gewelket so bald sind deine Blüthen!
Deine Zweige, wie sinken sie zur Erde!
Klagt mit mir, Jungfrauen! o klagt, ihr Knaben!
Seine schöne Gestalt ist uns entnommen!
Nie eröffnet sich uns sein holder Mund mehr.

65.

Wenn in Einem Felde der Wissenschaft menschliche Gesinnungen herrschen sollten, so ist's im Felde der Geschichte; denn erzählt diese nicht menschliche Handlungen? und entscheiden diese nicht über den Werth des Menschen? bauen diese nicht unseres Geschlechts Glück und Unglück?

Man sagt: „die Geschichte erzähle Begebenheiten," und ist beinahe geneigt diese für so unwillkürlich, ja für so unerklärbar anzusehen wie man in den dunkelsten Jahrhunderten die Naturbegebenheiten nicht ansah, sondern anstaunte. Ein erregter Krieg oder Aufruhr gilt der gemeinen Geschichte wie ein Ungewitter, wie ein Erdbeben; die ihn erregten, werden als Geißel der Gottheit, als mächtige Zauberer betrachtet; und damit genug!

Eine Geschichte dieser Art kann die klügste oder die stupideste werden, nachdem der Sinn ihres Verfassers war.

Die stupideste wird sie wenn sie in einem sogenannt großen und göttlichen Mann alles bewundert, und keine seiner Unternehmungen an ein Richtmaß menschlicher Vernunft zu bringen sich erkühnet. Manche morgenländische Geschichte von Nadir-Schah, Timur-Long u. s. sind so geschrieben; wir lesen eine lobjauchzende Epopöe, mit einer dürren oder abscheulichen Thatenreihe fröhlich durchwebet.

Europa hat an diesem morgenländischen Geschmack vielen Antheil genommen, nicht etwa nur in den Zeiten der Kreuzzüge,

sondern auch in den meisten Lebensbeschreibungen einzelner Helden, in der Geschichte ganzer Secten, Familien und Familienkriege. Man staunt wenn man die Andacht und Anhänglichkeit des Schriftstellers an seinen verehrten Gegenstand wahrnimmt, und kann nichts anders sagen als: „er hat aus dem Becher der Betäubung getrunken; Wein der Dämonen hat ihm die Sinne benebelt.“

Die klügste Geschichte dieser Art ist die kälteste, etwa wie Machiavell sie trieb und ansah. Auch sie vergißt Recht und Unrecht, Laster und Tugend, indem sie, rein wie ein Geometer, den Erfolg gegebener Kräfte ausmißt und fortgehend einen Plan berechnet.

Daß aus dieser Machiavellischen Geschichte, wenn sie scharf siehet und richtig rechnet, viel zu lernen sey, ist keine Frage. Beschäftigt sie sich nicht mit dem verflochtensten wichtigsten Problem das unserem Geschlechte vorliegt? Menschenkräfte im Verhältniß ihrer Wirkungen und Folgen.

Wäre nur dieß Problem auch rein aufzulösen! Auf dem Schauplatz der Erde, selbst in ihren engesten Winkeln läuft so vieles durcheinander; gegenseitige Kräfte stören einander, und in alles mischen sich Umstände, Zeit, Glück, der tausendarmige Zufall. Der Klügste ward hintergangen; der Besonnenste verfehlte seinen Zweck. Also wird diese Schule der Unterrichts oft eine Romanschule, da man dem glücklichen Helden Klugheit leihet die er nicht hatte, und von schimmernden Erfolgen nach einem falschen Calcul rückwärts rechnet; oder sie wird, wenn die besten Kräfte durch einen Zufall mißrathen, eine niederschlagende Lection; eine Schule der Verzweiflung. Ueberhaupt aber macht dieser Wetzstein der Klugheit das Gemüth leicht zu scharf, zu schartig.

Wer kann Machiavell's Prinzen ohne Schauder lesen? Wenn ihm auch alles gelänge, wäre er ein würdiger Fürst? wäre er in seinem Busen glücklich? Entsetzlich ist's die Menschheit nur

als eine Linie zu betrachten, die man nach Gefallen zu seinem Zweck krümmen, schneiden, verlängern, verkürzen darf, damit ein Plan erreicht, damit die Aufgabe nur gelöset werde.

Also können wir uns vom Menschengefühl nicht trennen, indem wir die Geschichte schreiben oder lesen; ihr höchstes Interesse, ihr Werth beruhet auf dieser Menschenempfindung, der Regel des Rechts und Unrechts. Wer bloß für Klugheit schreibt, geräth leicht in Dünkel; wer nur für die Neugierde schreibt, schreibt für Kinder.

Was bestimmt aber diese Regel des Rechts? Auch hier gibt's eine zu warme und zu kalte Geschichte.

Die erhitzte will zur Ehre Gottes alles bewirken, und erlaubt sich zu diesem vermeinten Zweck Frevel und Unsinn. So unterjochte Timur eine halbe Welt, den Muhammedanischen Glauben auszubreiten, und wollte im höchsten Alter noch das ruhige China bekriegen. So zogen die Nationen Europa's zum heiligen Grabe; so wirkten die Spanier in Amerika; so marterte und verfolgte die Inquisition. Schreckliche Leidenschaften der Menschen umhülleten sich mit dem Mantel Gottes, und zerstörten und quälten.

Die kalte Geschichte rechnet unter der Regel eines angeblichen positiven Rechts nach Staatsplanen; und auch sie wird in Befolgung dieser oft sehr warm. Wohl des Vaterlandes, Ehre der Nation wird in ihr das Feldgeschrei, und bei trüglichen Unterhandlungen die Staatslosung. Die Athener, die Römer — was rechneten sie nicht zum Wohl ihres Vaterlandes, zu ihrem Ruhm, mithin zu ihrem Recht? Was erlaubten sich der Papst, die Klerisei, die christlichen Könige nicht zum angeblichen Wohl ihrer Reiche? Erzählt die Geschichte dieß alles gleichgültig oder gar zutrauend, glaubend, so geräth man mit ihr in ein Labyrinth der verflochtensten, widrigsten Staatsinteressen, persönlicher Anmaßungen und Staatslisten. Ein großer Theil der Begebenheiten unserer zwei

letzten Jahrhunderte, die sogenannten Denkwürdigkeiten (mémoires), Lebensbeschreibungen, politische Testamente sind in diesem Sinn, dem Geist Richelieu's, Mazarins, und früher noch Karls V., Philipps II., Philipps des Schönen, Ludwigs XI., XIII., XIV., kurz im Geist der spanisch-französischen Staatspolitik geschrieben. Ein fürchterlicher Geist, der sich zum Wohl des Staats, d. i. zum Ruhm und zur größeren Macht der Könige, zur Sicherheit und Größe ihrer Minister alles erlaubt hielt! In welcher Geschichte er durchblickt, schwärzt er das Glänzendste mit dem Schatten der Eitelkeit, der Truglist, der Anmaßung, der Verschwendung. Vergessen ist in ihm die Menschheit, die nach ihm bloß für den Staat, d. i. für Könige und Minister lebet.

Allgemach sind wir auch diesem Nebel entkommen; aber ein anderes Glanzphantom steigt in der Geschichte auf, nämlich die Berechnung der Unternehmungen zu einer künftigen bessern Republik, zur besten Form des Staats, ja aller Staaten. Dieß Phantom täuschet ungemein, indem es offenbar einen edleren Maßstab des Verdienstes in die Geschichte bringt als den jene willkürlichen Staatsplane enthielten, ja gar mit den Namen Freiheit, Aufklärung, höchste Glückseligkeit der Völker blendet. Wollte Gott daß es nie täuschte! Die Glückseligkeit Eines Volks läßt sich dem andern und jedem andern nicht aufdringen, aufschwätzen, aufbürden. Die Rosen zum Kranze der Freiheit müssen von eignen Händen gepflückt werden und aus eignen Bedürfnissen, aus eigner Lust und Liebe froh erwachsen. Die sogenannt beste Regierungsform, die unglücklicherweise noch nicht gefunden ist, taugt gewiß nicht für alle Völker, auf einmal, in derselben Weise; mit dem Joch ausländischer, übel eingeführter Freiheit würde ein fremdes Volk aufs ärgste belästigt. Eine Geschichte also, die bei allen Ländern auf diesen utopischen Plan nach unbewiesenen Grundsätzen alles berechnet, ist die glänzendste Truggeschichte, ein fremder Firniß,

der den Gestalten unserer und der vorigen Welt ihre wahre Haltung, selbst ihre Umrisse raubet. Viele Schriften unserer Zeit wird man zwanzig Jahre später als wohl- oder übelgemeinte Fieberphantasien lesen; reifere Gemüther lesen sie jetzt schon also.

Also bleibt der Geschichte einzig und ewig nichts als der Geist ihres ältesten Schreibers, Herodots, der unangestrengte milde Sinn der Menschheit. Unbefangen sieht dieser alle Völker und zeichnet jedes auf seiner Stelle, nach seinen Sitten und Gebräuchen. Unbefangen erzählt er die Begebenheiten, und bemerkt, wie allenthalben nur Mäßigung die Völker glücklich mache und jeder Uebermuth seine Nemesis hinter sich habe. Dieß Maß der Nemesis, nach feineren oder größeren Verhältnissen angewandt, ist der einzige und ewige Maßstab aller Menschengeschichte.

„Was du nicht willst das dir geschehe, das thue keinem andern;" die Rache kommt, ja sie ist da, bei jeder Verirrung, bei jedem Frevel. Alle Mißverhältnisse und Unbilligkeiten, jede stolze Anmaßung, jede feindselige Verhetzung, jede Treulosigkeit hat ihre Strafe mit oder hinter sich; je später desto schrecklicher und ernster. Die Schuld der Väter häuft sich mit zerschmetterndem Gewicht auf Kinder und Enkel. Gott hat den Menschen nicht erlaubt lasterhaft zu seyn als unter dem harten Gesetz der Strafe.

Wiederum belohnt sich auch in der Geschichte das kleinste Gute. Kein vernünftiges Wort was je ein Weiser sprach, kein gutes Beispiel, kein Strahl, auch in der dunkelsten Nacht war je verloren. Unbemerkt wirkte es fort und that gutes. Kein Blut des Unschuldigen ward fruchtlos vergossen; jeder Seufzer des Unterdrückten stieg gen Himmel und fand zu seiner Zeit einen Helfer. Auch Thränen sind in der Saat der Zeit Samenkörner der glücklichsten Ernte. Das Menschengeschlecht ist Ein Ganzes; wir arbeiten und dulden, säen und ernten für einander.

Wie milde, wie sanft aufmunternd, aber auch wie ernst und

zusammenhaltend ist dieser Geist der Menschengeschichte! Er läßt jedes Volk an Stelle und Ort; denn jedes hat seine Regel des Richts, sein Maß der Glückseligkeit in sich. Er schonet alle und verzärtelt keines. Sündigen die Völker, so büßen sie, und büßen so lange und schwer, bis sie nicht mehr sündigen. Wollen sie nicht Kinder seyn, so erzieht die Natur sie als Sklaven.

Keiner politischen Verfassung tritt dieser Geist der Geschichte zerstörend in den Weg. Er wirft nicht das Haus dem Ruhigen über den Kopf zusammen ehe ein anderes besseres da ist, zeigt aber dem zu Sichern mit freundlicher Hand Fehler und Mängel des Hauses, und führt mit stillem Fleiß Materialien herbei zur Stützung des alten, oder zum Bau eines bessern.

Nationalvorurtheile tastet er nicht an, denn in ihnen als Hülsen oder harten Schalen muß manche gute Gesinnung wachsen. Er läßt sie wachsen. Wenn die Frucht reif ist, verdorret die Hülse, die Schale zerspringt. Ihm ist's recht wenn der Franzmann und der Engländer sich ihre humanité oder humanity englisch oder französisch malen; desto weniger wird der Ausländer um sie zu seinem Verderb buhlen. Aus seinem Herzen muß eine Geliebte hervorgehen, die für ihn gehöret.

Am heiligsten sind dem Geist der Menschengeschichte gutmüthige Thoren und Schwärmer; sie sind ihm unter der besondersten göttlichen Obhut. Ohne Begeisterung geschah nichts großes und gutes auf der Erde; die man für Schwärmer hielt, haben dem menschlichen Geschlecht die nützlichsten Dienste geleistet. Trotz alles Spottes, trotz jeder Verfolgung und Verachtung drangen sie durch; und wenn sie nicht zum Ziel kamen, so kamen sie doch weiter und brachten weiter. Lebendige Winde waren sie über dem abgestandenen Sumpf; oder sie dämmeten ihn und machten ihn fruchtbar. Leeren Spott über sie erlaubt sich nie der Geist der Geschichte; höchstens bedauren wird er sie, nicht brandmalen.

Alle überfeinen Eintheilungen der Menschen nach Principien aus denen sie ausschließend handeln sollen, sind dem Geist der Geschichte ganz fremde. Er weiß daß in der Menschennatur das Principium der Sinnlichkeit, der Einbildungskraft, des Eigennutzes, der Ehre, des Mitgefühls mit andern, der Gottseligkeit, des moralischen Sinnes, des Glaubens u. s. nicht in abgetrennten Kammern wohnen, sondern daß in einer lebendigen Organisation, die von mehreren Seiten geregt wird, viele von ihnen, oft alle lebendig zusammenwirken. Jedem von ihnen läßt er seinen Werth, seinen Rang, seinen Ort, seine Zeit der Entwickelung; überzeugt daß alle, auch unbewußt, zu Einem Zweck, dem großen Principium der Menschlichkeit wirken. Alle also läßt er zu ihrer Zeit an Ort und Stelle blühn, Sinnlichkeit und die Künste der Phantasie, Verstand und Sympathie, Ehre, moralischen Sinn und heilige Andacht. Er zwingt so wenig den Magen zu denken als den Kopf zu verdauen, und quälet niemand mit der Zergliederung, ob auch jeder Bissen Brod den er in den Mund steckt, ein allgemeines moralisches Grundgesetz aller vernünftigen Wesen im Kauen und Verdauen gebe. Kaue jeder wie er kann; die Geschichte behandelt die Menschen nicht als Wortfinder und Kritiker, sondern als Thäter eines moralischen Naturgesetzes, das in ihnen allen spricht, das zuerst linde warnet, dann härter straft, und jede gute Gesinnung durch sich und ihre Folgen reich belohnet. Reizet Sie nicht dieser Geist der Menschengeschichte?

66.

Der Geist der Schöpfung.

Auch ich war Pilgrim in der Wüstenei,
Und matt vom Wege sprach ich: „Herr der Welt!
Ein Blick von dir verjüngt die Schöpfung. — Sieh!

Die Sonne brennt auf mich; im Sande glüht
Mein nackter Fuß, und meine Zunge lechzt,
Ich wanke. Herr, mein Licht erlischt."

Da sah
Ich vor mir einen schmalen Rasen, rings
Umflochten von Gebüsch. Ein Palmbaum stand
An einer Quelle, und auf Baum und Büschen
Hing unter Blüthen manche schöne Frucht.

Ich kostete, ich trank, ich dankte Gott,
Und legte mich zur Ruhe nieder. Sanft
Umhüllete der Schlaf mein Auge, bis
Ein Wundertraum mich schnell erweckete.

Der Geist der Schöpfung stand vor mir und sprach:
„Steh auf, o Mensch! Du hast genug geruht
Auf diesem Beet von zehen tausend Pflanzen
Und Kräutern meines Herrn. Du bist gestärkt.
Die Hindin dort will auch verschmachten. Scheu
Erwartet sie, daß du aufstehest." — Auf
Sprang ich und sah die Hindin mir zu Füßen,
Die Mutter war. Sie blickte froh mich an,
Und sprang zu ihrer Weide.

„Guter Gott,
Rief ich, der du für alles sorgest. Wenn
Dein Wink dort Sonnen lenkt, so denkst du auch
Des Wandrers in der Wüste, daß sein Stab
Nicht breche, daß die Hindin nicht verschmachte."

Die Zeitenfolge.

Komm, Unzufriedner, näher! Tritt herzu,
An dessen Herzen Mißvergnügen nagt.
Schuf irgendwen der Allmacht Hand zur Qual?
Er, der nur Huld ist, schuf er je zum Unglück?

Es sprach der Mächtige (die Wahrheit spricht
In allen seinen Werken): Euer Tagwerk
Sey Seligkeit. Mit diesem Segen laß ich,
Geschöpfe, euch aus meiner Hand.
Und sieh!
Da standen sie, die Lebenden, unwissend
Was Leben war. Sie schöpften Odem, wie
Nach einem schweren Traum; sie sahn die Welt!

Und Engel ließen sich auf Wolken nieder,
Bewundernd dieser Schöpfung neuen Raum,
Die Wohnung süßer Freuden; sahn im Geist
Glückselige zukünft'ger Zeiten wallen,
Und riefen, voll von himmlischem Gefühl:
„Du hast hier reiche Saaten ausgestreut,
Allgütiger! Wer kann die Ernte fassen
In diesen Segensgründen? Trauen wird
Der Gute dir! Gelingen wird sein Werk."
So sangen sie. Hebt eure Augen auf,
Ihr Menschen, sehet eures Vaters Schöpfung,
Und hofft auf ihn. Auch in der Menschheit kann
Sein Werk nicht fehlen.
Du der Welten Vater!
Ich weiß es, Worte thun es nicht vor dir.
Beredsamkeit verstummet. Wie sich Kinder
Der Blumen freun, freun wir uns deiner Schöpfung.

Wie ihrer zeitlichen Versorger sie
Zutrauend harren, hoffen wir auf dich,
Und üben froh dein Werk. Die schönste Gabe
Des Sterblichen ist ein zufriednes Herz.

Das Gegengift.

Preis sey dem Geber! jede seiner Gaben
Ist huld- und weisheitvoll. Er theilte sie,
Er wog sie ab zur langen Dauer und
Vollkommenheit der Schöpfung.
Seine Erde
Gab er nicht Engeln; Menschen gab er sie.
Der Menschen bester ist wer selten strauchelt,
Ihr edelster wer bald vom Fall aufsteht.

Tief keimete das Laster in der neu
Geschaffnen Erde; wild schoß es empor,
Gift seine Blüthe, seine Früchte Tod.

Da schuf er ihm ein mächtig Gegengift,
Für Thorheit ein Verwahrungsmittel, Arbeit.
Sie macht' er uns zum heiligsten Gesetz,
Den Fleiß zur Pflicht.
Arbeitsamkeit verriegelt
Die Thür dem Laster, das dem Müßigen
Zur Seite schleicht, und hinter ihm das Unglück.

Willst du dem Feinde fluchen, wünsch ihm Muße;
Auf Muße folgt viel böses, und des Kummers
Gar viel.

Arbeitsam wirkt die Seele froh;
Langweil'ger Müßiggang beschäftigt sie
Zur Reue, zum Verderben. Thorheit leitet
Den Müßigen; Muthwill' und Vorwitz führen
Ins Dunkel ihn, wo Gott nicht ist.
Arbeitet,
Ihr Weisen in dem Volk, befördert euer
Und vieler Glück.
Wo wohnt Beruhigung?
Wo Segen der liebreichen Gottheit? Wo
Genuß der Tage? Wo das edelste
Vergnügen? Nur in Arbeit! — — —

67.

Von frühen Jahren habe ich mich auch in die fremdesten Hypothesen zu setzen gesucht, und ich kam fast von allen mit dem Gewinn einer neuen Seite der Wahrheit oder ihrer Bestärkung zurück; darf ich aber bekennen daß ich der Hypothese von einer radicalen bösen Grundkraft im menschlichen Gemüth und Willen durchaus nichts gutes abgewinnen kann.[1] Ich lasse sie jedem Liebhaber; meinem Verstande bringt sie kein Licht, meinem Herzen keine freudige Regung.

Gewöhnlich leitet man die Hypothese von zweien einander feindseligen Grundursachen der Dinge von den Persern her; ihre böse Anwendung aber sollte man nicht daher leiten. In der Physik war's offenbar Kindheit der Wissenschaft wenn man die Nacht für böse, den Tag für gut erklärte; die Gesetze, die beide hervorbringen, sind gut und höchst einfach. In der Moral sind sie es

[1] Von der sogenannten Erbsünde ist hier nicht die Rede, denn diese ist Krankheit.

eben so sehr; und die Philosophie der Perser ging gerade darauf hin dieß auszuführen. Die Finsterniß, sagte sie, sey Unform; das Licht, seiner Natur nach, bilde, leuchte und erwärme. Trotz aller Widerstrebungen sey Ahriman schwach; Ormuzd werde und müsse ihn überwinden. Ihre Religion forderte also in Gedanken, Worten, Handlungen zu diesem Siegeskampf als zum eigentlichen Geschäft des menschlichen Lebens auf. Licht zu schaffen und fortzubreiten, wirksam zu seyn in jedem Guten, zu reinigen, zu erfreuen sey unser Geschäft. Eben deßhalb stehen wir zwischen Licht und Dunkel. —

Das Christenthum ging mit tiefergreifenden Regungen auf diesem Wege fort. Kein sklavisches Volk, das sich ewig unter dem Joch krümmt und an Ketten windet, sollte nach ihm das Menschengeschlecht seyn, sondern ein freies fröhliches Geschlecht, das ohne Furcht eines machthabenden Henkergeistes das Gute des Guten wegen, aus innrer Lust, aus angeborner Art und höherer Natur thue, dessen Gesetz ein königliches Gesetz der Freiheit, ja dem eigentlich kein Gesetz gegeben sey, weil die Gottesnatur in uns, die reine Menschheit des Gesetzes nicht bedürfe.

Unverkennbar ist dieß der Geist des Christenthums, seine native Gestalt und Art. Nur dunkle barbarische Zeiten haben den großen Lehnsherren des Bösen, dessen angebornes Erbvolk wir seyen, von dem uns Gebräuche, Büßungen und Geschenke zwar nicht wirklich, aber gewandsweise befreien könnten, der Stupidität und Brutalität antichristlich wiedergegeben. Wer wollte in diese Miltonsche Hölle greifbarer Nacht und solider Finsterniß zurückkehren? —

Ueber der Erde sehen wir von dieser massiven Urhölle nichts. Wo Böses ist, ist die Ursache des Bösen Unart unseres Geschlechts, nicht seine Natur und Art. Trägheit, Vermessenheit, Stolz, Irrthum, Hartsinn, Leichtsinn, Vorurtheile, böse Erziehung, böse Gewohnheit; lauter Uebel, die vermeidlich oder heilbar sind, wenn

neues Leben, Munterkeit zum Guten, Vernunft, Bescheidenheit, Billigkeit, Wahrheit, eine bessere Erziehung, bessere Gewohnheiten von Jugend auf, einzeln und allgemein einkehren. Die Menschheit ruft und seufzet daß dieses geschehe, da offenbar jede Untugend und Untauglichkeit sich selbst straft, indem sie keinen wahren Genuß gewähret und eine Menge Uebel auf sich und auf andere häufet. Offenbar sehen wir daß wir dazu da sind, dieß Reich der Nacht zu zerstören, indem niemand es für uns thun kann und soll. Nicht nur tragen wir die Last unseres Unglücks, sondern unsere Natur ist zu diesem und zu keinem andern Werk eingerichtet; es ist Zweck unseres Geschlechts, der Endpunkt unserer Bestimmung, uns dieser Unart zu entladen. Das ganze Universum treibt, wenn uns die Früchte des Werks nicht locken, mit Nesseln und Dornen. — Was soll also Verzweiflung als unter einem nie abzuwerfenden Joch? wozu der Traum einer von der Wurzel aus unwiederbringlichen Menschheit?

Keine Hypothese kann uns werth seyn, die unser Geschlecht aus seinem Standort rückt, die es bald an die Stelle der gefallenen Engel stellt, bald unter ihre Vormundschaft und Oberherrschaft erniedrigt. Die gefallenen Engel kennen wir nicht, aber uns kennen wir, und wissen wann und warum wir gefallen sind, fallen und fallen werden. —

Das Daseyn jedes Menschen ist mit seinem ganzen Geschlecht verwebet. Sind unsere Begriffe über unsere Bestimmung nicht rein, was soll diese und jene kleine Verbesserung? Sehet ihr nicht daß dieser Kranke in verpesteter Luft liegt? Rettet ihn aus derselben, und er wird von selbst genesen. Beim Radicalübel greift die Wurzeln an; sie tragen den Baum mit Gipfel und Zweigen.

Das Werk ist groß; es soll aber auch so lange fortgesetzt werden als die Menschheit dauert; es ist das eigenste und einzige, das belohnendste und fröhlichste Geschäft unseres Geschlechtes.

Und wie wird dieß Geschäft betrieben? Bloß durch Erweiterung und Verfeinerung der Verstandeskräfte? Intelligenz ist des Menschen edler Vorzug, das unentbehrliche Werkzeug seiner Bestimmung. Wissenschaft alles Wissenswürdigen, Verstand alles Brauchbaren, Schönen und Edeln ist erleuchtender Sonnenglanz in der dunkeln Dunstkugel der Erde; er darf und muß sich so weit erstrecken als er sich erstrecken kann; vom letzten Nebelstern über die gesammte Natur an die Gränzen der werdenden Schöpfung.

Verstand ist der Gemeinschatz des menschlichen Geschlechts; wir alle haben daraus empfangen, wir alle sollen unsere besten Gedanken und Gesinnungen hineintragen. Wir rechnen mit Combinationen der Vorzeit; die Nachwelt soll mit unsern Combinationen rechnen, und allerdings geht dieser Calcul ins Große, Weite, Unendliche hinaus. Wer unternimmt's zu sagen, wohin das Menschengeschlecht in seinen fortgesetzten, auf einander gebauten Bemühungen gelangen könne und vielleicht gelangen werde? Jede neuerlangte Potenz ist die Wurzel zu einer zahllosen Reihe neuer Potenzen.

Verstand indessen thut's nicht allein; auch den Dämonen schreiben wir einen dämonischen Verstand zu; der unsere sey menschlich, von thätiger Güte begleitet. Blicke umher. Wie viel wahre und ächte Wissenschaft ist ungebraucht in der Welt! wie viel Verstand liegt unterdrückt und begraben! wie viel anderer wird gemißbrauchet! Scheinwahrheit, starres Vorurtheil, heuchelnde Lüge, träge Lust, vernunftlose Willkür verwirren unser Geschlecht. Ein gestärkter großer und guter Wille also, Uebungen von Jugend auf, Kampfpreise und Gewöhnung, daß uns das Schwerste zum Leichtesten werde, und vor allem jenes unerläßliche Bestreben nach dem Nothwendigen, was unser Geschlecht fordert, mit Vorbeilassung alles Entbehrlichen und Schlechten; sie allein können den Verstand zum Guten geltend machen, ihm aufhelfen und das Werk fördern. Wie lange haben wir uns mit dem Unnützen beschäftigt? Zeigen uns

nicht Jahrtausende der Menschengeschichte unsern Unverstand, unsere kindische Trivialität und Feigheit?

Einheit unserer Kräfte also, Vereinigung der Kräfte mehrerer zu Beförderung Eines Ganzen im Wohl aller — mich dünkt dieß ist das Problem das uns am Herzen liegen sollte, weil jedem es sein innerstes Bewußtseyn wie sein Bedürfniß stille und laut saget.

„Gesetzgeber, Erzieher, Freunde der Menschheit," sagt ein edler Mann unserer Nation, [1] „lasset uns unsere Kräfte vereinigen, um dem Menschen zu beweisen daß in den unendlich verschiedenen Lagen des Lebens er das innere Glück nirgends finde als in der wirksamen und thätigen Einheit seines Charakters. Strebend nach eigner Vollkommenheit, die Vorschriften einer allgemeinen und wohlthätigen Vernunft frei und standhaft befolgend, wird er Verirrungen, Verbrechen, inneren Vorwürfen entgehen. Als Mensch und Bürger wird er die Glückseligkeit im Zeugniß seines Gewissens finden. So bringt der Mensch die unendliche Verschiedenheit seiner Empfindungen, Gedanken, Bestrebungen zur Einheit eines wahren, reinen, wirksamen, moralischen Charakters."

Und darf ich dieß edle Bild weiter hinausprägen, so liegt im Menschengeschlecht eine unendliche Verschiedenheit von Empfindungen, Gedanken, Bestrebungen zur Einheit eines wahren, wirksamen, rein moralischen Charakters, der dem ganzen Geschlecht gehöret. Wie jede Classe von Naturgeschöpfen ein eignes Reich ausmacht, auf

[1] Essai sur la Science, 1796, vom Herrn Coadjutor (nun Fürst Primas) von Dalberg. In diesem Entwurf sowohl als in der Schrift vom Bewußtseyn als allgemeinem Grunde der Weltweisheit (Erfurt 1793), in den Betrachtungen über das Universum (Erfurt 1777), und in jedem kleinsten Aufsatz ist das Thema dieser Schrift l'unité composée de l'infini Inhalt und Sinnbild, und le caractrèe vrai, pur, énergique et moral Charakter.

andere Reiche bauend, in andere hineingreifend, so das Menschengeschlecht mit dem besondern und höchsten Abzeichen, daß die Glückseligkeit aller von den Bestrebungen aller abhängt und in ihm bei der größesten Verschiedenheit in dieser sehr erhabnen Einheit allein stattfinde. Wir können nicht glücklich oder ganz würdig und moralisch gut seyn, solange z. B. Ein Sklave durch Schuld der Menschen unglücklich ist; denn die Laster und bösen Gewohnheiten, die ihn unglücklich machen, wirken auch auf uns oder kommen von uns her. Die Anmaßung, der Geiz, die Weichlichkeit, die alle Welttheile betrügt und verwüstet, haben ihren Sitz bei und in uns; es ist dieselbe Herzlosigkeit, die Europa wie Amerika unter dem Joch hält. Dagegen auch jede gute Empfindung und Uebung eines Menschen auf alle Welttheile wirket. Die Tendenz der Menschennatur fasset ein Universum in sich, dessen Aufschrift ist: „Keiner für sich allein, jeder für alle; so seyd ihr alle euch einander werth und glücklich." Eine unendliche Verschiedenheit, zu einer Einheit strebend, die in allen liegt, die alle fördert. Sie heißt (ich will's immer wiederholen) Verstand, Billigkeit, Güte, Gefühl der Menschheit.

Freude.

Freue dich, edles Herz, das hold der Freude ist!
Schuf nicht der Schöpfer der Welt
Alles zur Freude?
Wer sich freuet, erfüllt der Schöpfung Zweck.

Süße Gabe des Gebers, gieße dich ganz in mich!
Noch ist mein Herz von Tücke nicht befleckt.
So hüpfe denn das vergängliche Paradies hindurch,
Du nicht mit drückenden Lasten beschwertes Herz.

Sey froh des Vergangenen!
Jeglicher Labung froh, die du dem müden Pilger
Darreichen konntest; danke dem Herrn der Welt,
Der dir zu reichen sie gab.

Häuser die deine Hände gestützt,
Hütten die deine Hände befestigten,
Siehe sie froh! — Besuche des Greises Grab,
Der sich an deinen Troststab lehnete.

Komme der große Tag, an welchem der Schöpfung Herr
Gericht hält, wann die Schaaren um ihn stehn
Voll heiliger Erwartung. Sanfte Stille
Verbreitet sich die sieben Himmel hindurch.

Du trittst, ein Jüngling, mit tausendmal tausend hervor
Anzubeten. Der Spruch des Richters ist:
„Was ihr der Menschheit thatet, thatet ihr
Mir selbst. Geht ein zu eures Herren Freude!"

68.

Und warum verhehlen wir eine Norm der Ausbreitung des moralischen Gesetzes der Menschheit, die uns so nahe lieget? Das Christenthum gebietet die reinste Humanität auf dem reinsten Wege. Menschlich und für jedermann faßlich; demüthig, nicht stolz autonomisch; selbst nicht als Gesetz, sondern als Evangelium zur Glückseligkeit aller, gebietet und gibt es verzeihende Duldung, eine das Böse mit Gutem überwindende thätige Liebe. Es gebietet solche nicht als einen Gegenstand der Speculation, sondern gibt sie als Licht und Leben der Menschheit, durch Vorbild und liebende That, durch fortwirkende Gemeinschaft. Es dienet allen Classen und Ständen der Menschheit, bis in jeder jedes Widrige zu seiner Zeit von selbst verdorret und abfällt. Der Mißbrauch des

Christenthums hat zahlloses Böse in der Welt verursacht; ein Erweis was sein rechter Gebrauch vermöge. Eben daß, wie es gediehen ist, es so viel gut zu machen, zu ersetzen, zu entschädigen hat, zeigt, nach der Regel die in ihm liegt, daß es dieß thun müsse und thun werde. Der Labyrinth seiner Mißbräuche und Irrwege ist nicht unendlich; auf seine reine Bahn zurückgeführt, kann es nicht anders als zu dem Ziel streben das sein Stifter schon in dem von ihm gewählten Namen „Menschensohn" (d. i. Mensch) und im Gerichtsspruch des letzten Tages ausdrückte. Wenn die schlechte Moral sich an dem Satz begnügt: „jeder für sich, niemand für alle!" so ist der Spruch: „niemand für sich allein, jeder für alle!" des Christenthums Losung.

Der Himmlische.

Heil und Gebet dem Mann in Himmelsglanz,
Zu dessen Füßen jetzt die Sterne wallen;
Wie Mond und Sonne glänzt sein Angesicht.

Er denke unser, wenn wir beten, wenn
Sich unser Herz zum Armen freundlich neigt,
Und lasse jeden Wandrer Schatten finden,
Und jedem Durstenden zeig' er den Quell.

Er war es selber einst, der Menschlichkeit
Die Menschen lehrte, der Erbarmen, Sanftmuth,
Und Milde zur Religion uns gab.

Heil und Gebet dem Mann, der Menschlichkeit
Die Menschen lehrte, der Erbarmen, Sanftmuth,
Und Milde zur Religion uns gab.

Anhang.

Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung.

Eine von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Jahr 1779 gekrönte Preisschrift.

In magnis voluisse sat est.

Erste Frage.

In wie fern und auf welche Art hat die Regierung auf Wissenschaften gewirkt, bei den Völkern wo diese blühten?

Es ist ausgemacht daß nicht alle Wissenschaften zu jeder Zeit, unter jedem Volk und Klima geblühet haben; nur hie und da und jetzt und dann, und meistens immer nur auf kurze Zeit ward ihr edelster Geist sichtbar. Das Licht der Wissenschaften hat nur einen schmalen Streif der Erde und auch ihn nur farben- und perioden-weise berühret.

Woher nun diese Seltenheit und schnelle Abwechslung? Durchs Klima? Die Länder wo die Wissenschaften blühten und verblühten, veränderten ihr Klima nicht oder wenig; Aegypten, Rom, Griechenland liegen wo sie lagen, und wie anders ist ihre Verfassung an Literatur, Wissenschaften und Künsten als sie ehemals war! Frankreich, England, Deutschland, Schweden haben sich seit Cäsars und Tacitus Zeiten durch Anbau und Aushauung der Wälder gewiß nicht dahin verändern können, wohin sie verändert sind. Auch der Stammcharakter eines Volks kann nicht die Ursache solcher Veränderungen seyn, denn jener bleibt; er ist an Griechen, Römern, Galliern und Deutschen noch nach allen Zeiten kenntlich; Fähigkeiten und Geist sind dieselben und ihre Productionen und Früchte doch so verschieden — — Kurz, warum wollen wir theilen was die Natur verband? Klima mag immer das Erdreich seyn in dem der Same der Wissenschaft wächst, wo er hie und da besser gedeihet; Nationalcharakter mag die Art des Samens näher bestimmen, der in solcher

nnd solcher Gestalt hie und da fortkommt; die politische Verfassung eines Volks im weitesten Verstande, seine Gesetze, Regierung, Sitten, bürgerliche Schicksale sind ohne Zweifel die nähere Bearbeitung des Ackers, die Aussaat des Samens und zugleich die Himmelswitterung im weitesten Sinne des Worts, ohne die nichts aufgehen, nichts gedeihen kann. Gerade mit ihr, wie die Geschichte der Welt zeigt, hat sich der Geist und die Blüthe der Wissenschaften verändert.

So allgemein gesagt, ist das Factum ziemlich bekannt und unläugbar; aber nun näher betrachtet, was war's eigentlich in der politischen Verfassung eines Volks, in seiner Gesetzgebung und Regierung, das die Wissenschaften förderte und zum Flor brachte? War's in allen Regierungen, unter allen Völkern, zu allen Zeiten dasselbe? für alle Wissenschaften dasselbe? oder hat jede Wissenschaft etwa ihre Regierung, ihre Zeit, ihre Lieblingsstelle, wo sie am schönsten gedeihet? Kommen in der Geschichte diese Fälle wieder oder ist alles nur einzeln gewesen und jede Wissenschaft, wie jeder sonderbare Zeitpunkt der Regierung hat nur einmal existiret? Lassen sich allgemeine Grundsätze finden, wie gewisse Arten der Regierung sich zu Arten der Wissenschaft, und Zeitpunkte der Regierung zu Zeitpunkten der Wissenschaft verhalten? oder ist in der Geschichte des menschlichen Geistes und Volks alles ein Wald, ein Chaos? Da dieß nicht zu vermuthen ist, lassen sich obige Gesetze und Bemerkungen auch anwenden? Kann man Zeiten, Wissenschaften, Künste wiederbringen die nicht mehr sind? und welche Wissenschaften werden von unserm Zeitgeist der Regierung und Bedürfnisse des Staats genähret? Wie stehen wir darin gegen die Alten? haben wir gewonnen oder verloren? und was haben wir für die Zukunft, nachdem sich jetzt die politischen Räder des Schicksals drehen, für die Wissenschaften zu hoffen oder zu fürchten? — Ich fühle innig die Verflochtenheit, Feinheit, Tiefe und Umfang dieser Fragen; sie sind der

Knote, der die politische Geschichte mit der Geschichte der Wissenschaften, das Reich des Unsichtbaren menschlicher Kräfte mit der ganzen Sichtbarkeit seiner Anlässe, Triebfedern, Hindernisse, Veränderungen u. dergl. aufs sonderbarste und in jedem Zeitraum auf eine so eigene Art verwebt, daß vielleicht nirgend die Allmacht und Unmacht menschlicher Bemühungen sichtbarer wird als in diesem so mühsamen, weiten und verflochtenen Gange. Indessen in magnis voluisse sat est! ist der Wahlspruch so meiner Geschichte als meiner Betrachtung. Die königliche Akademie kennet die Schwierigkeiten der Aufgabe besser als ich sie kenne; und doch gab sie die Frage auf. Sie erwartet die Antwort eines Menschen, nicht den Aufschluß des Genius der Wissenschaften und der mancherlei Regierungen der Völker.

1. Vom Einfluß des väterlichen Regiments auf den Keim der Wissenschaften.

Wo keine Regierung ist, findet auch keine Wissenschaft statt; wir können den Satz kühnlich annehmen, ob es gleich keine Beweise davon in der Geschichte gibt. Das Menschengeschlecht ist nie ohne Regierung gewesen; diese ist ihm so natürlich als sein Ursprung, als die Zusammenkettung seiner Glieder in Geschlechter; wo Geschlecht ist, ist sogleich Regierung da. Auch Völker, die eigentliche Wissenschaft nicht haben, Regierung haben sie immer, obwohl unvollkommene Regierung; selbst Menschen, die unter die Thiere gerathen, lernen die Künste, Sitten und Lebensweise der Thierart, deren Mitbürger sie wurden, die sie ernährte und auferzog.

Von utopischen Träumen also hinweg, sehen wir auf die Geschichte der Regierung des menschlichen Geschlechts, wie sie ist, wie sie seyn mußte. Der Mensch wird von Vater und Mutter, also im Schooß der Gesellschaft, unter der mildesten Regierung geboren, die ihm seine Schwachheit nothwendig macht und von der er den Keim

der Wissenschaft auf die leichteste, natürlichste Weise ererbt bekommt. Er lernt Sprache von seinen Eltern, und mit der Sprache empfängt er Kenntnisse, Nachrichten, Gesetze, Rechte. Die Begriffe seines Vaters, die Lehren seiner Mutter gehen in ihn mit der Milch, mit dem Anblick täglicher Gewohnheit, mit Uebungen und Jugendspielen über; und da kein Ansehen über väterliches Ansehen, keine Weisheit über Vaterweisheit, keine Güte über Elterngüte gehet, mithin diese kleine Regierung die vollkommenste ist die gefunden werden kann, so sind auch die Eindrücke davon sehr tief in den Herzen der Kinder und Kindeskinder, zumal in den Zeiten der Unschuld und frühen Einfalt. Sage der Väter war immer der Urquell aller Weisheit; ihr Urtheil, ihre Sprüche waren der höchste Beweis, über den nichts hinausging, wie das alte Buch Hiob in trefflichen Exempeln weiset. Der Vater erbte seinen Schatz von Erfahrung, Naturkenntnissen, Unterricht, Lehre, durch Tradition hinunter; dieser ward wie ein Heiligthum angenommen, vermehrt oder verfälschet. Die ältesten Proben und Keime menschlicher Wissenschaft sind Worte, bedeutende mächtige Sprüche und Sprüchwörter, sittliche Gebräuche, Weisheit- und Lebensregeln, meistens auf eine künstliche Weise dem Gedächtniß zur ewigen Erinnerung gesagt; sodann Fabeln, Geschlechtsregister, Lieder von Thaten, von Tugenden, Sitten der Väter, ihr Segen, ihre letzten Worte, Weissagungen, die über dem Geschlecht schweben, die ihm sein Glück, seine Zukunft prophezeien — lauter Abdrücke der ersten, väterlichen Regierung. Selbst die Religion nahm diese Gestalt an. Der Vater der Menschen ward dieses Geschlechts Vater; der Gott ihrer Väter erschien gleichsam in der ersten, freundlichen Gestalt derselben, ihre Hütte ward Tempel, ihr Tisch Altar, Vater und Erstgeborner die Priester desselben; alle ältesten Religionen sind voll solcher Geschlechts-, Vater- und Kindeszüge, und wie konnte den Menschen, was ihnen so nöthig war, Wissenschaft, Weisheit, Sitte, Religion, Tugend,

sanfter empfohlen und angebildet werden als durch diese zarten Bande der väterlichen Regierung! Hier bildete, hier lehrte alles. Die erste Gesetzgebung war Natur, der erste Gehorsam zu lernen Erbtheil, Erziehung, Wohlthat.

Nachdem diese väterliche Hütte, Stand, Gegend, Lebensweise, Geschäfte, Erfahrung hatte, nachdem war auch der Keim der Wissenschaft, den sie gab und forterbte. Ist die Gegend um sie her ein Garten der Natur, auf der ihre Kinder, wie Lämmer auf der Aue umherspielen; ist ihr Klima, ihr Geschäft, ihr Blut leicht, ihr Leben angenehm, ihre Sitten gefällig; die ersten Sprossen ihres Geistes werden Blumen, werden Früchte hiernach zeigen. Eine Schäferaue gibt Schäferlieder; ein Tempe, ein Arkadien lockt einen Apollo vom Himmel herunter. Geschwister, die sich lieben, Braut und Bräutigam, die liebend um einander dienen, schöne Scenen der Natur, schönere Scenen des Herzens und der ungekünstelten Empfindung, geben Idyllen, Liebesgesänge, Unschulderzählungen, Schäferpsalmen, eine Mythologie voll Hirtenweisheit. Ueberall in der Welt, wo es Flecken und Winkel von so glücklicher Verfassung gibt, sieht man auch die Blumen derselben, oft nahe dem Scepter des ärgsten Despotismus, gedeihen. Sicilien war von jeher das Land der Idylle, was auch in den Städten für eine Regierung herrschte; Irland bis auf die Zeiten der Eroberung das Land der Schäferlieder, das beinah keine andern Denkmale seiner Vorfahren kannte; der Hirt in Spanien, mit Armuth und seiner schönen Wüste vergnügt, singet und weiß nichts vom Druck und dem Gewühl der Städte; selbst in der Türkei und dem heißen Afrika gibt's viele solcher schönen Flecke, die, dem Despotismus der Bassen fern, in ihrer Wüste, wie glückliche Inseln im Meer liegen, und wo nicht Früchte, so doch Blumen solcher Art tragen — Blumen, die bei ihnen Natur sind, in den Schulen aber und im Nebel der Städte Kunst, oft sehr entweihete, gemißbrauchte

Kunst werden. Der Blumenstrauß solcher Empfindungen und Sprache entfärbt sich und verwelkt, wo ihn nicht mehr Athem der Natur anwehet; zuletzt schiebt man bunte Papierblumen, wohl geätzet und wohl gebunden, an seine Stelle, aber ohne alle Kraft und Wirkung. Alles mag die Kunst schaffen können, nur nicht Natur; die Naturstücke dieser Art aus dem ersten frühen Alter der Welt voll Kindereinfalt und Hirtenunschuld und Jungfrauenschöne werden die einzigen solcher Art bleiben, bis etwa wieder solche Zeit kommt. — —

Steht die väterliche Hütte nicht auf so glücklichem Grunde, der Lebensunterhalt wird ihr schwer, das Klima ist rauh und wüste, sie ist mit Gefahren umringt, muß streiten, muß jagen, muß wandern; sofort nehmen ihre Kenntnisse, ihre Gesinnungen andern Weg, der Ausdruck derseben bekommt andere Farbe. Treten viele Geschlechter und Stämme zusammen, so wird ein Chan, ein Sultan, ein Anführer, der zuerst gemeinschaftlicher Vater ist und, wo es nicht Umstände hindern, mit der Zeit ein eigenmächtiger Beherrscher wird. Wir betrachten ihn jetzt nur im ersten Falle, solange Noth die Seinen wachend erhält, daß er nur Vater, nur Anführer bleibe. Mithin ist seine Horde entweder im Kriege oder im Frieden; hiernach und nach dem Zustande, den Gesinnungen, der Verfassung und Lebensweise in beiden, formen sich auch ihre Ideen und Lieder. Die Araber, die ihre Wüste zwingt ein Volk in Stämmen und frei zu bleiben, haben Jahrtausende durch ihren Charakter, ihre Sprache, ihre Religion und Dichtkunst erhalten. Letztere ist gerade das was ihre Verfassung will und ihr zu seyn gebietet: Geschlechtregister, Ruhm des Stammes, Sage der Väter, Lehre der Weisheit in Bildern, in Räthseln, im Sprüchwort, Gesang der Tapferkeit, der Rache, und Stammesfreundschaft, Abenteuer in Muth und Liebe, wunderbare Erzählungen, die ihre Wüste und Einsamkeit, ihr Hin- und Herziehen, ihre Entfernung von einander,

ihr Geschäft, ihre Lebensart so sehr begünstigt. Es ist wunderbar und fremde, wenn ein gelehrtes sitzendes Volk aus lieber Muße und langer Weile ihnen hierin nachahmen oder zuvorkommen will, da weder von außen noch von innen etwas in ihm diese Stammeswissenschaft und Dichtkunst will oder fördert. — —

Die Sprache der nordischen Jagdnationen, die ebenfalls ihr Klima in solchem Zustande fest hält, ist bekannt genug in ihren Gesängen und Reden; und nicht minder mit ihrer Verfassung einig. Was kann in ihr gedeihen als Kriegestanz und Blutgesang, Wort des Führers und Heldenlied der Väter? Vielleicht waren die Gesänge der alten Deutschen ihnen ähnlich, sowie die Seele aller ziehenden Streitnationen in solchen Liedern gelebt hat. Die nordischen Völker, zu Lande oder auf Schiffen kämpfend, wußten von keiner andern Literatur, als von Abenteuern des Muths und der Liebe. Sie mögen viel oder wenig von Ausländern angenommen haben, der Stamm ihrer Dichtkunst und Mythologie liegt in ihrer Verfassung, in ihren Sitten, in ihrer Regierung. Selbst die Celtische Poesie, so zart und fein sie ist (vielleicht durch Macpherson geworden), ist hievon Zeuge; sie ist Poesie der Stämme, der Geschlechter. Ihr Fingal ist Held und Anführer, aber auch Liebhaber, Bräutigam, Gemahl, Freund, Vater; Ossian ist Krieger, aber auch Sohn des edeln Fingals, und in dieser Beziehung eben der Lobsänger seines Vaters, seiner Freunde, seiner Brüder, seiner Söhne. Die Poesie des Stammes und zwar solcher kleinen schottischen Stämme kann kaum in ein schöneres Licht gesetzt und die Situationen derselben ungeschmückter, natürlicher, reicher behandelt werden als in diesen Gesängen (sie mögen alt oder neu seyn) geschehen ist. Sie sind die Blüthe solcher Verfassung, solches Lebens von seiner schönen Seite, und es ist elendes Nachgesinge, wenn wir in unsern Städten und Häusern Ossiane seyn, und Fingals, Schilricks und Vinvela's singen wollen, wie sie dort waren und — nicht mehr sind.

Wo in der Verfassung die Zeit solcher Abenteuer, Stamm- und Ritterzüge wiederkehrte, kehrte ihr Abdruck in den Wissenschaften, zumal den Gesängen, wieder; ich darf nur an die Zeiten der Troubadours, der Provenzalen und anderer Sänger ihrer Art erinnern. Einzelne Feldzüge, Fehden, Abenteuer lebten damals in Waffen und in der Liebe; der Abdruck davon war auch ihr Gesang, und die ersten Heldendichter Italiens haben aus dieser Quelle geschöpfet. Würde Dante seinen Himmel, Hölle und Fegfeuer wohl durchwandert haben, wenn er darin nicht seine Geliebte, seine Freunde und Feinde, die Feinde seines Geschlechts, die Familien seiner Vaterstadt hätte finden wollen? **Io mi son vo**, konnte er sagen:

> — che quando
> amore (odio) spira, noto e a quel modo
> che detta dentro, vo significando —

in solchem Geist der Zeit und der Verfassung ward Virgil sein Führer. Liebte Petrarca seine Laura, sein Vaucluse nicht, wie ein ziehender Araber seine Selima und seine schöne Wüste? Pulci, Ariost, Scandiano nützten die Reste des Abenteuer- und Rittergeistes, schöpften aus Novellen und Sagen, die damals noch im Munde des Volks oder im Andenken der Erinnerung waren; sie lebten im Lande kleiner Staaten, berühmter Familien, Häuser und Personen, die einst so viel Zwiste gehabt, so viel Abenteuer und Wunder verübt hatten; der Geist dieser Verfassung war ihre Muse. — — Ja, was säume ich an diesen späten schwächeren Nachbildern der Stammes-, der Geschlechts-, der Helden- und Vätersage? Der erste und größte Heldendichter der Welt, Homer, sang er nicht den Geist seiner Väter und ihrer Verfassung und Stämme und Thaten? Homer, hätte er in einem despotischen Lande gelebt, wo alles Sultan oder Sklave, wunderbar oder verhüllt ist, hätte er singen können wie er sang? Jetzt singt er ein versammeltes Grie-

chenland, eine Aristokratie von Königen und Helden, zu einem gemeinschaftlichen Abenteuer versammelt. Der Ruhm seines Stammes, seiner Helden, ihrer Völker und Geschlechte ist vor ihm, und er zeichnet jeden und jedes frei und rein und unverhüllt, nach dem Maße wie es wirken soll; hiernach ist Wind und Welle, Roß und Mann, Gott und Göttin, gewählt und geordnet. Sein Ulysses ist ein Abenteurer zu Schiff, wie sein Agamemnon und Achilles, Hektor und Paris zu Lande. Die griechischen Dichter vor ihm haben alle aus diesem Quell des Nationalruhms, der Geschlechts- und Stammessage geschöpft; ihre beste, auch spätere Dichtkunst ist daraus erwachsen, ihre Mythologie darnach verkleidet. Die ältesten Proben griechischer Weisheit waren, wie überall, Gesänge der Vorwelt, Thaten und Sprüche der Väter; auch in späteren Zeiten bedienten ihre Gesetzgeber sich dieses Mittels zur Bildung und wurden gleichsam ihrer Vaterstadt Väter; — kurz, die ersten Keime der Wissenschaft (die wir jetzt schon in sehr verwickelte Zustände verfolgt haben) wurden überall auf gleiche Weise gebauet und fortgepflanzet, nämlich durch Geschlechtsbildung, Stammesehre und väterliche Regierung. Hier durfte noch kein Gold, kein Zwang, keine Belohnung wecken: die Luft worin man lebte, das ganze Medium der Verfassung, Erziehung, der Begriffe und Zwecke, in denen, für die man lebte — sie weckte den natürlichen Ausdruck, der an ihr hing, das Geschlechtslied, die Lehre, die Helden- und Liebessage. Diese waren nichts als der Schall der aus solchem Zusammentreffen entstand, der elektrische Funke der sichtbar wurde.

2. Vom Einfluß der despotischen Regierung in die Wissenschaften.

Es scheinet, die Natur habe den Zustand väterlicher Regierung nur als Einleitung ins menschliche Leben, als sanfte Vorbereitung verordnet, den Menschen zu härtern Zuständen und mehrerer Wirk-

samkeit zu gewöhnen. Bald fallen Stämme zusammen; so wird durch Stolz oder Güte ein Allgemeinvater, ein Allgemeinherrscher. Es wird ein Ehrgeiziger geboren, der unbewehrte Hirten jetzt selbst als Schafe vor sich treibt und Kinder allmählich als Sklaven behandelt. Verblendet von seinen Talenten, seiner Uebermacht und Größe, gewöhnt man sich sein Joch zu tragen, mit der Zeit auch es zu küssen und mit Blumen zu umwinden; aus dem Menschen wird ein Gott, aus dem Vater ein Sultan.

Aller Despotismus des Orients (wo er aus vielen Ursachen recht zu Hause ist) hat darin etwas göttliches daß sein Wille, als Gebot des Schicksals, verehrt wird und dem Sultan immer ein Mufti zur Seite stehet. Die Hauptwissenschaft eines solchen Staats muß also gewissermaßen immer Theologie, sein Hauptbuch ein Koran werden, neben dem eigentlich kein anderes aufkommen darf und soll. Der Iman deutet's und zwar mündlich; der Kadi führt's mit schneller Gewalt aus; zu disputiren gilt hier nicht, noch weniger zu philosophiren; es sind Aussprüche Gottes und seiner Gesandten. Was soll Staatskunst, Philosophie der Gesetzgebung unter einem Sultan? Die zarte Pflanze kann unter dem drückenden schwarzen Baum nicht gedeihen; der Sultan ist Gott, sein Wille Gesetz, sein Wort Tod und Leben. Was soll feine, neue, ergrübelte Kriegskunst, die nicht etwa von den Vätern geerbt ist? Glück und Unglück kommt aus den Händen des Schicksals und rauscht in der Fahne des Propheten. Selbst die Arzneikunst, wo sie nicht väterliches Gebot war, ist ohnmächtig; Leben und Tod kommt aus der Hand Gottes, und Islamismus, Ergebung in seinen Willen, ist Hauptwissenschaft und Weisheit. Ist diese mit Muth, Entschluß, Klugheit, Kühnheit, Glück verbunden, wie weit kann sie führen! Zu welchem Reichthum, zu welcher Höhe, aber auch zu eben so schnellem Fall! Alles Aeußerste gränzt hier zusammem, Höhe und Tiefe, Muth und Feigheit, alles und nichts. Kein Mittelstand, keine Dauer; und

also auch nichts von den Pflanzen, die diesen Stand, diese Dauer, diese ruhige Pflege und Wartung fordern, wie's doch die meisten Wissenschaften sind. Was nicht lautester Hymnus ist, wird die versteckteste Räthselweisheit; was nicht als Gottes- und Königspflanze blühet, muß sich ein ruhiges Thal suchen, wo es für sich verborgen lebe und weder vom drückenden Schatten, noch brennender Sonnenhitze verzehrt werde.

Ich kenne unter spätern Schriften des Orients kein schöner Buch als das persische Rosenthal von Scheich Sadi; es enthält, dünkt mich, die feinste Blüthe, die im Garten eines Sultans gedeihen kann. Seine Moral ist wahr, einfach, edel, fein eingekleidet und, wenn ich so sagen darf, mit göttlichem Ton menschlich. Sein Inhalt ist: „der Könige Gemüther und Sitten, der Derwische Art und Sitten, Resignation, Verschwiegenheit, Liebe und Jugend, Schwachheit und Alter, Kinderzucht und gute Sitten, Höflichkeit und Sprüchwörter“ — mich dünkt, diese acht Capitel sind Hauptüberschriften von dem was unter der sultanischen Regierung an Philosophie und Moral in Betracht kommt. Seine Vorrede fängt mit dem schönsten Hymnus auf Gott und mit Fabeln an, in denen seit den ältesten Zeiten die Morgenländer so einzig waren; sie endigt aber mit einer Dedication „an Abubekr, den Sohn Sadi, den König, der in der Welt der Schatte Gottes, König aller Könige, der Gewaltigste unter den Völkern, Beherrscher der Erde und des Meers, Erbe vom Reich Salomo“ — und noch viel mehr ist; welche Dedication, mit dem was er sonst von seinen Lebensumständen anführt, vieles in seinem Buch aufschließt. Wer in aller Welt den Hymnus, die Fabel, das Bild, das Sprüchwort, die feinste Räthselweisheit u. dergl. suchen will, wird sie unter solcher Regierung finden. Hier blühen die gewürzreichsten Blumen unter den dickesten, breitesten Blättern; hier strebt die Ceder und der Palmbaum neben dem Dorn und Ysop empor, und um sie her ist weite Wüste. — —

Der reinste Despotismus sollte wohl nach Absicht des Gesetzgebers die jüdische Theokratie werden; ihr Führer errettete sie ja eben aus dem Gluthofen der Dienstbarkeit Aegyptens und gab ihnen Gesetze gottesdienstlicher Verfassung, um sie künftig für Tyrannen und Pharaonen zu bewahren. Der Gott ihrer Väter ward König, der oberste Priester sollte sein erster Diener seyn und das Volk Gottes Knechte und Kinder. Es ist nicht zum Ideal dieser Verfassung, mithin auch nicht zur Wirkung derselben gelanget; da indessen der Plan Moses doch nicht ganz verworfen werden konnte und selbst unter den Königen (die durch ihn nicht eben aufkommen sollten) Stückwerk bleiben mußte, so sehen wir noch immer einige gute Folgen jener alten theokratischen Gebote, insonderheit auch auf Regierung und Wissenschaften. Auch der König sollte nur Vater des Volks und an der Stelle Gottes da seyn; der lauteste Psalm besang nur Lob Gottes in seinem Lobe. Sprüche und Sittenlehren, selbst wenn sie aus dem Munde des reichsten, prächtigsten, wollüstigsten Königs flossen, mußten sich in Furcht Gottes, als Anfang der Weisheit, kleiden, und diese als das Ende aller menschlichen Betrachtung und Umsuchung zeigen. In den Zeiten des Verfalls konnten noch immer Propheten seyn, die nach dem Gesetzbuch der Nation gegen ihren Despoten sprachen: wie Israels König seyn sollte. Aus dem Munde Gottes nahmen sie Segen und Fluch, und hielten wenigstens die Augen des Volks wachsam über das was recht und gut nnd erlaubt sey. Ihre Prophezeiung vertrat die Stelle der Staatsweisheit, wo in einigen verwickelten Fällen der Erfolg es genugsam zeigte wie übel es ging wenn man davon wich. Kurz, der großen Seele des Moses, seiner Gesetzgebung und seinem Bunde haben wir eine Reihe der folgenden trefflichen Schriften in Dichtkunst, Geschichte, Lehre und Weisheit zu danken, die kein anderes Volk besaß. Propheten, Weise, Lehrer des Volks, Priester, selbst die guten Könige gingen auf seiner Spur;

sein theokratisches Gesetzbuch ward die erste Vormauer gegen Gräuel der Abgötterei, Unmenschlichkeit und Unterdrückung, sowie eine Pflanzschule reiner Begriffe von Gott, edler Hymnen, Psalmen, Anmahnungen und Lehren — — wie glücklich, wenn's ganz in Erfüllung gegangen wäre! Nun waren viele ihrer Könige, trotz des Gesetzbuchs, schwache Despoten, kleine Tyrannen, und der Staat ging durch den Contrast solcher Grundsätze und Verfassung nothwendig um so eher unter — —

Von der Regierung sowohl als den Wissenschaften der Chaldäer, Aegypter und anderer alten monarchischen Völker wissen wir zu wenig als daß wir davon urtheilen könnten. Bei beiden Nationen waren Wissenschaften und Künste erblich; ihr Gutes scheint sich also nach Vaterart herabgeerbt zu haben (wovon wir im vorigen Abschnitt geredet), und sofern hing's nicht vom Monarchen ab. Zudem stand bei den Aegyptern der Priesterstand, der die Wissenschaften besaß und verwahrte, dem Könige nah zur Seite, schränkte ihn zuweilen selbst ein und hing wenigstens nicht von ihm ab; wenn also auch hinter seinen heiligen Wissenschaften viel gewesen seyn sollte, so war's altes Priestererbtheil, und der Thron war daran unschuldig. So auch mit der Polizei der Aegypter und ihrer gepriesenen Einheilung des Landes. War sie wie man sie preiset, so ist sie kein Werk des Despoten, sondern des Vaters, der jedem seiner Kinder das Seine gibt, und dafür wacht daß es ihm erhalten werde; die Künste also, die hieraus entstanden, wurden abermals aus einer gerechten, väterlichen Regierung. Drittens endlich: wozu man den Despotismus braucht, Städte zu bauen, Pyramiden, Obelisken, Kolosse, Labyrinthe zu errichten, wahrlich dieß trägt auch sein Gepräge an sich. Wozu diese ungeheuren Massen? Zu welchem Nutzen des Landes? Ihr sprecht: „zum Ruhm der Monarchen;" aber welcher Monarchen? wer nennt sie? wer kennt ihre Namen? wer nennt sie anders als Namen der Unterdrücker, die ihre Unterthanen zu nichts

besserem zu brauchen wußten, und selbst dabei nichts thaten. Oder „baueten sie daran ihre Gräber?" Und wer liegt darunter? und kann ein ellenlanger Despot nirgend als unter einer Pyramide liegen? — Kurz, die älteste Geschichte Aegyptens ist zu ungewiß als daß ich mir darüber etwas zu sagen getraue. Mit den Mauern der Semiramis, dem Schutte Persepolis, den Riesenwerken Indiens und Sina's ist's deßgleichen. So viel man Sina rühmt, so sichtbar wird's aus allem was man sagt: das gerühmte Gute kommt nur von den Gesetzen und der Vorsicht ältester väterlicher Regierung; wo diese aufhört und der Despotismus anfängt, stockt alles Gute. Sprache, Gesetze, Wissenschaften, Künste bleiben Jahrtausende dieselben; sie können und wollen nicht fort; sie sind eingemauert und einbalsamirt in — alte Gewohnheit.

Ueberhaupt ist wohl der entschiedenste Einfluß mit dem sich Despotismus auf die Wissenschaften äußert, Pracht, Uebermaß, kolossalische Größe, Willkür. Was diese nährt, in Gedanken wie in der Baukunst, in Anordnungen wie in Festen, das wird beliebt, das hat Beifall. Alles soll ungemein, wunderbar, übernatürlich seyn, und verliert daher meistens sein Maß zum Staat und zur Glückseligkeit der Menschen. Auch wie in spätern Zeiten im Occident der Despotismus theilweise und in feinen Larven wiedergekehrt ist, hat er eben diese Wirkung bewiesen. Papst oder Sultan, Schach oder Kaiser — die Hymnen finden sich immer wieder, nur nach dem Geschmack des Zeitalters gekleidet. Die Legenden und Chroniken der Mönche unter dem Joch des Aberglaubens haben so viel wunderbares als die Geschichte Tamerlans, Afrasiabs, Rustems. Die Zeiten des Lehenrechts, da alles Herr und Sklave war, kleiden sich natürlich in die Zaubereien der Ritter und Riesen, die mit Lindwürmern und Drachen streiten. Ludwigs Despotismus liebte die Pracht und alles was diese nährte, in Wissenschaften und Künsten. Der Charakter einzelner Menschen, die die Wissenschaften bauen,

beweiset selbst diß Verhältniß; es gibt einen Despotismus des Geschmacks wie der Regierung, der Gedanken sowohl als der Gesetze und Sitten; und meistens ist derselbe mit Pracht, kolossalischer Größe und Uebermaß begleitet — — Die Regierung, unter der allein Natur, rechtes Maß und Verhältniß stattfindet, ist — Freiheit.

3. Vom Einfluß freier Gesetzgebungen auf Wissenschaften und Künste.

So sehr Homer die Monarchie preiset, so sehr zeigt er sich zugleich als Sänger und Boten der Freiheit. Nichts ist ihm verhüllt, unbegreiflich und riesenförmig, als was so seyn mußte; alles hat Maß, Stelle, Kenntlichkeit und Charakter; selbst sein Wunderbares ist menschlich, seine Wiederholungen süß und kindlich. Der schöne Umriß, der glückliche griechische Blick in Bezeichnung seiner Helden, die Weisheit und Menschlichkeit mit der er auch rohe Leidenschaften und Scenen mildert, sie charakterisiren nicht den Sklavendiener, sondern den Sänger der Natur, der Menschlichkeit und Freiheit — — Griechenland war das erste Land der Welt, das sich von seinen kleinen Tyrannen allmählich losriß und mit einer neuen Regierung auch neue Wissenschaften und Künste sichtbar machte.

Lykurgus zog die Seinen zu einem strengen Grundsatz, der Aufopferung und Liebe zum Vaterlande, zusammen; in diesem Raum mußten auch die Wissenschaften bleiben; hiernach formte sich selbst die Sprache des Lakonismus. Reichthum, Schauspiele, üppige Verse waren verschwunden; unnütze Redner, Sophisten und Schwätzer verbanneten sich selbst; sie fanden keine Luft in Sparta. Kriegskunst war ihre Wissenschaft und Uebung, die Flöte war ihr Instrument und Tyrtäus ihr Dichter — Sparta ist das stärkste Beispiel wie sehr ein Staat die Wissenschaften wählen, modeln und im

Zaum halten muß, ja auch im Zaum halten kann; denn welch ein Gegenbild gegen Athen war Sparta! Und doch war's vielleicht Lykurgus der in Asien Homers Rhapsodien gesammelt und den Griechen gegeben; seinem Sparta gab er ihn nicht, wenigstens nicht als Muster —

Ganz einen andern Weg ging Solon, der Reichthümer mit Freiheit, Ueppigkeit mit Vaterlandsliebe zu paaren suchte, den Vornehmen die Berathschlagung, dem Volk die Entscheidung überließ und seine Republik also, wie Aristophanes sagt, zu einem Greise machte, der zu Hause klug, öffentlich kindisch war, oder, wie wir sagen wollen, der für sich weise seyn konnte, öffentlich aber anständig, schön, beredt seyn mußte. Nothwendig weckte Solon mit dieser Verfassung alles auf was man Volkswissenschaft nennen konnte, Rednerei, Poesie, Philosophie, Künste. Rednerei: denn der Redner war Dämagog, und der Staat selbst unterhielt Redner. Ueber alle öffentlichen Geschäfte, die fürs Volk kamen, ward geredet, und nach dem Moment des Eindrucks die Sache entschieden. Welch ein Feld war dieß für die Beredsamkeit! welche Schule! Ueber Geschäfte, Expeditionen, Wohl und Weh des Staats ward geredet, nicht über Worte. Zur jetzigen Entscheidung, nicht zum Vergessen und Ueberhören; im Ernst, nicht aus alter Gewohnheit und im Scherze. Der Redner sprach an sein Volk, einen Kreis den er kannte; nicht für Fremdlinge und Despoten; ans athieniensische Volk, eine Menge die durch Poesie, Lieder, Künste, Schauspiele in der feinsten Sprache der Welt gebildet ward; nicht für Scythen und Longobarden. Ist's möglich daß man Eine Beredsamkeit, Einen Rednerkreis, Eine politische Verfassung zu reden (die römische einigermaßen ausgenommen), mit dieser vergleiche? und insonderheit Dinge mit ihr vergleiche die von der disparatesten Art sind? Reden und Complimente vor Despoten, Geschwätz an ein Volk das kein Volk ist, über Materien die keine Materien sind, ohne Zweck, ohne Absicht. Schaffet uns ein

Athen her; die Demosthenes und Perikles werden von selbst werden — —

Ebenso war's mit dem Theater der Griechen; es diente der Demokratie wie die Rede. Das Volk sollte über Freiheit geschmeichelt werden, und so ward die Tragödie Tyrannenwürgerin, Rednerin der Freiheit. Es sollte an alten Helden und ihren Thaten und Schicksalen genährt, gebildet, seine griechischen Vorzüge und Stammesherrlichkeit fühlen; darum lebten diese ihre Geschlechtssagen so prächtig auf der Bühne. Als Religionsfeierlichkeit war sie entstanden; in kurzem ward sie Bedürfniß des müßigen, nach Ergötzung dürstenden Staats. Handel und Wohlstand blühten in Athen und sollten nach dem Plan des Stifters darin blühen; mithin zogen alle Lustbarkeiten, Musen und Grazien ein, die gebornen Liebhaber der Musik, des Tanzes, des Gesangs, der Freude zu vergnügen. Ob Solon gleich, der selbst ein Dichter war, sich über das erste Schauspiel, das er sah, unwillig bezeigte und seine üblen Folgen prophezeite, so lag doch der Grund davon in seiner Verfassung und in der Natur des Volks. Ein atheniensisches Theater kann eher nicht als unter ähnlichen Umständen wieder werden.

Die Philosophie der Griechen sproßte im Umgange, in Kreisen attischer Gesellschaft, und hing mit ihrer Rednerei, Sophistik, Staatskunst, Poesie und Declamation nahe zusammen. Bekanntermaßen führte insonderheit Sokrates die Weisheit der Redner, Poeten und Sophisten seiner Zeit von ihrer Höhe herunter; sein Genius der Ironie und guten Gesprächslaune entkleidete die Bühne von ihrem Panzerschmuck, die Redner von ihrem Geschwätz, die Sophisten von ihrer falschen Staatsweisheit, um das Volk (die Kreise von Jünglingen, die Häuser in denen er sprach) wahre Volks- und Lebensweisheit finden zu lehren. Solch ein Sokrates gehörte freilich nur für Athen, wo das Volk auf so etwas zubereitet und solcher Gespräche empfängig war. Unsere Gesellschaften hieße es beschimpfen,

wenn man in ihnen und über solche Materien Sokratisch fragte. Darum glückt uns auch der Ton solcher Gespräche in Büchern selten, weil er uns im gemeinen Leben so fremd ist. So viel Sokratische Vernunft in so weniger Zeit, unter so wenigen Personen, auf eine so leichte natürliche Weise! Dafür wollen wir lieber Beweise, freche Urtheile, Declamationen; da, glaubt man, habe man doch etwas! — Freilich machte die griechische, zumal athieniensische Leichtigkeit auch daß alles zu bald in leeres Geschwätz von System und Wortkram überging. Die Philosophen wurden Worttrödler, Sophisten leerer Systeme, und es ist Eigensinn des Schicksals und der unglücklichen Andacht gegen Griechen und Alterthümer daß wir in manchen ihrer Worte unendlich mehr gefunden haben als sie wahrscheinlich selbst hineinlegten. Vieles von ihrer Philosophie war Hypothese des Gesprächs, Griechenweisheit.

Da die Geschichte eines Volks Abdruck seiner Sinnesart und Regierung ist, so ist's auch die Beschreibung dieser Geschichte; Athens Verfassung konnte also gewiß die besten Geschichtschreiber liefern. Xenophon und Thucydides waren selbst Feldherren, Männer von Geschäften; nur solche können vom Kriege und von Staatsgeschäften schreiben. In Athen lag alles nahe zusammen, Philosophie und öffentliche Wirksamkeit, Redekunst und Grammatik; Ein Geist war's also, ein und derselbe Atticismus, der ihnen die silberhelle Klarheit oder die goldne Würde ihres Styls, ihrer Reden, ihrer Reflexionen verlieh und die verschiedensten Talente mit größester Einfalt zu einigen wußte. Auch in den spätern Zeiten waren's Staats- oder Kriegsleute, kurz Männer von Geschäften, die die Geschichte wiederherstellten und den Xenophontischen Geist, Staat und Geschichte zu betrachten, hie und da erneuten. Glückliche Republik für die Wissenschaften, wo der Schüler Sokrates zugleich Feldherr und Staatsmann war!

Ohne mich auf die übrigen Staaten Griechenlands einzulassen,

kann ich nicht übergehen was überhaupt die Menge und Verschiedenheit der wetteifernden Städte und Staaten Griechenlands auf die Wissenschaften wirkte. So viel Städte und Republiken, die einander nah, durch Sprache, Ehre des griechischen Namens, zum Theil durch Stammesart und Verfassung mit einander verbunden waren, mußten nothwendig mehr oder minder wetteifern in dem was Ruhm ihres Geschlechts hieß; und da dieß (nebst der Kriegskunst und Macht im Kriege) Freiheit des Vaterlandes, Liebe zu den Wissenschaften und schönen Künsten hieß, so blieb wenigstens kein Staat den Musen völlig fremde. Man wetteiferte mit Statuen und Gebäuden, Schauspielen und Dichtern. Da die gemeinschaftlichen Spiele Griechenlands gewissermaßen alles Blühende und Edle zu sich versammelten, so stritt man daselbst in mehreren als den eigentlichen Kampfspielen. Da las Herodot seine Geschichte und erwarb sich einen Nacheiferer; da stellten Künstler ihre Werke der Bewunderung des ganzen Griechenlands aus. Die Spiele selbst gaben Gelegenheit zu Gesang und Künsten; den schönsten lyrischen Kranz, den ein Grieche getragen, hat gleichsam die gesammte Hand Griechenlands geflochten. So viel Städte, so viel Sieger und ihre ewig ruhmwürdigen Geschlechter, so viel Götter und Helden, die mit diesen Geschlechtern verwebt waren, sind Blätter und Blumen dieses Kranzes. Wer gibt uns eine Olympia und seine Spiele und seine Siege, und das dabei versammelte Griechenland und sein Interesse, seinen Ruhm, seine Sprache wieder? Selbst ein dickes Thebe wird alsdann einen Pindar nicht versagen.

Aus allem was gesagt ist, erhellet daß Griechenlands eigenste Wissenschaften und Künste, in denen keine Zeit sie übertroffen hat, in denen sie jetzt über zweitausend Jahre alle Zeiten und Völker übertroffen haben, Töchter ihrer Gesetzgebung, ihrer politischen Verfassung, insonderheit der Freiheit, der Wirksamkeit zum gemeinen Besten, des allgemeinen Strebens und Mit-

eifers gewesen. Ich schließe Nationalcharakter, Sprache, Klima, Lage, Zufälle der Geschichte und manches andere nicht aus; alles dieß ward schon erfordert die griechische Verfassung zu gründen, es floß mit ihr zusammen und stand ihr treulich bei. Indeß zeigt die Geschichte daß sobald Freiheit dahin war (Sprache, Klima, Genius des Volks, Fähigkeiten, Charakter blieben), so war der Geist der Wissenschaften wie verschwunden. Ihre Poesie war hin; das Theater ward leere Zeitkürzung des überwundenen müßigen Volks. Demosthenes war ihre letzte Stimme der Freiheit; Aristoteles und Theophrast ihre letzten Philosophen. Jener wurde verbannt, nach dieses Tode gar ein Gesetz gegeben daß niemand öffentlich mehr Philosophie lehren sollte ohne des Senats Erlaubniß, und sonach gewissermaßen alle Philosophie auf eine Zeit verbannet. Die Lehrer ihrer Wissenschaften wurden nun bald Grammatiker, Sophisten, Literatoren, und was an Wissenschaften jetzt nach Asien, nach Aegypten überging, kam dahin wie in fremdes Land eine verpflanzte Blume, der ihr Naturboden mangelt. Unter den Römern erhielt Athen seine Wissenschaften, aber nicht lebendig; es handelte mit ihnen wie mit Samenkörnern, zu denen der Verkäufer etwa das Recept des Gedeihens und des Gebrauchs hat. Die wohlmeinendsten römischen Kaiser konnten in Griechenland kein Griechenland schaffen; die Freiheit die sie Athen gaben, war Schatte, und die Wissenschaft und Rednerei, die daraus erwuchs, war Schatte des Schattens, nichts als der Nachhall besserer Zeiten. Der Berg Athos hat jetzo Mönche genug, aber keine Redner, Dichter und Philosophen; die schönsten Trümmer aller Provinzen erwecken keinen Künstler im Geist der Alten. Warum nicht mehr? Die Luft, das Klima, die Bildung, der Charakter der Griechen ist derselbe, aber Verfassung, Regierung fehlt ihnen, ohne die sie nie seyn können was sie gewesen. Der Geist ist weg der ihre Talente und Glieder belebte; Talente und Glieder sind todt.

Und wie belebte er diese? was war eigentlich die Art wie

griechische Regierungsform auf Talente, Wissenschaften, Künste wirkte? Ich kann nicht anders sagen als durch sich selbst, dadurch daß solche Regierungsform, solche Verfassung, zu einer solchen Zeit existirte. Sehet diese Pflanze an, wie wächst sie? woher ihre Blüthe, ihr Gedeihen? Sie steht auf ihrem Boden, auf ihrer Naturstelle; Luft, Witterung, Jahreszeit ist ihr günstig; dieß ist genug. Was sie werden soll, liegt in ihr und wird sich schon durch innere Kraft hervortreiben. Boden und Luft reichen ihr Nahrung und Säfte, die Sonne Wärme, der Wind Bewegung; und nun wird sie was sie seyn soll. Der Pflug macht die Erde nicht fett, wohlriechendes Wasser die Blume nicht blühend. Was wachsen soll, muß natürlich wachsen, und so die feinste Blume der Welt, Wissenschaft, Seelenfreiheit. Was Athen that, war daß es seinen Poeten, Rednern, Philosophen Saft zuführte, durch seine Bewegung und Einrichtung ihr elektrisches Feuer in Bewegung setzte. Seine Akademie hieß Ruhm, Griechenname, Vaterland, Freiheit. So sang der Dichter, so sprach der Redner, so schrieb der Geschichtschreiber und Weise. Sie waren Griechen, sie waren Bürger, sie spotteten des Satrapen, verachteten den Barbaren, glaubten durch ihre Wissenschaft und derselben Ausübung sich immer zum Besten des Staats wirksam. War Demosthenes einige Zeit nicht größer als Philippus? war Perikles in seinem Kreise nicht mehr als ein Sklavenkönig? Die Kränze, die Statuen, die den Dichtern wurden, was ging über die Kränze? Hatte Alexander eine andere Belohnung seiner Thaten als daß die Athenienser ihn loben sollten? Und wer nun über den gemeinen Ruhm, über das Urtheil des Volks hinaus sein Vaterland wirklich liebte und ihm diente, ein Theseus, Thales Lykurgus, Solon, ein Sokrates und Aristides, Phocion und Plato — so viel andere ruhmvolle Männer, jeder in seiner Kunst, in seinem Geschäft, in seiner Wissenschaft groß, und meistens dicht auf einander oder neben einander, sich durch ihr Beispiel, ihr Vorbild weckend, mit einander

wetteifernd, einander übertreffend, durch Rede und That, Gesang und Wissenschaft das Scepter der Freiheit Griechenlands wechselweise in Händen führend, und damit als die Einzigen in der Welt, weit über den großen König hinaus, bis zur Reihe der Unsterblichen hinan siegprangend — was konnten Seelen der Art liefern! was konnten sie werden! Brauchten sie Stimmen der Aufmunterung wo alles sie rief, wo die ganze Verfassung ihres Vaterlandes das Medium ihrer Wissenschaft, ihrer Kunst war? Brauchten sie Sold wo alles sie besoldete, wo Ruhm, Ansehen, Unsterblichkeit, Ehre der schönste Sold war; wo endlich, wenn es auf Zahlung ankam, eine Ode Pindars, eine Bildsäule Phidias, eine Rede Demosthenes, ja mehr bringen konnte als jetzt — doch ich mag nicht vergleichen, die Verschiedenheit der Zeiten erlaubt auch keine Vergleichuung. Athen verarmte durchs Schauspiel und die gemeinschaftliche Casse Griechenlands beinahe mit ihm.

Wir kommen zu einer andern Gattung von Republik, den Römern.

„Rom ward zu kriegerischem Stolz schon von der Wölfin gesäugt" — und es ist bekannt daß in den ersten fünf Jahrhunderten die Wissenschaften in ihm wenig Platz fanden. Was Numa hineinbrachte, was aus der Nachbarschaft Etruriens sich etwa hinüber modificirte, war äußerstes Bedürfniß ihres strengen Gottesdienstes und Kriegsgeistes; dahin denn auch ihre etwanigen Gesetze, Rechte, Tagbücher und Lieder von Thaten ihrer Vorfahren gehören möchten. Rom war als ein kriegerischer Stamm, als eine Kriegsstadt anzusehen, die nicht, wie Sparta, sich bloß schützen, vertheidigen, keine Eroberung machen und selbst den Feind nicht verfolgen wollte; Roms Grundsatz war keinen unüberwundenen Feind zu haben, selbst überwunden ihn auch im Frieden zu verfolgen, und sich zur Herrschaft der Welt zu rüsten. Hiernach richtete sich auch die Einführung der Wissenschaften bei ihnen. Sie kamen als

Ueberwundene, und flohen gleichsam zur Sicherheit in den Schooß der Mutter aller Eroberung. Die ersten Dichter Roms waren Fremdlinge, Freigelassene, Knechte; ihre Schauspiele rohe Ergötzlichkeiten oder Lohnwerk. Im Senat ward's als ein Problem zu Ja oder Nein behandelt, ob man den griechischen Rednern und Philosophen in Rom Zutritt gestatten sollte? und Cato, der selbst kein Barbar war, entschied geradezu für Nein! So lange und so gut konnte sich Rom ohne Griechenlands Wissenschaften behelfen; ja es gehörte dazu daß es sich ohne diese Wissenschaften zu einem Rom, der Erobrerin der Welt bildete. Es drängte und ward gedrängt, hatte also nicht Zeit zu schreiben, zu philosophiren, zu studiren. — —

Auch da Rom die Wissenschaften aufnahm, fanden eigentlich die allein glücklichen Boden die mit ihrer Staats- und Kriegsverfassung zusammenhingen und diese nährten und stützten. Die Poeten des Schauspiels wurden wie Knechte mit Lohn bezahlt, und aus vielen Ursachen, die im Staat und Charakter der Römer lagen, ist ihr Schauspiel nie das erste der Welt worden. Zur Größe des Römers gehörte es nicht ein großer Schauspieler zu seyn; geraume Zeit auch nicht einmal den Geist des Schauspiels zu fühlen. Wir wissen wie sehr es noch zu Cäsars Zeiten jenen Ritter schmerzte, den er auf der Bühne zu erscheinen zwang, und daß er gleichsam die Schmach nicht verwinden konnte — — Aber Geschichte, Rednerkunst, thätige Philosophie, männliche, insonderheit lehrende Poesie, Kriegskunst, Wissenschaft der Rechte; sie waren die Zweige der Literatur, deren sich mit der Zeit auch der edelste Römer nicht schämte, ja die eben dadurch, weil so berühmte und thatenvolle Männer sie trieben, eine Würde, eine Festigkeit, eine Größe erlangt haben die wirklich die unschuldigste römische Größe ist. Ich gönne den Scipionen immer die Zerstörung der unglücklichen Nebenbuhlerin Roms, der Stadt und Republik Karthago; daß edle Scipionen aber auch die ersten waren die ihren blutigen Lorbeer mit dem Oelzweige

der Musen mischten, daß Scipio, der Afrikaner, den Vater der römischen Dichtkunst an seiner Seite hatte, den Lucilius seiner Freundschaft, den Terentius seiner Mitarbeit werth hielt; daß Fabius und Publius Scipio sich des trefflichen Polybius nicht schämten, und durch ihr Beispiel auch in andern edlen Jünglingen, einem Lälius, Furius, Tubero, Scävola, Liebe zu römischer Wissenschaft weckten — mich dünkt hierin und in ihren persönlichen Tugenden glänzt ihr Name schöner. Nie sind die Zeiten wiedergekommen da in so wenig Jahren so viel große Männer auf dem Gipfel der Welt einander kannten, folgten und drängten, ja da die meisten von ihnen, auf mehr als Eine Weise, in Rede und That, in Geschäften des Kriegs und Berathschlagungen des Friedens, in thätiger Liebe der Wissenschaften und ihrer Kenntniß groß und wahre Römer waren. Cato und Scävola, Lälius und Scipio, Cornelia und die Gracchen, Crassus und Antonius, Hortensius und Cicero, Atticus und Nepos, Sallustius und Varro, Sylla und Cäsar, Hirtius und Brutus — sie gaben der römischen Sprache die Majestät, Fülle und Nachdruck (jeder auf seine Weise), daß gleichsam auch ihr Wort That, ihr Gedanke Kraft und Anstand wurde. Die Ueberwinder der Welt, die Richter über das Schicksal aller Nationen krönten sich mit einem schönen Kranze, dem Kranz der Wissenschaft und thätigen Weisheit.

Es erhellet hieraus was eigentlich in der römischen Verfassung es war, das zwar eine so kurze, aber eine so lichte und würdige Periode der Wissenschaft machte; es war nämlich theils Bedürfniß des Staats auf seiner jetzigen Höhe von Geschäften, theils das hinreißende Beispiel der edelsten Männer und Geschlechter. Der römische Redner, über wie wichtige Sachen sprach er! Für den großen Pompejus, gegen einen Cäsar, Sylla, Antonius zu reden, welch ein Geschäft! Ueber Kriegsbedürfnisse und Friedensanschläge zu rathschlagen um welche Könige bettelten, von denen das Wohl und Weh eines Reichs, eines halben Welttheils abhing, welch

ein Geschäft! Im Drang der Begebenheiten und gleichsam im Wettkampf menschlicher Kräfte zu sprechen, zu schreiben, Meinung oder Geschichte zu schreiben, welche Höhe, welcher Zeitpunkt! — Der Gefährte Scipio's, der Geschichtschreiber sein selbst zu seyn, wenn man ein Sylla, Cäsar, Lucullus, Brutus gewesen, der Geschichtschreiber Roms zu seyn, das solche Männer gehabt hat, in deren Anblick man gleichsam noch lebet — mich dünkt, da mußte der Geist der Thaten in den Geist der Worte übergehen und sich Majestät und Macht, Kürze und Ernst römischer Verfassung auch ihrer Schreibart mittheilen. „Wie einer ist, so thut er; wie einer thut, so schreibt er." Cäsars Leichtigkeit zu siegen ist auch an seiner Schreibart kenntlich; der Geist Lucullus und Sylla würde ebenso kenntlich seyn, wenn wir ihre Denkwürdigkeiten noch besäßen. Ach aber, wie sehr hat uns das Schicksal mit Werken der Griechen und Römer beneidet! Stücke, um die wir Bibliotheken neuer Maculatur geben würden, die meisten Werke Aeschylus, Sophokles, Pindars, Menanders, so viel von den Schriften Polybius, Diodors, Ennius, die Aufsätze eines Lälius und Scipio, Hortensius und Atticus, Sylla und Lucalls, Varro und Cäsars — so viel anderer edler Römer Schriften, die gewiß von ihrer Seele zeugen würden, sind verloren! Wenn ein Varro, Cicero, Cäsar selbst über Sprache und Grammatik schreibt, konnten sie nicht anders als Varro, Cicero, Cäsar schreiben; und diese Leute haben nur Einmal in der Welt gelebet. Auch nur ihr Freund, ihr Begleiter, ja was noch mehr ist, ihr Wetteiferer, ihr Nebenbuhler zu seyn — die Idee verschlingt beinahe alle Vergleichung. Scipio und ein deutscher Reichsfürst! Cäsar und eines Fleckens Bürgermeister; jene selbst Geschichtschreiber, Redner, Miteiferer in den Wissenschaften, die in ihnen nicht nach andern Gesetzen gerichtet werden konnten, gerichtet werden wollten als jeder andere der mit ihnen in die Schranken tritt; die neuern so oft untüchtigen Mäcenaten, zu loben was sie nicht verstehen, und mit Pfennigen zu belohnen worüber sich der Kluge

schämet — — Ueberhaupt hat der kurze Zeitpunkt der Blüthe römischer Wissenschaft an Veranlassungen und Folgen beinahe nichts gleiches in der Geschichte. Als Ueberwinder der Welt schmückten sie sich mit der Beute der Wissenschaft; thätig und miteifernd gingen sie schnell zur größesten Höhe, denn sie standen gleichsam auf dem Gipfel der Zeiten. Ebenso schnell aber wich auch der Geist der Wissenschaft von ihnen sie war ihnen nur Schmuck, nur Triumphkleid, oder wo sie zur Freiheit und Verfassung des Staats gehörte, sank sie mit dieser.

Wo in andern Zeitpunkten auch nur Nachbilder römischer Größe, Schatten ihrer Verfassung und Handlungsweise erschienen, fanden sich auch Spuren römischer Denk- und Schreibart wieder. Frankreichs und Englands Parlamente reichen nicht ans römische Forum; in beiden sind indeß treffliche Stücke der Redner- und Staatskunst über Gesetze und Begebenheiten erschienen. Die beste Geschichte zu allen Zeiten war die, die Helden und Staatsmänner selbst schrieben; nur durch die Denkwürdigkeiten solcher Männer ist in den neuern Zeiten die wahre Geschichte wieder erweckt worden; Comines, Sully, Clarendon, Retz, Thuanus, Turenne, Montecuculi u. s. sind Zeugen. Durch Betrachtung der römischen Geschichte ist nach Wiederherstellung der Wissenschaften der Geist der wahren Geschichte wieder erweckt worden, wie Macchiavells Betrachtungen über Livius, und so viel andere über Sallustius, Cäsar und Tacitus zeigen. Nichts in aller Welt ist aber vom Geist römischer Wissenschaft entfernter als unsere neuere Schulsprache in lateinischen müßigen Phrasen. Ein gedankenloser Grammaticus, ein von den Knaben selbst, geschweige von den Regierungen verachteter Declamator — was ist er gegen Cicero, Varro, Cäsar? Wo ist da römischer Geist in der angeblichen römischen Sprache?

Es ist mir lieb daß ich mich über die Zeiten des Verfalls der Wissenschaften nicht ausführlich und eigentlich einzulassen habe; was auch zu ihm die Regierungen beigetragen? Das meiste

trugen sie dadurch bei daß sie die Freiheit und den Gemeinwerth (common - wealth) einzelner Republiken zerstörten, und ein Gebäude aufrichten wollten das in sich selbst zerfiel. Was trieb den griechischen Alexander nach Asien? was sucht' er dort? was konnt' er dort finden? Beschwerde, Mühe, Ueppigkeit, Tod, Auflösung seiner Kräfte und seines Reiches. — Nun bringt freilich die Vorsehung ein Gutes hin auch wo Menschen nicht darauf dachten; Alexanders Züge, die griechisches Blut bis am Indus verspritzten, breiteten auch griechische Sprache und Wissenschaften umher, errichteten hier und dort griechische Städte und Colonien. Die Reiche seiner Nachfolger machten neue Sitze der Wissenschaften in Syrien, Asien, insonderheit Aegypten; das Museum, die Bibliothek, das Siebengestirn der Dichter, die Grammatiker, die Philosophen zu Alexandria sind so berühmt; auch kann man ihnen nicht absprechen daß sie zur Erhaltung und Vermehrung der Wissenschaften in spätern Zeiten das ihrige beigetragen haben. Indessen ist's wahr, diese Nachblüthe unter den griechischen Königen war nur ein schöner Herbsttag; seine Blumen hatten viel Farbe, aber wenig Geruch; der Frühling und Sommer war vorüber. Es ist meistens das Schicksal solcher Monarchien, wenn die Ernte vorbei ist, die Nachlässe prächtig zu sammeln, und man sucht durch Menge der Bücher, durch Bibliotheken und Gelehrsamkeit zu ersetzen was der Wissenschaft an Werth und Kraft abgeht. Indeß hat alles seine Zeit. Auch die Grammatiker zu Alexandria, und die Bibliothek daselbst wäre ein Schatz gewesen, den man allein der Monarchie würde zu verdanken gehabt haben, wenn er bis auf die Zeiten der Buchdruckerei gereicht und ihn nicht eine strengere Monarchie zerstört hätte — —

Bei der römischen Monarchie ist's vielleicht äußerst zu bedauern daß Cäsar, ihr wahrer Stifter, sie nicht auch einrichten, Senat und Kriegsmacht gegen einander ordnen und wirklich erster Monarch, Cäsar, seyn konnte. Die dreiundzwanzig Wunden, mit denen er

starb, öffneten dem römischen Staat unendlich mehrere; und da der schwache Augustus nichts als Privatmann zu seyn wußte,[1] und also alles nur schwebend erhielt, so konnte er freilich auch auf die Wissenschaften nicht anders als Privatmann wirken. Er gönnte Dichtern seine Freundschaft, den Zutritt in seinem Hause; er selbst und sein Mäcenas und sein Agrippa waren Dichter; dieß konnte den Wissenschaften nicht anders als einen schönen Nachmittag geben. Schöne Stunden, auf die bald ein neidiger Abend, eine stürmische Nacht folgten! Als Tiberius den der ihn übertraf mit dem Tode bestrafte, als Cajus Caligula den Homer, Virgil, Livius, ja die ganze Rechtsgelehrsamkeit vertilgen wollte, als Nero seine schlechten Verse durch alle Straßen singen, in allen Schulen ablesen ließ, als selbst der bessere Hadrian klein genug war den Cicero, Homer und Virgil gegen sich zu verkleinern, und der erste in jeder Art seyn wollte — allerdings wirkte da die römische Regierung schlecht auf Wissenschaften und Künste. Und wiewohl sie noch immer nicht alles verderben konnte, da das römische Reich so groß und die guten Muster und wahren Römerseelen ihnen noch so nahe waren, ja insonderheit, da auch unter guten Kaisern die Welt mitunter einen schönen Sonnenblick bekam: dessen ungeachtet waren Roms Wissenschaften nicht mehr was sie zur Zeit der Republik gewesen, denn jetzo waren sie — im Staat müßig. Die Redekunst schwieg oder

[1] August wird (nach unserer Meinung) hier zu sehr herabgesetzt; der, ohne schreiende Härte, die vielgestalte Römerwelt, so frisch nach der Republik, fünfzig Jahre festhielt, und auf sein Jahrhundert den Beinamen eines goldenen prägte, war der ein so gar schwacher Privatmann! Ein schwacher Mann — hätte er hingereicht der (obwohl müden) Welt eine Ordnung der Dinge anzugewöhnen, welche ein halbes Jahrtausend hindurch immer insofern blühete oder sank, sowie sie mehr oder weniger seinem Vorbild glich! Was kann eine ermüdete, vorhin schon höchst verdorbene, der Freiheit nicht mehr fähige, nicht mehr würdige Welt besseres, größeres sich wünschen als einen August! Müller.

declamirte. Die Geschichte ward bitter, oder log Schmeicheleien und tiefe Räthsel. Die Poesie machte Epigramme oder Satiren; die Sprache verfiel mit jedem neuen Jahrhundert. Cajus hatte Wettstreite der Beredsamkeit, Nero Wettstreite der Poesie errichtet, die Domitian erneute; allein das konnte die Natur der Sache und das Wesen des Staats nicht ändern. Selbst die bessern Anstalten die Vespasian, Titus, Trajan, Hadrian, Antonin, Marc Aurel, Severus u. a. zur Aufnahme der Wissenschaft trafen, die Schulen, Bibliotheken, öffentlichen Belohnungen die sie anordneten: so gut, so nothwendig sie waren der mit Gewalt einbrechenden Barbarei zu steuern und wenigstens das Andenken guter Muster zu erhalten, so wenig konnten sie doch jene Welt wiederbringen in der diese Muster wirkten und lebten. Nur was unentbehrlich, was jetzt nützlich und wirksam ist, das lebet. Und das waren damals (wenige bessere Menschen ausgenommen) meistens nur die Handwerks- und Brodstudien: Grammatik, Rechtsgelehrsamkeit, Astrologie, Sophisterei, Arzneikunst; die edleren Wissenschaften waren mit der römischen Luft verflogen.

Noch weniger will ich mich darauf einlassen was nicht die Regenten, sondern die Regierung an sich selbst und im ganzen zum Verfall der Wissenschaften beigetragen habe; die Unruhe derselben nämlich, das herrschende Soldatenregiment, die Schwachheit des Reichs, sich gegen die andringenden Barbaren nicht schützen zu können, sondern sie selbst in sich zu locken; das aller Welt gegebene Bürgerrecht endlich, wodurch selbst die römische Sprache verfiel und so manche andere Dinge. Ein Reich das sich nicht schützen kann, wie sollt's die Wissenschaften, seine Sprossen seiner Blüthe, vor dem Verfall bewahren? Ein in allen Gliedern verderbter Körper, wie sollte an ihm Haupt- und Lebenssaft gesund seyn? Eine neue, schon sehr verderbte Religion kam dazu, die ein Orientalisches in Gesetze und Schreibart, Befehle und Redekunst brachte,

das dem römischen Staat wenig anstand. Die Schwachheit der Kaiser nährte Verfolgung der Ketzereien, elende Sophistereien und Disputirkünste, die zu nichts dienten, aber äußerst verderbten — — Kurz, womit konnte die Disharmonie einer so schwachen, unruhigen, sich selbst widersprechenden Regierung als mit Barbarei und dem Tode aller vernünftigen, nützlichen Literatur endigen? Hier war kein Griechenland, kein Rom mehr; Europa war ein dunkles Getümmel ziehender Barbaren.

4. Vom Einfluß der Regierung in die Wissenschaften gegen die Barbarei und den Aberglauben.

Wir sind auf einer Stelle wo schon nicht eigentlich die Frage ist was gethan sey, sondern was habe gethan werden wollen. Folgende sind Ursachen warum auch besseren Regenten und Regierungen mit allem guten Willen oft so wenig gelang. Zuerst: Europa war ein Gemisch von Barbaren, das in einer Fluth gekommen und hie und da, wie erstarrte Wellen, sitzen blieben war; diese hatten Sitten, Gesetze und Rechte, die den Wissenschaften nicht hold waren, und für deren Erhaltung sie doch, eben im Gefühl ihres Glücks und Werths, glühten. Zweitens: Wissenschaften sollten sie von Völkern annehmen die überwunden, schwach, ihnen verächtlich und wirklich zum Theil selbst durch Mißbrauch der Wissenschaften so verächtlich worden waren. Das nähere Medium dieser Mittheilung waren Pfaffen, die mit ihnen, den Kriegern, den Wilden im härtesten Contrast standen, die sie theils ihrer sitzenden Lebensart wegen gering hielten, theils fürchteten wegen des Bandes mit Rom und der so oft entdeckten Spitzfindigkeiten und Betrügereien. Drittens: die Wissenschaften selbst waren von der schlechtesten Art, Hülsen vom Kern alter Zeiten oder Klosterstudien, das bivium und quadrivium der Gelehrsamkeit, das ihnen wenig nütz war, und auf dem sie auch Pfaffen und Müßige zu

werden glaubten. — Diese und so viel andere Ursachen, die im Detail einzelner Zeiten und Umstände lagen, machten die Aufklärung schwer. Ein hartes Land mußte gepflügt werden, das noch niemals Samen angenommen hatte, und lange erst, umgekehrt, an der Luft liegen, ja oft umgekehrt werden mußte ehe es nur den feinern Geist der Fruchtbarkeit einsaugen lernte. Wie verschieden war diese Zeit von der Bildung Roms und Griechenlands! Dort einzelne Städte, ein Nationalcharakter, eine Verfassung, die dem Geist der Wissenschaft offen war, und ihn zu seinen Zwecken, als Bedürfniß verlangte. Hier von allem das Gegentheil: rohe, disparate Medien, die in einander brausten, den Wissenschaften eher Feind als Freund, wenigstens gleichgültig und fremde waren, ein rauher Kriegsgeist, der den Geist der Wissenschaft vertrieb oder unnütz machte. Dort waren's Gesetzgeber, edle Männer des Stammes selbst, die aus eigenem Triebe die nächsten Anlagen ihres Staats weckten und als schwangere Keime gleichsam nur zur Reife beförderten, die dem Volk Schritt für Schritt die Blüthen und Früchte davon in lebendiger Wirksamkeit wiesen; hier waren's todte Körner mit denen man handelte, die von den Händen der Verkäufer nicht eben die größte Empfehlung erhielten. Die Wissenschaft sollte erleuchten, aber nicht zu viel; sie sollte bilden, aber ja nicht aus dem Joch des heiligen Gehorsams. Die Regierungen die bilden wollten, hatten meistens an denen die bilden sollten das größte Hinderniß — nothwendig ging die Sache langsam, und kam nicht weit.

Um so ruhmwürdiger aber sind die Namen der Regenten und Regierungen die auch unter der Wolke strebten, auch an dem harten Boden nicht verzagten. Sie thaten was sie konnten: stifteten gegen die herrschende Unwissenheit Schulen, kauften Bücher, beförderten ihre Abschrift, suchten und ehrten die Gelehrten, setzten sich den Hindernissen des Lichts, dem Aberglauben und der Barbarei entgegen. Ihr Werk war nicht verloren; Cassiodor brachte

es mit seinen Anstalten weiter als manche Zeiten vor ihm, es ward wenigstens eine lichte Dämmerung am dunkeln Abend. Karl der Große zog aus allen Ländern was er konnte, lichtes und gutes, zusammen, er machte Anstalten für die Wissenschaften die seinen Namen bis jetzt erhalten. Der liebenswürdige, wirklich große Alfred that was er konnte, machte Ordnung, stiftete Oxford, schrieb und übersetzte selbst. Er sahe sich nach Händen um die ihm helfen sollten, und fand so wenig, er rüstete sie sich gewissermaßen selbst zu; von Noth gedrungen, that er in seinem dunkeln Jahrhundert mehr als in lichten Jahrhunderten der eifrigste Prinz mit fremder Beihülfe thun mag oder darf, und obgleich vieles in der Unruhe folgender Zeiten verloren ging, ging darum nicht alles verloren. Fürsten solcher Art sind wir's schuldig daß noch etwas von den Wissenschaften übrig geblieben ist, daß sie wenigstens hinter dicken Kloster- und Schulmauern Zuflucht fanden —

Ich will dem päpstlichen Regiment sein Verdienst um die Wissenschaften nicht absprechen; wenigstens erhielt's die lateinische Sprache und die dürftigsten Kenntnisse der Alten. Klöster blieben die Trümmer heiliger Literatur, und auch das schlechteste Abschreiben alter Bücher bleibt noch Verdienst der Mönche. Indessen ist's eine andere Frage ob dieß erzwungene Verdienst Schadloshaltung gegen den größern Schaden ist, den der Aberglaube, die Streitsucht, der Verfolgungsgeist, der unruhige Despotismus des Papstthums über Völker und Reiche auch den Wissenschaften gebracht hat. Alles verdarb und ward eine trübe Quelle; die heiligsten schönsten Wissenschaften wurden ein Zankapfel, der zuletzt Ekel und Furcht erweckte. Der Streit um den Primat, die Trennung der lateinischen von der griechischen Kirche trug allein schon so viel zur Barbarei Occidents bei als die Verlegung des Kaisersitzes nach Konstantinopel zu ihrer Zeit thun mochte. Roms Bannstrahlen erleuchteten nicht, sondern machten auch die schwachen Schimmer des

wahren Lichts feindlich. Immer ward mehr erfunden die Finsterniß festzuhalten und ehrwürdig zu machen auf der Erde, insonderheit um den Thron. Auch in Klöstern verfielen mit der Zeit Schulen, Fleiß, Ordnung; die Bücher gingen unter, und zuletzt gerieth's dahin daß, selbst an Päpsten, Gelehrsamkeit Zauberei und Gotteslästerung hieß. Der römische Stuhl scheint selten und nur in rühmlichen Ausnahmen eigentliches Interesse gehabt zu haben die Wissenschaft als Wissenschaft zu befördern —

Fast möchte ich hierin dem Papst den Mahomed, und Mönchen die Saracenen vorziehen. Sie haben wirklich die Wissenschaften, aus Liebe zu ihnen selbst, gesucht und getrieben; einige gelehrte Kalifen sie aus Liebe zu ihnen geschützt und befördert; auch sind die nützlichsten Wissenschaften, Chymie, Medicin, Astronomie, Naturlehre, mit Erfindungen und Tritten dieses Volks bezeichnet. Ein Kalif, ein Saracen hatte gewiß mehr zu überwinden, wenn er die Wissenschaften lieben wollte, als ein Christ, ein Päpstler haben durfte; und doch, wie sehr haben sie diese übertroffen in allem was sie getrieben haben! Sie traten wirklich auf den Weg der Erfahrung; Al Mansor, Harun Al Raschid, Al Maimon u. a. begünstigten diese; aus ihren Händen haben wir Bücher und zum Theil Methoden erhalten, die zur Erweckung der nützlichsten Wissenschaften den Weg bahnten. Hier war die Macht und Wirksamkeit des Despoten an rechter Stelle, sonst würde Europa vielleicht länger in seiner Nacht geblieben seyn.

Auch die Herrschaft der Kaiser in Orient hat zur Erhaltung der Wissenschaft beigetragen. Unruhig, schwach und zanksüchtig wie sie war: Constantin hatte doch einmal den Wissenschaften einen Mittelpunkt bereitet, wo sie, geschützt vor der Zerstörung wilder Völker, und wenigstens durch die Sprache dem feinen Griechenland nahe, Jahrhunderte durch erhalten wurden. Daß es gelehrte Kaiser und Prinzessinnen in Orient gegeben, ist bekannt, und die

Namen eines Basilius, eines Porphyrogeneta, einer Anna Comnena sind durch Anmunterungen und eigene Schriften unvergeßlich. Wiewohl nun ihre Wissenschaften nicht eigentlich dem Reiche selbst zu Nutz kamen, da die gelehrtesten Kaiser meistens die unglücklichsten waren, und alles unter Priestergezänk und Weiberherrschaft begraben wurde: Europa kamen sie sehr zu statten. Die Eroberung Konstantinopels jagte gleichsam die Musen als Flüchtlinge nach Italien; mit ihnen bekam es griechische Bücher, griechische Sprache, auch hie und da griechischen Geist wieder. Der schwächste Versuch also des schwächsten Liebhabers der Wissenschaften war im Verfolg der Dinge nicht verloren —

Aber lasset uns näher sehen was die Regierungen Occidents thaten und thun mußten das Joch des Aberglaubens und der Barbarei, das ihnen selbst mit der Zeit so hart fiel, zu brechen oder zu mildern! Sie sahen daß aus der Finsterniß nichts ward, daß Knechtschaft, Unruhe, Elend in ihrem Gefolge war. Von welchen Stürmen ward damals Europa erschüttert! welche Wirbel einheimischer und auswärtiger Zerrüttung verwüsteten die Welt! Keine Krone war auf dem Haupte des Regenten, kein Geschlecht desselben auf seinem Thron sicher; mächtige Vasallen, Geistliche und Päpste, die solche aufhetzten, machten eine ewige Verwirrung. Heller oder dunkler fühlten es die Regenten daß sie nur durch Licht Ruhe gewännen, nur durch Wissenschaft ihren Ländern Ruhe gäben. Die Exempel so mancher unglücklichen Kaiser und Fürsten mußten endlich Gedanken wecken, und ewig werde der Name der schwäbischen Kaiser, insonderheit eines Friedrichs II mit Ehrfurcht genannt, der selbst ein Märtyrer der Aufklärung wurde die er Europa zu geben geneigt war. Gelehrt und klug und tapfer ging er den Feinden des Lichts und der Ruhe unermüdet zu Leibe, nahm aus den Händen der Araber die besten Schriften verschiedener Art, und ließ sie übersetzen und lehren; errichtete die Universität zu Neapel, Wien, vielleicht auch

Padua, verbesserte die zu Bologna, zu Salerno, die wie Morgensterne die ersten Strahlen geworfen hatten. Sein unglücklicher Petrus de Vineis stand ihm treulich bei; es ward Dämmerung im Reich der Schatten. Streit also gegen drückende Mißbräuche hat überall das erste Licht befördert, und die Finsterniß hat sich mit ihrer übermachten Rohheit selbst geschadet. In mehr als Einem Lande stand ein Ketzer auf, den die Regierung nicht zuerst und meistens nur dann verfolgte wenn seine Meinungen schon verbreitet waren. Ueberall drang man auf Kirchenverbesserung, auf Reformation der Schulen und Klöster. Die Rechte der Fürsten sollten vertheidigt werden; dieß brachte die Rechtsgelehrsamkeit hervor. Einzelne Gelehrte wagten's sie selbst gegen den Papst in Schutz zu nehmen; dazu ward überlegene Wissenschaft erfordert, diese also gesucht und belohnet. Eine Reihe äußerer Umstände der Regierungen kam dazu die entschlafene Wissenschaft von den Todten zu erwecken, unter denen öffentliche Züge, Expeditionen die vornehmsten waren. Man lernte sich, lernte fremde Reiche, Völker, Länder und Regierungen kennen, lernte fremde Sprachen, sah fremde Dinge, nutzte fremde Erfindungen, die Reiche bewegten sich in großen Massen auf einander, bis in ihrem Innern auch heilsame Gährung ward. In Amalfi fand Kaiser Lothar, wenn die Sage wahr ist, das Exemplar der Pandekten, das die Rechtswissenschaft in Gang brachte. Der Compaß ward ebendaselbst erfunden. Chymie, Medicin, Mathematik zogen sich theils aus Neapel, theils aus Spanien herauf, und im letztern war's Alfonsus der Weise der mit eines Kalifen Großmuth die Mathematik unterstützte und mit dem Fleiß eines Privatmanns sie selbst vermehrte. Aus Reibungen an den Gränzen der Saracenen sprangen die ersten Funken des Lichts; Raimundus Lullus, Arnoldus de Villanova, Roger Baco, kurz die größesten Erfinder damaliger Zeit sind der arabischen Wissenschaften Schüler — —

Zwei Hülfsmittel insonderheit nutzten die Fürsten den Geschmack an Wissenschaft zu verbreiten: die Akademien der Liebe und Universitäten für die Gelehrten. Jene, die unter dem Namen der **Corte** oder **Parlamento d'amore** bekannt genug sind, verbreiteten sich von den Höfen der Berengare und anderer Fürsten, aus Spanien und der Provence nach Frankreich, Italien und endlich nach Deutschland. Sie brachten die Muttersprache dieser Länder allgemach empor, und zwar durch Gegenstände und auf eine Art die den allgemeinsten Eingang finden, Gesang und Liebe. Die Fürsten selbst waren von ihrem Kreise, und in allen diesen Ländern, England eingeschlossen, sind Namen bekannt die sich sowohl durch Gesänge als Thaten verewigt. Kaiser Friedrich I und II, Heinrich VI, König Richard I, Alphons II, Wenzel, Konrad und so viele Herzoge und Grafen in ihrem Gefolge. Der Geist des Abenteuers und der Feldzüge hatte Lieder und Liebe erweckt; der Kriegsgeist schmolz in einige Milde, die der Sprache und auch andern Wissenschaften wohl that. — Universitäten waren damals die Lieblingsstiftungen der Fürsten, durch sie wurden die Gelehrten Glieder des Staats, von den Kaisern selbst auf ehrwürdige Weise eingeführet. Sie genossen Rechte des Adels; hierdurch ward der rohe Kriegsgeist und die stolze Unwissenheit des letzten etwas geschwächt. Allmählich sonderten sie sich von Klöstern, und wurden eine Art literarischer Aristokratien, also ein Freistaat im Staate. Die Wissenschaften fanden eine Ehre und Sicherheit, die sie sonst nicht gehabt hatten; auch die sogenannten Ketzer zogen sich lange hinter den Schild literarischer Privilegien zurück, und konnten schwerer angetastet werden. Disputationsweise ward manches behandelt, wovon positiv reden zu können noch keine Zeit war; einzelne Lehrer traten oft auf die Seite der Fürsten, und zuletzt wurden die Universitäten selbst Rüstkammern gegen den Papst. Rechtsgelehrte wurden Orakel der Fürsten und ihre Räthe; die Facultäten standen als geschlossene Zünfte und

Phalangen der Literatur im Staate da. Allerdings ist also durch sie die Wissenschaft sehr befestigt und ausgebreitet worden. Die Scholastik und andere Scienzen wurden, wo nicht sogleich nützlich, so doch sehr fleißig, formell, pünktlich getrieben; die Lernenden wallten schaarenweise dahin, meistens in ziemlich reifen Jahren, hielten sich auch länger darauf auf als jetzo nur gedacht wird; das Studium ward überhaupt, wie die Ritterwissenschaft, gradweise und mit anhaltendem Fleiße getrieben. —

So damals; aber was sind jetzt solche Universitäten, als Mittel der Wissenschaft in den Händen der Regierung betrachtet? Die Ritterzeiten sind vorbei, sie haben sich aus Schlössern, Schlachten, Häusern verloren; und im stillen Reiche der Wissenschaften, im Felde wo die Jugend zur Wahrheit, Weisheit und Glückseligkeit gebildet werden soll, müßten sie noch Zuschnitt und Form erhalten? Die erste Einrichtung der Universitäten war klostermäßig; der Rittergeist und die Rittergrade schlugen sich hinzu; und so entstand mit der Zeit das gothische Gebäu von Gesetzen, Rechten, Facultäten, Würden, Uebungen der Universitäten; wahrlich ein seltsam Gebäu zum Besten des Staats in unsern Tagen! Was sollen Schwüre auf den heiligen Aristoteles und auf ihm gleiche Abstractionen, wie der Ritter auf Mutter Gottes, Dame und Lindwurm schwur? — Braucht die Regierung sich des Geistes ihrer Unterthanen so zu versichern? Darf und soll sie's im Reiche der Wissenschaften, wo sie selbst Partei ist, im Reiche der freien allgebietenden Wahrheit? Können Rechte der Akademien die Wissenschaft als einen Schuh behandeln, der so und nicht anders, von dem und ja von keinem andern gemacht werden soll? — Und wenn sie hierüber nun gegen einander zu Felde ziehen, wenn Universitäten gegen Universitäten, Facultäten gegen Facultäten als geschlossene Corpora kriegen und die Wahrheit in ihrem Phalanx gefangen führen; wenn zum Aergerniß unakademischer Laien oft Rechthaberei, akademi-

scher Stolz und Anmaßung die Insignien der Wissenschaften sind, mit denen sie kaiserliche Majestät begnadet, was soll das in unsern Zeiten? Damals war manches Streitgerüst und Gepränge solcher Art nützlich, wenigstens nothwendig, der barbarischen Zeiten wegen; aber jetzt? und für junge Leute? oft nur für Kinder (so haben sich die Zeiten verändert!) die auf solchen Tummelplätzen der Gelehrsamkeit und Aemulation erste Eindrücke der Wahrheit und stillen Brauchbarkeit aufs ganze Leben erlangen sollen? Die Facultäten und Handwerksgebräuche, nach denen der Knappe lernen, von Magistris nostris freigesprochen, und wenn er ihres Geistes und ihrer Hand ist, d. i. eine Disputation, ein Rittergefecht gegen drei oder vier waffenlose Schützen bestanden hat, nun facultatem bekommt, die ihm oft die Natur nicht gegeben, einen Trauring des Gehorsams gegen die alma mater, den Ehrenhut erhält, der sein Gehirn überschattet und von nun an mit allen Musen, die Grazien oft ausgeschlossen, zu Gast ist; ich begreife wohl wie das alles habe entstehen können, nicht aber wie es sich als Hülfsmittel der Wissenschaft in den Händen unserer Regierung forterbe. Daß außer den Facultäten keine facultas, außer den Universitäten kein Heil sey, daß sie Universitates literariae, d. i. die gelehrten Weltalle seyen, aus denen alles kommt, durch die alles muß, auf denen alles wohnet was zum Licht und Frommen des Staats dienet; daß der Weg zu dieser Weisheit zu kommen Prälectionen, ewige Prälectionen, daß ihr Meisterstück Disputation, daß ihre Frist ein triennium, quadriennium sey, in welches alle Weisheit und Wissenschaft gezwängt, zerschnitten, eingestopft werde; daß die meisten Lehrer von aller Uebung der Wissenschaft frei, ohne Ansicht des Staats, der Stände, der Nutzbarkeit des gemeinen Lebens, oft des gesunden Verstandes und Geschmacks, in Abstractionen und generalibus, in ewiger Wiederholung derselben Logik, Metaphysik, Dogmatik oder vielmehr ihres Schatten-Compendii veralten, und weil sie in

weniger Zeit alle eigene Wissenschaft wegsenden, zuletzt dürre Skelette fremder Kenntnisse seyn müssen, und sich also aus lieber Noth in den Dunst akademischer *Polyhistorie* und *Pansophie* hüllen, ihren Zöglingen auf diesen Tummelplätzen aller Wissenschaften und Künste so viel davon mitgeben als in so kurzer Zeit, in der größten Verwirrung von Ideen, ohne alles Gefühl von Anwendung, Würde und Weisheit in ihren Kopf will, und sie sodann zur glücklichen Vergessenheit desselben und von frisch auf im Leben etwas besseres zu lernen, entlassen müssen — sollten Einrichtungen der Art in den Händen unserer Regierung den Nutzen bringen den sie bringen sollen? Ich habe nicht im Sinn einen einzigen würdigen Mann, Lehrer oder Schüler, auf Universitäten mit meinen Zweifeln zu beleidigen; vielmehr, glaube ich, wird ein jeder der über den gemeinen Haufen denkt und nicht bloß auf seinen Schritt vor sich siehet, selbst genug die Bürde seines Standes, das Unbequemliche seiner Situation (wer fühlt nicht in seinem Stande dergleichen?) gefühlt, und wenn er's mit der Wissenschaft wohl will, dagegen gestrebt, Aenderung der Mißbräuche gewünscht haben Auch rede ich nur ganz allgemein von Universitäten als *Mitteln der Wissenschaft in den Händen der Regierung*, nicht von einzelnen Existenzen und Ausnahmen der Studenten oder Professoren. — Ich gehe auf diesem allgemeinen Wege weiter: —

Und komme auf die schöne Zeit, da die Wissenschaften wiederkamen, da Päpste, Kaiser, Fürsten, Städte, reiche Kaufleute, Priester, Cardinäle so viel thaten sie *aufzunehmen*, zu *lieben*, zu *verpflegen*. Die Familie der Medici, der Papst Nicolaus und Leo, die Kaiser Friedrich und Maximilian, die Könige Alphonsus von Neapel, Franz I., Heinrich VIII., so viele andere Fürsten, Republiken, Städte haben sich dadurch unsterbliches Verdienst erworben. Es war ein *Wetteifer*, der beinahe ein Jahrhundert dauerte, und noch jetzt, wenn man von ihm lieset, Muth macht.

Die Berühmten in den Wissenschaften gelangten zu Ehrenstellen oder zur angenehmsten Ruhe des Privatlebens; es schien als ob Kaiser und Fürsten kein milderes Verdienst kennten, als Lorbeeren des Geistes zu verleihen oder selbst zu tragen. Ein oder zwei Gelehrte eines Landes wurden wie eine Akademie angesehen, geschätzt, geliebet, und die Gelehrten aller Länder machten gleichsam nur Eine freundschaftliche oder wetteifernde Akademie aus. Vielleicht ist niemals schärfer gerichtet und das Urtheil, die Mitarbeit der Gelehrten näher an einander gewesen als damals; und doch gab's noch keine erdungenen kritischen Journale. Die Briefe und Werke der Gelehrten an oder über einander war das größte Journal der Zeiten. Buchhändler herrschten noch nicht, die Bücher bestellten, sondern Fürsten, die Werke belohnten, und man hat eben keine Urkunden darüber daß sie deßwegen verarmt oder die Sachen ihrer Regierung schlechter gegangen wären, weil sie gelehrte und tüchtige Männer dazu brauchten. Die Fürsten selbst hatten von Erneuerung der Wissenschaften den größesten Vortheil; mit ihnen und auch zum Theil durch sie fing sich in Krieg und Frieden, Herrschaft und Sitten eine ganz neue Periode Europa's, Reformation, an.

Allerdings trat damals eine Menge Ursachen zusammen, die die Regenten zu thätigen Freunden und Beförderern der Wissenschaft machten. Nach langen Zeiten der Unruhe und Unterdrückung genossen große und kleine Regenten das erste Gefühl von Ruhe, Sicherheit und Herrschaft; sie sahen was sie den Wissenschaften in vorigen Zeiten schuldig waren, und kränzten sie darum mit dem Laube der Dankbarkeit und pflegten sie darum mit Wohlthaten, um durch sie auch die Reste der Barbarei zu überwinden und gleichsam mit Blumenkränzen zur Ruhe zu fesseln. Alle Wissenschaften und Erfindungen machten Ordnung, mehrere Leichtigkeit im Handeln, Mechanismus, Friede. Die Gemüther wurden besänftigt und kämpften nicht mehr, sondern studirten, lasen — eine

Ruhe, die den Regenten sehr zu gut kam. Die Reformation machte sie vom Joche des Papstes los und setzte sie gewissermaßen an seine Stelle. Viele Universitäten, Stipendien und Wohlthaten wurden von Klostergütern gespendet, und fielen ihnen also nicht schwer; andere zogen sie gar an sich und bereicherten ihre Kammern. Der neue Cirkel, in dem alles ging, die entdeckten Welttheile, die veränderte, blühende Handlung brachten Pracht, Ueppigkeit, Geschmack an Künsten des Großen und Schönen, mehr Geld und mehrere Reize nach Europa; den schönen Künsten also konnten die Wissenschaften nicht zurückbleiben. Wer besser baute, mußte auch besser schreiben; der Fürst der Gemälde und Statuen liebte, lernte auch Schilderungen und Gedichte lieben. Mit einer feineren Pracht, einem ausgesuchteren Wohlstande kam auch Witz und Schlüpfrigkeit an die Tafeln der Fürsten; viele von ihnen sind des einen und des andern wegen bekannt. Jetzt lernten sich nicht neue Länder einander kennen, sondern neue Welttheile; aus ihnen kam Gold, Silber, Gewürze, Arzneien, so viel wunderbares, so viel fremdes. Dieß nährte Wissenschaften, dieß nährte Künste. Man brauchte die Mathematik zum Schiffbau, zur Seefahrt, zu Maschinen, zur Zeitrechnung, sie ward belohnet und nahm zu. Das einzige Pulver, die Nothwendigkeit der neuen Befestigung, des neuen Krieges, erfand wie viel andere Künste! Die veränderte Art mit einander umzugehen, zu tractiren, zu handeln, machte neue Wissenschaften und Ausbildung nöthig. Die erfundene Buchdruckerei gab so viel mehr Reize Manuscripte aufzusuchen, Bücher zu schreiben, seinen Namen zu verbreiten. Die unendlich mehrere Bekanntschaft und Concurrenz der Reiche band alle Regierungen an Eine Kette, trieb sie in ein Gefolge des Wetteifers, wie vieler andern Sachen, so auch der Wissenschaften und Künste. Auch in die dunkelsten Winkel Europa's kamen Lichtstrahlen; der Wetteifer ward allgemein. Das schönste bei der Sache ist daß es viele Fürsten gab, die nicht

als satte Mäcenaten, sondern als Liebhaber und Haushälter ihres Reichs die Sache trieben. Es war nicht dummer Stolz, sondern wahre Bewunderung, oder gar Kenntniß und Gefühl des Nutzens, der Wahrheit, die sie zu Liebhabern machten. —

Es ist nicht zu läugnen daß auch aus dieser Zeit manches sich überlebt habe, und jetzt als leeres Gerüst dastehe. Wenn Maximilian I. alle Reichsfürsten antrieb Universitäten anzulegen, so würde er ihnen jetzt vielleicht rathen sie zu vermindern, sie in gute Schulen und Seminarien der mancherlei Classen von Menschen und Wissenschaften zu verwandeln. Wenn damals zu Vertreibung der Unwissenheit, zur Ausbreitung besserer Kenntnisse und Meinungen das viele Reden, das tägliche Predigen über dieselbe Sache, dieselben Materien, auf eine und dieselbe Weise gut und nöthig war, so würden dieselben Reformatoren von Fürsten, Städten und Ständen, wenn sie jetzt lebten, es gewiß seltner anordnen und dafür den geistlichen oder Lehrstand mehr mit Schulenaufsicht, praktischer Unterweisung und bestimmter Nutzbarkeit für Menschen und mancherlei Stände verbinden. Wenn damals der Sectengeist, daß jeder sich zu seiner Partei hielt und auf seinen Mittelpunkt drängte, arme Noth war und darnach auch Gesetze, Einrichtungen gemacht werden mußten, wie anders jetzo, da solche Bande erschlafft, solche Abzirkungen minder nöthig sind, und Freiheit, Nutzbarkeit, Wahrheit allein die Grazien seyn dürfen deren Reihen die Wissenschaft einschließt. Besserten wir jetzt mit dem Eifer, dem Feuer, mit dem man damals allenthalben besserte, wir wären weiter, statt daß jetzt uns oft das Ruhmwürdige jener Zeiten Hinderniß an Ruhm und am Verdienst wird.

5. Vom Einfluß der Regierung in die Wissenschaften nach Wiederauflebung der Literatur.

Wie alle Fermente abgähren, und alles unter dem Monde wechselt, so auch die starken Antriebe für die Wissenschaften von Seiten der Regierung. Mit der Zeit fand man daß man hier und da im Uebermaß bewundert hatte, daß Ciceronianer deßwegen noch keine Ciceronen, Commentatoren der Griechen und Römer deßwegen noch keine Griechen und Römer wären. Die Kritik artete mehr und mehr in Streitigkeiten, die Kunst in Nachahmung, nutzbare Wissenschaften in bloße Gelehrsamkeit, sogenannte Reformationen in schädliche Sectirereien, in Unruhen und Wortkriege aus; die Gelehrten machten sich also unter dem Namen ungesitteter Pedanten den Regierungen selbst verächtlich. Es versteht sich daß dieß nicht allgemein und ohne Ausnahmen gesagt sey. Jedes Feld der Wissenschaften behielt seine würdigen Männer, und in den Ländern wo das erneuerte Licht später hindrang, behielten sie auch länger ihr Ansehen, ihre Wirkung. In Republiken länger als in Monarchien, in Ländern wo man eben nicht das Feine liebte, länger als in Sitzen üppiger Cultur. In diesen, sobald man merkte daß man der Gelehrten nicht nöthig habe, setzte man auch die Gelehrsamkeit herunter; sobald man inne ward daß man ohne Religion witzig seyn könnte, ward der Priester wiederum als Pfaffe behandelt. Unglücklicher Weise war die Reformation (ich will nicht untersuchen durch wessen Schuld) nur auf halbem Wege stehen geblieben, man hatte reformirt, aber nicht ganz, und wirklich hie und da zu keinem Endzweck. Die Mängel mußten bald ins Auge fallen, und da die Regierungen das ihre gethan hatten, überhaupt auch der erste Stoß vorbei war, so vergalt man die vorige Hitze jetzt mit Kälte. Man ließ die Gelehrten zanken, die Pfaffen disputiren, die Pedanten lesen und schreiben; man dünkte sich weise und klug ohne sie, ja man

verachtete sie in Geschäften und verlachte sie in der Gesellschaft. Da sie aus oben angeführten Ursachen einmal so tief im Staate gesetzt und so unwirksam gemacht waren, so sanken sie immer tiefer, zu mehrerer Unwirksamkeit herunter. Unglückliche Kriege (angeblich der Pfaffen und Religion wegen, mit der doch viele Wissenschaften verwebt waren) kamen dazu, und so entstand das Jahrhundert der Pedanterei, der Zänkereien, der politischen Verachtung. Glücklich daß eine andere Quelle sich für Musen und Staat aufthat: es war Philosophie, Wissenschaft des Versuchs, Mathematik, Naturlehre, Staatskunst. Die Unterhaltung der Verbindung zwischen Reichen und Ländern konnte, wenn alle Wissenschaften, so doch nicht die Staatswissenschaft sinken lassen; das Recht der Völker bildete sich immer mehr. Aus ihm, aus mancherlei Behandlungen einzelner Geschäfte ist eine neuere Philosophie erwachsen, wie thatsächlich erwiesen werden kann. Baco, Grotius, Hobbes, Thuanus und so viele andere sind Zeugen darüber. Glückliche Versuche fanden am Himmel eine neue Welt, also Raum der Wissenschaften unter den Sternen, als man ihnen auf der Erde einen Ehrenplatz versagte und sie in staubige Kerker zwang. Von Geschäften des Staats ausgeschlossen, erfanden die Musen Gesetze der Welt, gruben in die Geheimnisse der Natur, machten die frappantesten Erfindungen und ordneten gleichsam das Weltall. Auf Kopernikus Tritten, Tycho, Cartesius und Baco, Kepler und Galilei, Harvey und Boile, Tschirnhausen, Hevelke, Huygens, Newton und Leibnitz, wenn solche Namen und ihre Erfindungen und Versuche die Regenten Europa's nicht zu neuer Liebe der reellsten, erhabensten Wissenschaften hätten reizen können, was hätte sie reizen sollen?

Sobald also die Religionsstreitigkeiten und Wortkritik abgährte, kam der physisch-mathematische Geist empor. Die ersten Erfindungen und Versuche waren Unternehmungen von Privatpersonen,

denn das Genie ist bestimmt sich immer selbst seinen Weg zu bahnen. Baco's Atlantis fand beim sophistischen König Jakob kein Gehör; er selbst stand als Kanzler und nicht als Philosoph in Betrachtung. Cartesius war aus seinem Vaterlande verbannet; Kopernikus entdeckte sein Himmelssystem erst am Tage seines Todes, und Galilei mußte wegen seiner Himmelsentdeckungen Ketten tragen. Es ist bekannt daß Harvey wegen seiner Erfindung verklagt ward; und wie lange hat Newtons System kämpfen müssen ehe es Zutritt in Gallien fand! Ueberhaupt ist's der Regierung vielleicht nicht zuzumuthen daß sie sich der Wissenschaft in ihrer Empfängniß und Geburt annehme; genug daß sie das gesunde, durch Mutterkraft geborne Kind nur aufnehme, erziehe und zu ihrem Dienst verwende. Als die Erfindungen vollbracht waren, entstanden Akademien und Societäten, und auch von diesen waren die ersten beinahe das Werk von Privatpersonen.

Nichts ist rühmlicher für die Fürsten als diese edle Unterstützung die sie den kostbarsten, nützlichsten, dauerndsten Wissenschaften gaben. Wenn der menschliche Geist in etwas den Funken seiner Göttlichkeit spürt, so ist's in Gedanken, womit er Himmel und Erde umfasset, die Sterne wägt, den Sonnenstrahl spaltet, sich in die Geheimnisse der Tiefe wagt, die Körper theilt, die Gesetze der Natur erräth und die Unendlichkeit berechnet. Es ist edel eine Versammlung und Verbrüderung der Geister zu stiften, die so etwas unternahmen, sie in ihrem Werk zu unterstützen und zu gemeinschaftlichen Zwecken zu leiten. Wenn alles Geschwätz des Wahnes und der Sophistik zerfressenes Holz seyn wird, so werden wahre Versuche und Beobachtungen der Natur dauern und vielleicht in andern Theorien sich bewähren. Wenn Ludwig in nichts großen Geist zeigte, so war's in dem großen Gesichtspunkt in dem er seine Akademie der Wissenschaften anlegen ließ, in dem ihm auch die meisten der folgenden Akademien gefolgt sind. Kamen die Untersuchungen ihrer

Mitglieder nicht gleich seinem Lande und seiner Regierung, so kamen sie doch der Welt zu statten, und was nicht ist, wird werden. Alle großen Akademien laufen jetzt offenbar in einer Rennbahn; ihre Werke sind Denkmäler der Zeit, und es braucht nicht, wie ein Witzling gesagt, einer neuen Akademie ihre Werke zu nutzen und anzuwenden. Die Zeit wird sie anwenden, die Lieblinge jeder Wissenschaft werden weiter bauen und ordnen; genug der Weg den sie nahmen, so abgerissen und Stückwerk er ist, dünkt mich in seiner Art der sicherste und beste.

Darf ich, der mit dieser Schrift vor der berühmtesten Akademie Deutschlands erscheinet, bescheiden einige Gedanken äußern, wie auch den Einwendungen die man diesen Areopagen der Wissenschaft macht vielleicht zu begegnen wäre. — Man rückt ihnen zuweilen Mangel an Erfindung, hie und da eingeschlossenen Gesichtskreis in Aufgaben, vielleicht Parteilichkeit in Beurtheilung der Antworten vor u. s. Entweder Unvollkommenheiten, die von jedem menschlichen Institut unabtrennlich sind, oder gewöhnliche Vorwürfe, die sich selbst widerlegen, die die Mißbräuche treffen und nicht die Sache selbst. Jeder Mensch hat seinen Gesichtskreis, folglich auch jede Versammlung selbst der erleuchtetsten Menschen. Aus ihm geben sie Fragen; nach ihm entscheiden sie Auflösungen; hiemit werden sie selbst Partei, und das Publicum, Welt und Nachwelt ist Richter. Kein Gott auf der Erde hat noch jemals Köpfe unison stellen können; der Gott der Wissenschaften will's und soll's nicht. Er spielt auf einer Leier von vielen Saiten, von vielen Tönen. Mehr als Einmal haben Akademien sich selbst widerlegt, theils in kurzer Zeit, theils im Verfolg ihrer Geschichte; die Akademie der Inscriptionen liefert davon frappante Beispiele, und die Wahrheit kommt vielleicht damit frei und vielseitig an den Tag. Zudem sind die meisten der Wissenschaften, denen die Akademien zum Heiligthum bestimmt sind, der Parteilichkeit minder fähig; Mathematik, Physik, Geschichte, Bemerkung; Meinung

bleibt Meinung, und jedermann stellt wiederum die seine darüber frei. Jede Preisaufgabe der Akademie erzeugt ja meistens eine Menge Schriften, die der Preisschrift als Nebenbuhlerinnen nach oder neben oder vorliegen; das Publicum kann sie alle genießen und wählen; die Akademie veranlaßte sie.

Allerdings wäre Eine Akademie nicht unnützlich, die ohne bestimmte Fragen allgemein die Classe benennte in der sie Schriften, Werke, Erfindungen, Beobachtungen anzunehmen und nach Befinden zu krönen bereit wäre. Vielleicht käme manches stille Genie mit einem Meisterstücke hervor, dadurch der Saal der Akademie nicht verunehrt würde. Alle Erfindungen nämlich müssen erfunden, alle Meisterstücke frei und im stillen vollendet werden. Die beste Preisfrage störet sie vielleicht, berührt das Land nicht wo die Erfindung liegt, oder trifft nur seitwärts auf sie. Die herrlichsten Gedanken des menschlichen Geistes wurden so im stillen vollendet.

Es wäre schön wenn das verborgene Genie ein solches Olympia wüßte, wo es sein Werk, die Arbeit seiner besten Kräfte und schönsten Stunden einem versammelten Griechenlande darstellen, sein Urtheil hören, namenlos und verborgen, wenigstens keiner Schande der Entdeckung ausgesetzt, den Kranz seines Verdienstes empfangen könnte? Und wie, wenn die Akademie eine Reihe solcher wetteifernden Meisterstücke, alle frei, alle aus eigener Erfindung, in Wissenschaften wie im Saale der Kunst, anträfe und von ihnen überrascht nicht Preise der Belohnung genug hätte, und einen Wetteifer, eine freie Concurrenz errichtete, die von der rühmlichsten, besten Art wäre? Jetzt hat vielleicht der beste Kopf eben zu dieser Frage nicht Lust, nicht Zeit; sie wird mittelmäßig beantwortet, und die Akademie muß unter dem Schlechtern des Bessere krönen. Oder er zwängt sich in die Frage, geht in Lieblingsgesichtspunkte ein, frappirt, bezaubert — und denn, welch ein böses Richteramt, fünfzig Beantwortungen Einer Frage zu lesen und nun zu richten, zu wählen!

Viele andere Mißfolgen des Neides, der Mißgunst ungerechnet. Dort arbeitet ein jeder frei; das stille Nein der Akademie läßt ihm sein Werk eigen, als ob's nicht eingesandt wäre. Mich dünkt, so würde eine Akademie die edle Mutter aller Wissenschaften, die vor ihr erschienen, ein treffliches Mittel der Regierung, allerlei Erfindungen zu wecken, zu prüfen, ans Licht zu ziehen, zu belohnen. Irre ich nicht, so würde eine freie Concurrenz der Art von den rühmlichsten und nützlichsten Folgen werden.

Ich fahre fort, von den Mitteln des Einflusses zu reden, dadurch in den neuern Zeiten die Regierungen auf Wissenschaften zu wirken gesucht haben, und da muß ich zuerst die Erziehungsmethoden nennen, um welche sich endlich die Gesetzgebung näher zu bekümmern gelernt hat. Bei den Alten war Erziehung alles. Sie wurde als das erste Mittel zur Bildung des Staats angesehen; die kleinsten Dinge, selbst Ergötzlichkeiten, Musik, Lebensweise blieben nicht unbemerkt; der Aenderung von ihnen wurde das Aeußerste, das Größte zugeschrieben. Noch im Papstthum wissen wir was theils überhaupt, theils von einigen Orden durch die Erziehung bewirkt ist. Wie? und bessere Grundsätze sollten nicht Wurzel schlagen? Grundsätze und Methoden eines Rousseau, Locke, Fenelon, Chalotais sollten unwirksam bleiben? — Nur freilich ist die Einrichtung davon ein Werk der Regierung. Solange die Bestellung der Lehrer und Form der Schulen schlechten Unterobrigkeiten überlassen ist, die zu Vorstellungen der Art weder Sinn noch Lust haben, und dem schnöden, schändlichen Gott Herkommen (Hercomannus) dienen, so lange bleiben unsere Schulen elend lateinisch, wo man für lauter Latein nichts, und das Latein am wenigsten lernet. Die bessern Anstalten, die hier erleuchtete Regenten und Regierungen gemacht haben (und sie sind, Gottlob, an mehr als Einem Orte gemacht worden), sind wahre Ausbeuten für die Wissenschaften, wie für den Staat, und die Glückseligkeit der Bürger, Menschen, Geschlechter.

Die höheren Schulen erwarten vielleicht eben die Sorge der Regierung. Wenn vieles von ihnen wirklich altes barbarisches Gerüst, ist das in unseren Zeiten fremde dastehet; wenn so manche schreiende Verlegenheit des Lehrers, so manche rufende Mängel und Unbestimmtheiten ihrer unpraktischen Lehrart, so manche fehlgeschlagene Hoffnung bescheidener Jünglinge, die, überfüllt mit Kenntnissen und Universitätswahn, erst eine neue Laufbahn anfangen müssen wenn ihnen zu rathen seyn soll — wenn dieß alles, oder nur einiges davon wahr ist, sollten wir nicht darauf gestoßen werden den innern Geist dieser Anstalten zu verändern? sie mit Schulen, Akademien, Seminarien, Geschäften, Aemtern anders zu verbinden, oder vielmehr sie selbst ganz in Schulen und Seminarien wirklicher Geschäfte, und zwar classenweise (und nicht in einem wüsten Tumult aller Facultäten), jede Classe den Edelsten ihres Geschäfts unterworfen, zu verwandeln? So dauerte eine Universität nicht zwei Jahre, sondern so lange bis wir zum Geschäft reif sind, so wären die Lehrer derselben nicht müßige Orakel, sondern Väter und Meister, jeder in seinem Stand und Amte; ganze Provinzen würden in Wissenschaften, wie in Brauchbarkeit mit einander verbunden, und gleichsam lehrend und lernend nur Eine Akademie der Bildung. — Ich bescheide mich daß diese wenigen Linien, so unbestimmt angegeben, dunkel und vielleicht unpraktisch scheinen müssen; sobald ich sie erläutern könnte, blieben sie's nicht und dünken mich im höchsten Grade leicht und praktisch. Nur das Unnatürliche ist schwer; nur eine falsche Zusammenordnung macht Verwirrung. Jede Facultät zu einer praktischen Akademie an ihrer Stelle, an ihrem Ort geschaffen und hiernach die Wissenschaften der Provinz, des Landes geordnet — wo ist der Lykurg und Solon, der diese neue Atlantis wirklich mache?

Endlich haben die Regierungen in neuern Zeiten vorzüglich dadurch auf die Wissenschaften gewirkt daß sie den praktischen,

mechanischen Theil derselben aufgemuntert, nützliche Naturlehre, und Oekonomie, Schifffahrt, Mechanik, Handel, Waffen und Künste. Die Kriegskunst hat durch ihre Anführer die eigentliche Gestalt der Wissenschaft erhalten, und scheint sich dem Punkt zu nahen mit der wenigsten Bewegung durch wenig entscheidende Schritte, gleichsam als Duell zweier Armeen, als zweier Körper, in dem der Gedanke ihrer Führer wohnt, Vortheile zu gewinnen und zu enden. Die Künste des Friedens sind insonderheit von der Seite des Nützlichen befördert worden. Akademien der Oekonomie wetteifern; die reichsten und ärmsten Länder auf ihre Weise. Wo Akademien fehlen, treten die Regierungen selbst zu, durch Aussetzung der Preise auf diese oder jene Erfindung; so daß man das Jahrhundert in der Theorie beinahe das ökonomische nennen möchte. Die Cultur einzelner Länder und Provinzen wird befördert, und insonderheit in Deutschland wird, durch das Vorbild eines großen Monarchen aufgemuntert, hie und da gesucht was sonst begraben lag, bekannt gemacht was sonst verachtet geblieben wäre. Die vaterländische Geschichte einzelner Provinzen, die Quellen des Nützlichen und des Reichthums derselben, Handelsvorschläge, Plane zur Aufweckung der Industrie, Berechnung der Einwohner und ihrer Kräfte u. dgl., treten häufig ans Licht, von der Regierung theils veranlasset, theils geduldet. Auch der unthätigste Fürst will durch Aufmunterung der Wissenschaften, der nützlichen oder schönen, berühmt seyn, und obgleich bei dieser Aufmunterung vieles ins Flittergold, in Eitelkeit und leere Nachahmung übergeht; obgleich so vieles nutzbare vergeblich gedacht und erfunden ist, weil man's nicht anwendet, und an dieser Seite der meiste Mangel zu liegen scheinet, so muß man doch jede gute Gabe auch der Wissenschaft annehmen, wie sie uns die Vorsicht verleihet. Ganze Zeitalter wetteifern in Gedanken; andere werden im Thun wetteifern; jene in der Erfindung, diese in der Ausübung, und es ist unläug-

bar daß schon vieles nützlicherfundene, insonderheit zur Bequemlichkeit des Gebrauchs, ausgeübt werde. Der Handel aller Nationen, das Interesse der Völker gegen einander ist eine Wissenschaft worden, die zum feinsten Calcul reichet. Die Polizei sucht alles licht, ruhig, sicher zu machen, und die Gesetzgebung selbst sucht im Tone der Menschlichkeit und Ueberzeugung zu reden. Grobe Eingriffe ins Recht der Völker fallen offenbar ins Auge und müssen von den Regierungen gegen einander selbst (was sonst unerhört war und nicht erfordert wurde) mit Wahrheit, Recht und Menschlichkeit beschöniget werden. Schiffe werden ausgerüstet, der Entdeckung der Welt wegen, nicht zur tyrannischen Unterjochung der entdeckten Länder; man hat zwei Nationen Europa's in einem erröthenden Vertheidigungsstreit gesehen, auch nur eine neue Krankheit wider Willen dem entdeckten Volk gebracht zu haben. Kurz, je mehr die Weisheit, Güte und wahre Menschenliebe der Regierungen gewinnt, desto mehr werden auch die Wissenschaften von solchem Genius beseelt, zu solchen Zwecken geleitet werden. Man wird ganze Wissenschaften und Stände nutzbarer machen, sie mehr verbinden als sie verbunden sind, alte Vorurtheile ausrotten, und was Licht ist, auch zur Güte und Glückseligkeit gebrauchen. Ich setze, nachdem wir die Zeiten durchwandert sind, und das Gebäude gleichsam ringsum von außen gezeichnet haben, einige Resultate hinzu, die es im Innern, im Aufriß zeigen sollen.

6. Allgemeine Beobachtungen, wie die Regierung in die Wissenschaften einfließt.

Sie kann nicht anders in sie einfließen als durch Erlaubniß, Gelegenheit, Erziehung, Vorbilder, Uebung und Belohnung. Wir wollen die Stücke durchgehen, und sie insonderheit mit Exempeln der Geschichte belegen.

1. Das leichteste Mittel ist die Nichthinderniß, die Erlaubniß eine gute Sache zu treiben, die Gedankenfreiheit. Alle Inquisition ist dem Reich der Wissenschaften schädlich; sie macht die Luft erstickend und benimmt den Athem. Ein Buch das erst durch zehn Censuren gelangen muß ehe es das Licht der Welt sieht, ist kein Buch mehr, sondern ein Machwerk der heiligen Inquisition, sehr oft ein verstümmelter, ein mit Ruthen gegeißelter, im Munde geknebelter Unglücklicher; immer aber ein Sklave. Es ist weltkundig wie sehr die Reiche der Inquisition an Wissenschaften zurück sind; desto reicher sind sie an Aberglauben, Dunkelheit und Erbauungsschriften. Im Gebiete der Wahrheit, im Reiche der Gedanken und Geister soll und kann keine irdische Macht entscheiden; die Regierung kann's nicht, geschweige ihr bekutteter Censor. Im Reiche der Wahrheit ist er nicht Richter, sondern Partei, wie der Autor; er muß über sein Ausstreichen, über sein Nein so gut und schärfere Rechenschaft geben als der Verfasser über sein Ja; denn er fängt hochmüthig den Streit an; er ist Unterdrücker, und zwar Unterdrücker des edelsten Safts der Menschheit, des besten Geschöpfs der Schöpfung, des Lichts, der Gedanken-, der Seelenfreiheit. Alle Besserung kann nur durch Erleuchtung werden, ohne Kopf und Hirn regt sich weder Hand noch Fuß.

Ich bin ferne davon eine zügellose Frechheit oder Gleichgültigkeit der Gedanken zu empfehlen, insonderheit wo sie offenbar die Räder des Staats inne hält, sein Principium unwirksam macht, und also gerade seine Zwecke und Glückseligkeit störet. Wohlseyn gehet dem Menschen über Speculation, das Wohlseyn vieler über die Speculationsglückseligkeit Eines. Ich glaube also, es sey dem Staat freigelassen, ja nothwendig, gewisse Wissenschaften, sowie Ergötzlichkeiten und Beschäftigungen gerade auszuschließen, wenn er sie mit seinem Principium der Wirksamkeit nicht binden zu können sich getrauet. Alles darf nicht überall wachsen. So wie es selbst nicht allenthalben stehen will, so hat auch der Gärtner Freiheit es

nicht überall stehen zu lassen wo es sich hindrängt; nur durch diese Einschränkung und Ausschließung wird Richtigkeit, Zweck, Ordnung, Schönheit und Nutzen, d. i. Feld und Garten. Wer Unkraut ungestört wachsen lassen will, weil es zuweilen schön aussiehet und doch auch in seiner Art gut ist, der darf nicht säen und ernten. Durch Ausschließung der Uebel fingen alle alten Gesetzgeber an auf das Gute zu wirken. Moses verbot seinem Volk die Abgötterei; die Bildnerei mußte er also mit untersagen und alle schönen Künste der Götterfeste. Wie strenge war Lykurg! Nur durch Ausschließung der Ueppigkeit wie in Wissenschaften, so in Sitten, gelang es ihm sein Volk auf den Mittelpunkt seiner Stärke, spartanische Tugend und Vaterlandsliebe zu drängen und darauf festzuhalten. Sobald Sparta aus sich selbst ging, und alles was zu ihm wollte hineinließ, verfiel es. Auch dem mildern Solon war nicht alles gleichgültig. Er sagte zu Thespis, als er bei seiner Wiederkunft nach Athen das erste Trauerspiel sah: „ich wundre mich daß du dich nicht schämest vor einer so großen Versammlung zu lügen;“ und als Thespis sich mit angenehmer poetischer Erdichtung entschuldigen wollte, schlug er mit dem Stock auf die Erde und sagte: „finden wir einmal an der Lüge zu unserer Belustigung Geschmack, so wird sie sich bald auch in unsere ernstlichsten Geschäfte einschleichen.“ Die Geschichte Athens hat Solons Weissagung offenbar bekräftigt. Ich entscheide es nicht ob Cato ganz unrecht gehabt habe, da er der Aufnahme jedes müßigen griechischen Schwätzers so scharf entgegensprach. Mich dünkt, der Erfolg hat sein Wort bekräftigt, und wenigstens wäre Beurtheilung und Unterscheidung dessen was aufgenommen werden sollte, Rom nicht schädlich gewesen; zuletzt war's zu spät, da der Willkür und dem Geschmack der Lucullе alles frei stand. Gleicherweise kann's auch noch Republiken und Städte geben, wo z. E. die Einführung eines Schauspiels nicht vom besten Erfolg ist, und die Regierung sich derselben, trotz aller Declamationen und Pasquille

der Schöngeister und Aufklärer der Welt, ernstlich widersetzen darf und muß. Jeder Staat hat seine Zwecke, sein Principium, seine Gränzen; je mehr die Regierung diese in allem, also auch in den Gesetzen über Literatur und Künste, im Auge hat, desto mehr wird der Staat gedeihen und mit Hinwegräumung des fremden Unkrauts gleichsam auf seiner Wurzel leben — —[1]

Aus dieser Weisheit einschränkender Gesetze folgt aber nichts minder als blinde Dummheit in Verwerfung alles Neuen und Nützlichen, was nicht nach unserm Hirn ist, kurz, Inquisition. Diese nimmt nicht den Staat, sondern ganz etwas anders zur Meisterin ihrer Censur, zur Regel ihrer Unterdrückung an; und meistens ist solches Popens dulness, die bleierne Göttin mit verschlossenen Augen. Auch ist's ein großer Unterschied fremde Wissenschaften nicht einzulassen, und die schon im Staat sind wohl zu regieren. Diese sind einmal da, sie sind Triebfedern, Mittel zu Gutem oder zum Bösen. Schläft da das Auge der Regierung und nimmt zum Grundsatz: „daß nur nichts anders werde! daß alles, wie es ist, bleibe!" (und meistens ist dieß der löbliche Grundsatz), so ist das nicht Weisheit sondern Schlaf, nicht Ruhe sondern Grausamkeit und Schwachheit. Einmal ist's gewiß daß nichts in der Welt,

[1] Wir gestehen daß die hier vorgetragene Lehre nicht ohne Bedenklichkeiten scheinet. In einem Staat wo nicht eben immer die erhabenste Weisheit mit großer Kraft herrscht, wer wird entscheiden ob nicht alles was über die Gemeinheit (Vulgarität) sich erhebt, entbehrlich und insofern gefährlich ist als die Gehorchenden dadurch klüger werden könnten als die Befehlenden. Die vorherrschende Caste, sey sie adelig oder geistlich oder büreaukratisch, wird gegen alles Liberale viel einzuwenden wissen. Eine gute und wachsame Regierung darf (glauben wir) Freiheit gestatten; sie soll aber nicht geschehen lassen, sondern leiten, so daß dem Blendwerk des Irrthums nicht ein Verbot entgegengesetzt werde, sondern die unüberwindliche Kraft wohl dargestellter Wahrheit. Hiezu werden die Mittel nie fehlen, wenn sie die ersten Köpfe sich als Freunde und Gehülfen associirt hält.

Müller.

was es ist, bleibe. Es nutzt sich immer ab; seine Bande und Triebfedern werden schlaff und matt, und wenn nicht nachgesehen, nicht nachgeholfen wird, so stehet unvermuthet das schönste Werk, zumal von vielfacher Composition, still. Gewiß ist dieß der Fall mit den Wissenschaften im Staat, in Verhältniß zu seinem Aufkommen oder Sinken. Die Wage ist hier so fein, die Grade des Verhältnisses so mancherlei und vielfach, daß gewiß kein schläfriger Censor oder stolzdummer und dummstolzer Inquisitor zur Entscheidung gehöret. Und immer dünkt mich's, eben dieser Verflochtenheit und der Schwachheit menschlicher Entscheidung wegen, besser frei als sklavisch, mild als enge und grausam zu seyn, zumal wo es die äußersten Bedürfnisse des Staats gar nicht berühret. Jener König von Frankreich ist lächerlich der in der mittleren Zeit zwischen den Nominalien und Realien der Scholastik, zwischen quisquis und kiskis entscheiden wollte, und dazu lettres de cachet brauchte. Der Papst ist lächerlich der den Bischof Vegelius in den Bann that, weil er Gegenfüßler annahm. Das Gericht zu Rom ist unvernünftig und grausam, das den Galilei ins Gefängniß warf, weil er's unter den Sternen anders fand als sie es finden wollten. (Ueber die Sterne ging ihr Gesichtskreis nicht, weder sie noch Galilei konnten von dorther Advocaten holen). Es ist lächerlich wenn Harvey sich über den Umlauf des Bluts vor Gericht vertheidigen mußte, und abscheulich wenn in den mittlern Zeiten die besten Leute über die wahrsten Entdeckungen, Meinungen und Hypothesen als Zauberer und Gottesläugner verfolgt, verschrieen und verbrannt wurden. So dünkt es uns jetzt; ihnen damals nicht also, und so sollen dergleichen häßliche und schreckliche Fehltritte der Nachwelt wenigstens Warnung seyn. Vieles wird entdeckt werden was noch nicht entdeckt ist; viele Vorurtheile zernichtet werden die jetzt noch als Wahrheit gelten. Können wir sie selbst nicht wegräumen, so lasset uns wenigstens bessere, mächtigere Hände daran nicht hindern; dem Licht und der freien

Luft wenigstens nicht Fenster und Löcher verschließen, wenn sie mit Gewalt zu uns wollen. Je gegründeter ein Staat in seinen Principien, je geordneter und heller und stärker er in sich selbst ist, desto weniger läuft er Gefahr vom Winde jeder Meinung, von jedem Pasquill eines aufgebrachten Schriftstellers bewegt und erschüttert zu werden; um so mehr wird derselbe auch Freiheit der Gedanken und (mit einiger Einschränkung nach seiner Situation und Lage) Freiheit der Schriften gönnen, bei der die Wahrheit am Ende doch gewinnt. Nur Tyrannen sind argwöhnisch; nur geheime Bösewichter furchtsam. Ein offner Mensch, der Recht thut und auf seinen Grundsätzen fest ist, läßt alles über sich sagen. Er wandelt am Tage und nutzt selbst die ärgsten Lügen seiner Feinde. So auch eine Regierung, auf Gesetze, Freiheit und Wohl der Menschen gegründet; so auch eine Religion des Staats, die wahr ist und durch jede Beleuchtung nicht anders als endlich gewinnen kann. Alle Monopolien der Gedanken sind schädlich; alle drückenden Zünfte und Societäten derselben sind — hie und da noch, nirgend aber müssen sie letzter Zweck werden. Nicht ihnen soll die Wahrheit, sie sollen der Wahrheit dienen, oder sie sind ihrer Stelle nicht werth. — Ueberhaupt ist Freiheit der Gedanken die frische Himmelsluft in der alle Pflanzen der Regierung, zumal die Wissenschaften, am besten gedeihen. Der Regent eines Staats muß beinahe ohne Lieblingsmeinungen seyn, damit er die Meinungen aller in seinem Staate umfassen, dulden, läutern und zum allgemeinen Besten lenken könne; daher sind große Regenten auch so selten.

2. Näher wirkt die Regierung auf die Wissenschaften durch Gelegenheiten die sie zu ihnen veranlaßt und fördert, und diese werden insonderheit durchs Band der Länder und Religionen, durch Kriege, Bündnisse, Handel. Griechenland bekam seine Buchstaben aus Phönicien, seine ersten Keime der Einrichtung aus Aegypten; Etrurien aus Aegypten und Griechenland, aus Griechen-

land Rom, aus Rom die Völker. Die Saracenen holten aus Konstantinopel Bücher, Wissenschaften, Künste; von Saracenen bekamen sie die Christen. Unter diesen hat ein Land vom andern gelernt und geerbt; oft ziehen Regierungen die Kette von Wissenschaften von Land zu Lande, und die Vorsehung gebraucht dazu zuweilen die blutigsten, schrecklichsten Wege. Alexanders Zug in Asien ließ Wissenschaften und griechische Sprache daselbst; die Römer überwanden die Welt und pflanzten überall ihre Gesetze und Denkart; die Barbaren stürzten über Europa und wurden endlich von Religion und Wissenschaft gebändigt. Die Saracenen überschwemmten Spanien und Italien, und ließen Reste und Spuren ihrer Kenntniß. Die Kreuzzüge erweiterten Europa's Begriffe und zerbrachen seine harten Bande; die mancherlei Kriege der Mächte Europa's unter sich schleppten Länder in Länder und theilten einander (schlechter Ersatz so großer Uebel!) wenigstens hie und da Bücher, Kenntnisse, Meinungen mit. Es ist bekannt was Spanier und Franzosen lange Zeit nur auf Deutschlands Sprache gewirkt haben; in Wissenschaften, wie mit den Familien unserer Regenten und unserm armen Blut haben wir ja beinahe allen Völkern Europa's gedienet. Woher kommt's daß unsere Literatur ein solches Gemisch ist, das für großer Fruchtbarkeit zu keiner Bestandheit kommen kann? wir sind in ewigem Conflict mit uns selbst und andern Nationen, die uns brauchen und verachten, denen wir dienen und sie verehren — Wie Deutschlands Verfassung und Geschichte ist, ist auch seine Literatur —

Es ergibt sich von selbst daß nicht alle Mittel solcher Mittheilung und Gemeinschaft der Völker gleich gut sind; der Weg des Krieges und der Dienstbarkeit ist der härteste und schlechteste. Sich in die Dienstbarkeit zu stürzen ist leicht; nicht immer aber kommt ein Moses, der sein Volk befreie und es dafür auch mit dem Raube ägyptischer Gesetzgebung lohne. Die wilden Kriege pflanzen Haß und nicht Liebe der Völker; die Liebe und bessere Bekanntschaft, die

sie stiften, war wenigstens nicht der kriegenden Zweck. Welch ein schöneres Mittel der Ausbreitung guter Kenntnisse waren die Colonien der Alten! Phönicier und Griechen haben sich dadurch verewigt. Sie veranlaßten neue Sitze der Wissenschaften, so wie der Handlung, und beschämen die Etablissements der Christen in den mittlern Zeiten sehr. Marseille bekam seinen Pytheas, wie Batavia und Goa noch keinen gehabt hat, und vielleicht nie haben wird. Die einzigen Colonien der Engländer machen eine ewigrühmliche Ausnahme. Vielleicht wenn die Wissenschaften in Europa verfallen seyn werden, werden sie dort aufgehn, mit neuer Blüthe, mit neuen Früchten. Die Bemühung eines Staats uncultivirte Striche zu cultiviren und mit glücklichen Einwohnern zu bepflanzen, ist, wie auch das Rad des Schicksals laufe, das reineste Verdienst für die Nachwelt. Die schönsten Striche der Welt, selbst in Europa, liegen jetzo noch öde. Griechenland und Nationen die ihm gleichen, sind traurigschöne Wüsten; vielleicht wird sich das Rad des Schicksals kehren, die Länder am schwarzen Meer und weit umher und tief hinunter werden aufleben und in neuen griechischen Wissenschaften und Tänzen vergnügt seyn. Glücklich möge die Regierung seyn, die den Strom einer gerechten und schönen Bildung dahin leitet.

Oft waren Reisen, zumal veranlasset von der Regierung, oder von Staatsmännern und Philosophen selbst angestellt, das Mittel der Verpflanzung der Wissenschaften aus Gegend in Gegend. In Griechenland reiseten die Philosophen und Gesetzgeber selbst: Lykurgus, Solon, Pythagoras, Plato. Mit Reisen fing sich die Aufklärung Europa's an, insonderheit waren Wallfahrten, Kreuzzüge, Seeabenteuer dergleichen. Viele Sagen der Normänner, die meisten Fabeln und herrschenden Gedichte, zuletzt hellere Nachrichten und Meinungen von fremden Völkern kamen daher. Die damalige Art des Handels war persönlicher, die Bekanntschaften förmlicher und enger. Die Jahrhunderte der Negociationen kamen

(so viel ihrer bekannt sind, eine bündige Quelle der Geschichte!); endlich kam die Zeit der wirklichen gelehrten Reisen. Ludwig XIV. sandte solche zum Nutzen der Wissenschaften und zum Ruhme seines Reiches aus; andere sind ihm gefolget. Die Reisen Tournesorts, Vaillants, Cassini's; die spätern Reisen der Akademisten für Astronomie und die Gestalt der Erde, die Reisen der russischen Missionarien nach Siberien für Naturlehre und Geschichte der Länder, die neuesten englischen Reisen zu Entdeckung des Meers und neuer Länder, sind ansehnliche Mittel der Regierungen zu Erweiterung der Wissenschaften und Kenntnisse unserer Erde. Europa hat jetzt einen Vorzug vor allen Zeiten daß es die Länder der Welt durch Macht und Schifffahrt bindet, mithin Gelegenheit hat auch nach Kenntnissen zu reichen, wohin es will. Engländer und Franzosen haben gewetteifert uns Denkmale des ältesten Asiens zu geben, und Anquetil [1] hat in seinem Entdeckungseifer gar eine wandernde Akademie für alle Welttheile vorgeschlagen, der nichts als ein Ludwig XIV. fehlet —

Zu eben solchen Veranlassungen gehört noch daß eine Regierung die Schätze der Literatur ihres Landes nicht verheimlicht, wo sie nicht zu verheimlichen sind; denn auch darin sind die Wissenschafen Licht daß sich an ihnen anzünden läßt und sie damit nichts verlieren. Es ist Zeichen der Schwachheit, Barbarei und Trägheit, wenn eingeschlossen wird was gemein seyn soll, wenn, was gebraucht werden soll, vermodert. Eingeschlossene Bibliotheken, vergitterte Urkunden und Manuscripte, unzugängliche modernde Archive — wie viel sind nicht noch ihrer! Welch ein Vortheil wäre es für die allgemeine Literatur Europa's, wenn eine gütige Regierung sich um die literarischen Schätze Konstantinopels, Escurials, Aegyptens, so vieler undurchsuchten Bibliotheken und Klöster in Europa (selbst in Deutschland), Afrika und Asien bekümmerte, und das ohne Zweifel

[1] Zendavesta, préface.

unzählig Merkwürdige ans Licht brächte! — Noch sind solche Veranlassungen und Gelegenheiten in Menge; sie können aber hier nicht aufgezählt werden, weil sie einzeln sind und meistens ein glücklicher Zufall sie dem Wachenden gibt.

3. Erziehung war das große Triebwerk der alten Regierungen, mit dem sie auf Sitten und Wissenschaften wirkten. In Republiken siehet man mehr auf sie als in Monarchien; in kleinen, einfachen Staaten mehr als in unendlich zusammengesetzten Ländern. Unter dem Joch des Despotismus verschwindet die Erziehung, und die öffentliche Sorge für sie; der hat andere Bande die Menschen zu lenken als früheingeprägte edle Begriffe. Und was sollen auch diese? wie sind sie möglich wo ein Volk sie in lebendigen Beispielen nicht um sich siehet, wo es selbst das schrecklichste Gegentheil ist von dem was die Erziehung gut heißet? Die grünsten Blätter der Lorbeeren römischer und griechischer Geschichte verwelken in solchen Händen zu elenden Phrasen; man lernt und sieht ewig Worte, weil man die Sachen nicht anwenden kann, weil der Inhalt selbst für uns zu groß ist. Regierungen geben also den Wissenschaften den tödtlichsten Streich, wenn sie den Menschen die Sinne nehmen was gut und schön ist in ihnen zu sehen, was häßlich und schlecht ist zu verdammen und wie die Hölle selbst zu fliehen. Ein freies Herz erzeugt auch eine freie Seele; ein edler Geist kann nicht würdig denken und unwürdig leben. Tyrannen erzeugen Sklaven, Wortkrämer, Pedanten, Schmeichler, kriechende niederträchtige Seelen — das zeigt die ganze Geschichte. Mit der Regierung verfällt die Erziehung, mit ihr Wissenschaft, Freiheit, Muth eines Volks, alles.

So war's mit der Erziehung der mittlern Zeiten. Der geistliche Despotismus setzte Wissenschaften, die zu lehren seyn sollten, in Form und Methode; alles gerieth darnach. Ein gleiches ist's mit der Erziehung noch jetzt in schlecht bestellten Staaten, so daß man

sie und die öffentliche Bildung gewissermaßen einen Spiegel von jener nennen kann in Mängeln und Fehlern. In Ländern wo keine Religion gilt, wird sie auch in Schulen nicht gelten; wo Altfranken am Ruder des Staats sind, werden auch Altfranken lehren. Einem vernünftigen Regenten kann's gewiß nicht gleichgültig seyn welche Wissenschaften und wie sie auf Schulen gelehrt werden? welche ersten Eindrücke sein künftiger Bürger und Unterthan bekommt? mit welchen Jünglingen die Aemter seines Staats besetzt werden? Alle bessere Bildung fängt hier von Jugend auf an, im stillen, im kleinen.

4. Die Erziehung dauert durchs ganze Leben, und das wirksamste Mittel wie der Staat auf Wissenschaften wirkt, ist ihre öffentliche Anwendung und Uebung. Jeder Kunst ist's die schönste Belohnung wenn ihr ein Kreis der Uebung wird, indem sie sich als Kraft fühlen darf und strebet; eine müßige Kraft drückt nur, ein unnützes Korn vermodert. Dieß war das große Mittel wodurch, nebst der Erziehung, Griechen und Römer wirkten; die Wissenschaften wurden ihnen lebendige Pflanzen, bürgerliche Kräfte. Benimmt eine Regierungsform ihnen dieß, den Kreis ihrer Anwendung, ihres wahren Lebens, sperret sie sie in unfruchtbare Wüsten oder macht sie zum Schemel der Unwissenheit aller Stände, so sind sie, wenn ihre Natur Anwendung will, verdorben. Nun kann freilich jede Regierung nicht alle gleich brauchen; die sie aber brauchen kann, brauche sie recht und lasse andere andern Regierungen und Zeiten. Ein Staat der gegen alle Wissenschaften gleichgültig ist, ist eine lässige Regierung; ein Staat der auch die verschiedensten gleich anwendet, hat seine Vernunft verloren. Wenn der Schreiber Minister, der Priester Lustigmacher, der Jurist ein Witzling seyn soll, und alle, eben weil sie dieß sind, befördert und an ihre Stellen gesetzt werden: wahrlich, so wird die Austheilung gelehrter Aemter ein Kartenspiel; man nimmt die Karte wie sie fällt, insonderheit wie sie bunt ist, und wer nicht

hungern will, muß nicht die Wissenschaft lernen die zum Amt gehöret, sondern die zu ihm führet. Priester zu werden, lernt er tanzen; Richter zu werden, spielt er die Geige. Schändliche Verachtung der Wissenschaften und des Staats selbst im Staate! Wer wird sich Mühe geben, wenn Mühe verlacht wird? wer Wissenschaften der Anwendung treiben, wo ihm der Unwissendste, anderer Talente wegen, vorspringt?

Und doch geschieht dieß öfter als man glaubt; ja man ist in einigen Fällen schon gewohnt daß es geschehen könne und dürfe. Manche Prüfungen, ehe man zu Aemtern gelangt, sind wahre Pasquille auf Wissenschaften und Aemter. Man fragt Sachen, wo es eine Schande ist zuweilen sie zu wissen, zuweilen sie zu fragen; man fragt sie auf eine Art, wo es ein Unglück wäre wenn der Geprüfte sie in seinem Stande also anwenden wollte; ja was bedeutet endlich diese ganze Prüfung? Sie entscheidet wegen zukommender Nebenumstände nichts; sie tastet, wenn sie auch am besten geriethe, das Wesentliche des Amts, das Innere dieser Person wenig an; sie ist ein gutes „hilft's nicht, so kann's nicht schaden.“ Und sie schadet wirklich; wie alles was nicht nutzt, wo man Hülfe will, schadet. Weiß man, wie schlecht die Pforten zu den Aemtern im Staate besetzt sind, so rüstet sich jeder aufs elende Compendium der Formeln, die von den Thürhütern gefragt werden, lacht selbst darüber und passiret. „Ei, wenn ich nur meinen Stryk, meinen Hutter und Bayer kann, rechtlehrig und kriechend, oder schieflehrig und galant; wer fordert mehr?“ So sind manche Stände zum Pöbel hinabgesunken, und ganze Wissenschaften mit ihrer Anwendung unter die Schlaftrunkenheit, Unwissenheit, den Geiz oder andere Leidenschaften ihrer Brabeuten verkauft; in weniger Zeit wird sodann das wahre Verdienst der Aemter Austheilenden und Empfangenden selbst zum Gespött und Ekel. Erstere sind sich bewußt ein halb Jahrhundert so ausgetheilt zu haben; warum sollten sie jetzt anders?

Mithin ist die Wissenschaft der Art verbannet, wenn gleich das Formular ihrer Würde sich auf unnütze Art forterbt. Die wirkliche Anwendung derselben widerspricht ja dem Formular, und der öffentliche Contrast macht oft nur die Sache ärger. Seyn-wollen und nicht seyn, ist schlimm; seyn sollen und doch auch nicht seyn sollen, ist das Aergste vom Argen, und solcher Widersprüche sind in Absicht auf die Anwendung mancher Wissenschaften viele Länder und Staaten voll, worunter ich insonderheit den geistlichen und den Erziehungsstand rechne — anderer zu geschweigen. Was würden die Alten, was würde Numa, Lykurg und Solon sagen, wenn sie diese Einrichtungen (die Anwendung und Triebfedern der Wissenschaft seyn sollen) sähen?

Das wahre Auge und der göttlichste Blick eines Regenten ist, in jedem Stande, in jeder Wissenschaft den Werth zu entdecken der in ihnen liegt, und sie zu diesem Werthe mit wohlthätiger Hand gleichsam zu zwingen; genau die Zugänge zu bewachen, wie Wissenschaft Belohnung sucht, und sie auf den Platz im Staate zu führen wo Wirksamkeit ihre schönste Belohnung ist, und wo ihr Gutes sich auf alle benachbarten Stände fortbreitet. So werden Kräfte geweckt, so werden Wissenschaften und Gaben aufs neue gewürdet. Trajan und Gustav Adolph waren nicht gelehrt; sie trugen aber zur Aufnahme wahrer Wissenschaft mehr bei als vielleicht Hadrian und Christine; sie wußten sie anzuwenden, zu schätzen, zu gebrauchen.

5. Groß ist der Einfluß den dergleichen Anwendung auf die Wissenschaften hat, nicht nur an sich, sondern auch als Vorbild anderer betrachtet. Der Literatur eines ganzen Landes ist's Ehre und Freude wenn ihre Lieblinge geehrt, gebraucht, geschäftig sind; sie sind die Aufmunterung der Jünglinge, ihre thätige Beihülfe, und treiben junge Knospen hervor. Alle goldnen Zeitalter der Wissenschaften beweisen's daß in ihnen nichts so wirkend und hinreißend war

als das Beispiel, und das lauteste Beispiel gibt immer die Regierung. Wenn in jedem Stande nur einige geschickte Männer am Werk sind, so wecken, so bilden sie bald ihres Gleichen; unvermerkt wird Unwissenheit und Finsterniß in den Winkel verdrungen und muß knirschen und sich schämen. Jede Wissenschaft, wenn sie nur von einigen Beispielen würdig behandelt ward, breitet auch auf andere, insonderheit nachbarliche Wissenschaften, Würde und Licht aus; zuletzt werden auch, wenn auch nur dem Contrast zu entgehen, die Ecken lichter. Der ganzen Schriftstellerei eines Landes ist's Vortheil wenn sie Schriftsteller von anerkannten Verdiensten auch im thätigen Leben gehabt und insonderheit frühe gehabt hat; sie haben ihren Geist den Schriften eingepräget, und diese werden Muster. Engländern, Italienern und Franzosen, noch mehr aber Griechen und Römern, hat's gewiß nicht geschadet daß die würdigsten Männer ihrer Regierung auch geschrieben und zum Theil die Handlungen ihres Lebens selbst verfaßt haben. Ich weiß es wohl daß vorzüglicher Geist nicht eben an vorzüglichen Stand gebunden sey, und oft mit demselben wunderbar contrastire; an vorzügliche Geschäfte aber sollte er gebunden seyn, und diese sollten im Staate und in der Wissenschaft vorzüglichen Stand geben. Es ist nicht das beste Zeichen wie in Deutschland Wissenschaft und Regierung mit einander stehen, daß jene dieser so verächtlich ist und sich für Hochachtung nicht zu lassen weiß wenn der Mäcenat sich herunter läßt ein Blatt oder ein Buch — zu schreiben. In andern Ländern ist eine Sklavenmiene der Art unerhört; wenn ein Minister und Cardinal schlecht schreibt, so hat ein Minister und Cardinal — schlecht geschrieben.

6. Ohne Zweifel ist's noch eine größere Aufmunterung der Wissenschaften wenn der Fürst selbst Beispiel gibt; allein fast ist das Beispiel zu hoch, zu theuer. Freilich wenn der Himmel, wie in Cäsar, Marc Antonin, Friedrich und wenigen andern Regenten, die seltenen Gaben glücklich zu denken und zu handeln vereinigt, daß

die Feder weder dem Scepter noch Kriegsstabe schadet, so sind eben so außerordentlich vereinte Gaben an ihrer Stelle doppelt ehrwürdig und schätzbar. Meistens ist aber der Name eigentlich gelehrter Prinzen der Geschichte nach unglücklich. Nicht an sich selbst; denn Wissenschaften und die Gabe zu herrschen, die selbst die höchste Wissenschaft ist, stehn in keinem Streite; nur freilich des so leicht zu befürchtenden Mißbrauchs wegen. Der gelehrte Fürst liebt vielleicht Musen und nicht Geschäfte; er sammelt Gelehrte um sich, und vergißt die Männer des Staats; Feinde dringen ihm auf den Hals, er liebt die Ruhe, und erkauft vielleicht einen schimpflichen Frieden. — Zu theures Opfer für die Wissenschaften, Ehre und Glückseligkeit des Staats, die sich auf Wirken und nicht auf Denken allein gründet. So übereilte Christine unwürdig den Frieden, und vernachlässigte die Regierung, und verschwendete die Güter des Staats. So war Alphonsus in Castilien, Erich in Dänemark, Kaiser Friedrich III in Deutschland, so viele Kaiser in Orient, so manche Despoten in Rom gelehrte, aber lässige oder unglückliche Kaiser, die selbst durch ihr Beispiel und ihre Regierung der Wissenschaft mehr verderbten als nützten. Am meisten ist aber auch der Geschmack der Monarchen der freien Wissenschaft furchtbar. Ist er gut, so ist nichts wirksamer als dieß Vorbild; wo nicht, nichts schädlicher als dasselbe. Der Geschmack Mäcenas und Caligula's, die Verse Nero's und Hadrians, die sophistische Spitzfindigkeit Jakobs I und andere Beispiele, nebst den übeln Folgen die sie gaben, sind Warnungen in der Geschichte —

7. Am besten spricht der Regent durch allgemeine Schätzung und Belohnung. Zu ihnen gehört daß er die Wissenschaften kenne und liebe, daß er auch durch eigenen Versuch, wenigstens in der Jugend, ihre Mühe kenne und zur Aufmunterung seines Geistes miteifere; der thätigste Einfluß aber bleibt ihre Anwendung im Staate. Je edler, wahrer, zweckmäßiger diese ist, desto höher steigt der Ruhm und das Verdienst des Fürsten oft durch Vergleichungen

von Jahrhundert zu Jahrhundert höher. Zehn Fürsten in zehn Zeitaltern können Eine Wissenschaft schätzen und lieben; aber in sehr verschiedenem Grade der Würde, des Verstandes, des Glücks, des Verdienstes. Schöne Wissenschaften, Philosophie, Religion, Beredsamkeit, Dichtkunst — zu allen Zeiten eine und dieselbe Sache; aber in verschiedenen Zeiten und Regierungen wie anders angesehen, angewandt, belohnt, behandelt! Auf dieser Laufbahn liegt der Ruhm des Fürsten; er wetteifert mit allen guten Regierungen die vor ihm waren, um die Talente seines Zeitalters, seines Reichs noch besser als jene, noch nutzbarer und edler zu brauchen. Ein Fürst der Wissenschaften liebt, aber schlechte Wissenschaften, dazu enge, kleinkreisig, unedel, wird den bessern durch seinen Einfluß auf diese gewiß schaden. Der Geschmack des Herzogs von Orleans als Regenten von Frankreich, Karls II von England, Kaiser Julians u. a. breitete sich bald umher; alles suchte Gold, liebte Kothmalereien und üppige Gedichte, Theurgie u. dergl. Hinter dem Grabe des Regenten erscheint bald seine wahre Gestalt; auch mit welcher Kenntniß und Neigung er Wissenschaft liebte und belohnte. Die Flittern der Eitelkeit bleiben im Strom Lethe; leerer Dunst, den man seinen Zeitgenossen machte, kommt nicht hinüber. Auch wird sodann meistens die Disproportion vom Wollen und der That, vom leeren Streben zu nichtigen Endzwecken sichtbar. Der Fürst der durch die Ehre seiner Gesellschaft dämonisch machen, durch Gold Genie inspiriren will, berührt meistens mit heiliger Hand — Kröpfe. Der Einfluß der Regierung ist, wie die Witterung, wie Gott und die Natur wirken, nicht willkürlich und wörtlich, sondern im höchsten Grad stille, fortgehend, thätig.

7. Allgemeine Beobachtungen von Veränderung der Wissenschaften, nachdem sich die Regierungen verändert.

Alles ist auf der Erde im Wechsel, so Wissenschaften, so Staaten. Die Wissenschaft, wie die Regierung in abstracto, ist auf unserm sich immer drehenden Balle noch nicht erschienen, auch vielleicht nirgend erscheinbar. Sie sich also zu gedenken, nach diesem Ideal, einem schönen Trugbilde zu haschen, ist schön und nützlich (man findet vieles auf dem Wege); der Welt indessen ist sie immer nur in einzelnen Zügen nach solchen und solchen Veranlassungen die Entwicklung gewisser Localumstände gewesen. Je vortheilhafter diese waren, je länger, thätiger und besser sie entwickelt wurden, desto schönere Ausbeuten gab's in Wissenschaft und der Regierung. Der glänzendste Monarch ist nicht immer der größeste, die Zeit der Blüthe einer Wissenschaft nicht immer die verdienstreichste. Wer gesäet, wer den Acker durchgebrochen und die Frucht hergeschafft hat, that mehr als der da erntet.

Es wird leicht den Faden dieser Veränderungen auf unserer Erde zu verfolgen, aber schwer sie mit deutlichen Charakteren zu bezeichnen, und noch schwerer sie mit den Regierungen ihrer Zeit zu berechnen. Man nennt über Wissenschaft und Staatsform allgemeine Worte, z. E. Republik, Monarchie, Despotismus; Poesie, Beredsamkeit, Philosophie, Künste, deren Geist sich doch so sehr verändert hat, die oft nach weniger Zeit an derselben Stelle nicht mehr dasselbe waren. Keine zwo Republiken und Monarchien sind sich noch einander gleich gewesen, so wenig als zwo Wissenschaften, die Triebfedern ihrer Regierung. Die Zeit selbst verändert eine jede mit ihren Momenten, und der philosophischen Geschichte bleibt nichts übrig als diese Einzelnheiten scharf zu bemerken

und anzuwenden! Ich wünschte wir hätten eine solche philosophische Geschichte sowohl der Wissenschaften als der Regierungen und ihres Einflusses in einander! Schöne Bruchstücke haben wir insonderheit in der politischen Geschichte, in Bearbeitung einzelner Perioden derselben; der Baum des Ganzen, „wie Wissenschaft in ihren Zweigen und Früchten, allmählich, hie und da, und durch welche Veranlassungen sichtbar worden," fehlet.

Die väterliche Regierung scheint zuerst die nothwendigsten menschlichen Kenntnisse, insonderheit Religion gegründet zu haben, welche letztere unter dem Despotismus zur größesten Pracht gerieth, und sich ihm gleichsam zur Seite setzte. Despotismus scheint die Kenntnisse, unter dem väterlichen Regiment erfunden, zu Gesetzen des Landes fixirt, hiemit zuerst genützt, nachher aber insonderheit durch sein Uebermaß, seine Gewaltthätigkeit und Willkür unendlich geschadet zu haben. Der Baum der Wissenschaft stand still, und wuchs nicht weiter. Die Freistaaten brachten Maß und Verhältniß wieder, sowohl der Bürger zu einander als der Wissenschaften zum Staat; sie unterscheiden sich also überall durch Natur, durch menschliche oder politische Wahrheit, durch gemeine Nutzbarkeit und Verhältniß. War die Republik Demokratie, so waren's Volkswissenschaften die da blühten, Poesie, Redekunst, Popularphilosophie, Künste die ins Auge oder Ohr fielen. War sie Aristokratie, so waren's mehr Wissenschaften stiller Ueberlegung, Staatskunst, Philosophie, Geschichte; waren beide Formen vermischt, so liefen auch die Wissenschaften beider durch einander. Ist eine Republik auf Fleiß, eingeschlossene Emsigkeit, Ackerbau und dergl. gebauet, so werden die Künste des Nützlichen und der Sparsamkeit gelten. Ist sie eine Republik des Handels, so wird sie die Kenntnisse treiben die ihn begünstigen, oder die er hervorbringt, nachdem er ist. Genießet sie selbst die Ausbeute davon, so werden's Künste der Ueppigkeit seyn; ist sie nur Unterhändlerin die sich durch Sparsamkeit erhält,

so wird sich dieser Charakter auch ihrer Wissenschaft und Lebensart mittheilen. Ueber alle diese Bemerkungen sind die Freistaaten Griechenlands und in neueren Zeiten Venedig, Florenz, Schweiz, England (sofern es Republik ist), Holland Zeuge. Ist ein Freistaat auf Krieg gegründet, so ist dieser Grundsatz entweder Vertheidigung desselben, wie Sparta; mithin halten sich auch alle Wissenschaften und Künste in dem Kreise. Oder er will angreifen, überwinden, sich ausbreiten, so hat er das Schicksal Roms, durch seine Größe unterzugehen, in Wissenschaften wie im Staatswerthe. Ist eine Monarchie auf Untergang der Freistaaten gegründet, so sind diese entweder bloße Eroberungen, wie die Republiken Griechenlands unter der Monarchie waren; mithin kann sich der Flor ihrer Wissenschaften noch eine Zeitlang erhalten, nachdem ihr Zustand minder verändert wird, und die Monarchie, ihre Erobrerin, ihres Weges gehet. Ist die Monarchie durch schreckliche Mißbräuche der Freiheit aus dem Freistaat selbst entstanden, wie zu Rom, so verdient sie selten diesen Namen; sie ist meistens Tyrannei, Despotismus. Die Blüthen des Freistaats gehen also schnell zu Grunde, nachdem sie vielleicht eben im höchsten Triebe ihres Flors waren. Kommen Umstände zusammen diese Tyrannei bei Zeiten einzuschränken, dem Staat wo nicht wieder die Freiheit, so doch eine feste, gesetzmäßige Monarchie zu geben, so kann er sich wieder erholen und Früchte anderer Art bringen. Wo nicht, und bleibt er schwankend, ohne Scheidewand zwischen Gesetz und Willkür, so geht alles (einige schöne Ausnahmen der Willkür bei Seite gestellt) verloren, wie die Geschichte Roms zeiget. Die Last war zu groß als daß sie sich ordnen, der Staat war zu mächtig als daß ihn ein anderer, ein Fremder vorm Fall bewahren konnte; es blieb nichts anders als daß Barbaren, denen die Schwächen gezeigt waren, ihn und die Wissenschaft in ihm, das nichtige Spinnengewebe, zerstörten. — Eine Monarchie auf christlichen Despotismus gegründet, ist ein

schwaches Ding, in ewigem Widerspruche mit sich selbst und seinen Wissenschaften, wie die Geschichte Konstantinopels zeiget. Das Christenthum will keinen Despotismus, und Pfaffen- und Weibergeschwätz kann keine Kräfte verleihen auszurichten was es will; also bleibt Staat und Wissenschaft in Schwachheit, Gezänk und Abstraction liegen. Die barbarische Lehnsmonarchie war ein schwaches Wesen für sich und die Kenntnisse die sie nährte. Nur für den Krieg erfunden, muß sie in ewigen Zügen, in beständiger Wirksamkeit seyn, oder sie wird Unruhe, und zernichtet sich selbst. Wissenschaften hat sie gar nicht in sich; der geistliche Stand ward zwischengeschoben dieß Hülfsmittel zu vertreten. Aus Monarchien dieser Art entstand Despotismus oder Freiheit, nachdem die Würfel des Schicksals fielen; aber auch der Despotismus rieb sich ab, und mußte, gleichsam wider seinen Willen, Monarchie werden, auf Gesetze des Staats gegründet. Wenn aus keinem andern Grunde, so geschahe dieß daher weil zwischen Staaten von besserer Verfassung der Despotismus keine Stelle, keine Sicherheit findet, und gleichsam sich selbst vernichtigt. Dieß ist die Geschichte der Monarchien Europa's in den letzten Zeiten, mithin auch ihrer Wissenschaften und Künste. Sie mußten erst dem Lehnregiment dienen, sodann kam auf kurze Zeit ein subtiler Despotismus, der sich immer mehr in gesetzmäßige Monarchie auflöset. Die klappernden Räder reiben sich ab und gehen sanfter; die Monarchie wird eine Oligarchie, wo, aus Schwachheit oder aus Größe der Regenten, endlich Gesetze regieren müssen und nicht Fürsten. Auch die Wissenschaften werden also den Gesetzen dienen, nachdem das Wohl des Staats sie fordert; dieser wird Schulen, Akademien, Seminarien, Stände anlegen, ihnen Materie und Lehrart vorzeichnen, und sie unter sich und zum Ganzen ordnen. Die Monarchie wird eine Pyramide werden, wo Gesetze die Basis, Wirksamkeit die Steine, Wissenschaften der Kitt derselben, der Fürst der Gipfel ist, der auf allem ruhet und ihre Weltseiten ordnet. Die

Wissenschaften des Wahren und Nützlichen müssen also wahrscheinlich einmal obsiegen — —

Jeder Staat hat seine Periode des Werdens, des Bleibens und des Verfalls, darnach richten sich seine Wissenschaften und Künste. Im väterlichen Regiment sind sie im Anfange vom reinsten Geiste; nachher geht's schon in Stämme, Tradition, Verfälschung, Zank, oder Vergessenheit und Despotismus. Der Despotismus ist meistens am glänzendsten unter seinem Stifter. Eben die Umstände und überwiegenden Talente die ihn zum Despoten machten, beförderten auch die schnelleste Aeußerung derselben in Pracht, Uebermaß, Hoheit. Die Pyramiden in Aegypten, die Gebäude der Semiramis sind aus den ältesten Zeiten; die Ruinen Persepolis gehen gleichsam über alles Datum der Geschichte, und verlieren sich im Abgrunde der Zeit. Von Geschlecht zu Geschlecht fällt der Despotismus, und wird Schwachheit, Verwirrung und Unordnung. — Republiken sind wie Pflanzen die aus Samenkörnern gezogen werden; ihre Blüthe kommt nicht am Tage der Saat. Aber sie wachsen, sie dauern solang ihre Lebenskraft dauert; dann nehmen sie ab und sterben. Nachdem die Wissenschaft enger oder weiter mit ihrem Zweck zusammenhängt, kommt sie auch früher oder später zum Vorschein; meistens aber folgt auf die Zeit der Macht, des Glücks, der größten Anstrengung die Zeit des Ansehens, der Ruhe, der meistens kurzen Blüthe. Dann blühen die Wissenschaften mit, mit allem was in ihnen blühet. Kann eine glückliche Aristokratie der Gesetzgebung diesen Zeitpunkt verlängern, oder geht der Freistaat gar in eine sanfte Monarchie festgestellter Gesetze über, so dauret der Flor länger, wie die neuern Republiken Florenz, Venedig, Holland, die Schweiz, England, Schweden zeigen; wo nicht, so ist alle Blüthe auch der Wissenschaften schnell vorüber. Ueberhaupt scheint's daß die neueren Staaten an Stärke und Dauer gewinnen was ihnen an schneller Blüthe abgeht. Keiner derselben

hat's in kurzer Zeit so hoch in Künsten und Literatur gebracht als Rom und Athen, keiner in so kurzer Zeit solche Meisterstücke vollendet; vielleicht aber haben sie Platz gewonnen, in einer größeren, stillen Folge, in einförmigem Gange mehr zu thun und ihr Gutes ungleich mehr verbreitet. Auch das Licht der Wiederauflebung der Wissenschaften wäre nur eine kurze, wegbrennende Flamme gewesen, wenn nicht Monarchien ihre Lichter daran angezündet und, wiewohl in schwächerem Glanz, die Flamme erhalten hätten. Allerdings aber sind Republiken in so glücklichem Zeitraume der rechte Zunder der Flamme; die kühnsten, göttlichsten Gedanken des menschlichen Geistes sind in Freistaaten empfangen, die schönsten Entwürfe und Werke in Freistaaten vollendet worden. Auch in mittlern und neuern Zeiten ist die beste Geschichte, die beste Philosophie der Menschlichkeit und Staatskunst immer republicanisch. Die Monarchie bringt sie unter Gesetze, und bewahrt sie auf.

Vielleicht könnten unsere Betrachtungen bisher etwas gewisses in dem Rangstreit ausmachen der über die Wissenschaften der Alten und Neuen, vielleicht mit mehrerer Wärme als Philosophie, geführt ist. Daß die Natur nie ersterbe, kann man sicher annehmen. Daß sie zu allen Zeiten, auch unter verschiedenen Völkern und Nationalcharakteren, edle Keime wecke, ist eben so gewiß und oft in den größesten Mißbräuchen bewiesen. Nur daß diese Keime oft keine gute Stelle finden, daß es an Zuständen fehlt jetzt dieses, jetzt ein anderes Talent zu üben, ihm Wirksamkeit und Wettstreit zu verschaffen — nur das, dünkt mich (Klima und Nationalcharakter nicht ausgeschlossen), macht den größesten Unterschied der Wissenschaften und Zeiten. So wie man nun nicht dem Strom der Jahre und Weltverfassung gebieten kann daß er rückwärts fließe, wie kein Gesetzgeber durch eine Zauberruthe ein Rom, Athen, Griechenland hervorrufen kann wo es nicht ist und in nächsten Anlagen auf Reife wartet, so wäre es unvernünftig aus Liebhaberei alter Zeiten

die seine zu verkennen und zu versäumen, Rom anzuzünden damit man ein brennendes Troja sehe und neue Homerische Verse lese. Das Volksregiment Athens, die Verfassung Roms, da die Wissenschaften in ihm am meisten blühten, hatten Seiten die wir uns, ihrer Redner und Poeten wegen, nicht eben zurückwünschen möchten; und die unruhigen Zeiten Italiens, die Dante und Petrarch hervorbrachten, sind auch nicht neidenswerth. Manche Wissenschaften sind schöne Blüthen stachlichter Pflanzen; herrliche Trauben eines schwachen Gewächses von Weinstock; ein reiches Aehrenfeld ist uns nöthiger und besser, wenn's gleich nicht so schön aussieht. Wir sind ein Gemisch von Völkern und Sprachen, haben ein Gemisch von Verhältnissen und Zwecken; der reine griechische Nationalcharakter, ihre Einfalt in Wissenschaft und Bildung kann uns nie werden; also lasset uns werden was wir seyn können, ihnen nachstreben sofern es unsere Verfassung erlaubt, und in dieser werden was jene nicht seyn konnten. Vielleicht ersetzen wir an Frucht was uns, gegen sie betrachtet, an schöner Blüthe, an Dauer und Ausbreitung, was uns an Leben und Innigkeit abgeht.

Zweite Frage.

Was und wie haben die Wissenschaften auf die Regierungen gewirkt, in den Zeiten da sie geblühet?

Ich werde hier kürzer seyn können, denn das meiste läßt sich aus vorstehender Abhandlung leicht herleiten und mit denselben Beispielen belegen. Ein allgemeines Lob der Wissenschaften in ihrem Verhältnisse zum Staat ist hier mein Zweck nicht; der große Baco, der gelehrte Barbeyrac und andere, zumal die gegen Rousseau's Preisschrift schrieben, und wie er sie selbst rechtfertigt, haben diesen Gegenstand ziemlich erschöpfet. Hier kommt's auf bestimmte Fälle

und Thatsachen an. — Ich folge den Schritten meiner vorigen Abhandlung.

1. Die Keime der Wissenschaften in der *väterlichen Regierung* tragen ihr Gutes selbst in sich. Sie waren sanfte Mittel Kinder zu einem *Stamme* zu bilden und den *Geist des Vaters* auf sie zu prägen. Die ersten Sprüche und Wörter, Prophezeiungen, Sagen und Lieder eines Stammes, seine Versuche und Erfahrungen in Sprüchwörter geprägt, in Mythologie und Tradition gedichtet, sind von *größter Wirkung*, oft Jahrhunderte, zuweilen ein Jahrtausend hinab gewesen. Sie flossen auch in die *spätern Zustände der Bildung* ein, und dienten diesen zu *Hülfsmitteln*, zu *Mustern*.

Nun kommt's darauf an *wie* diese ersten Eindrücke der Wissenschaft *beschaffen* seyen, ob *wahr* oder *falsch*, *gut* oder *böse*? Wahre Erfahrungen aus dem Leben des Vaters, wahre Lehren aus seinem Munde und mit seinem Ansehen bekräftigt, können nicht anders als die beste Wirkung auf Bildung des Stammes, auf Erleichterung und Verschönerung seines Lebens haben. So wirkten die Sprüche der sterbenden Väter, ihre Lieder, ihre Gebräuche; man hielt sich an sie wie an einen ererbten heiligen Stab, durch sie ward der *Charakter des Stammes* gebildet. — Waren die Eindrücke hingegen *falsch* und *böse*, stolz, grausam, unterdrückend, anmaßend; verwischte das Wahre in ihnen die Tradition, und eine Reihe böser Anwendungen machte das Beste in ihnen zum Gifte: allerdings wurden sie sodann die *Werkzeuge politischen Uebels*. Ein stolzer Stamm der sich mit Liedern der Weissagung seiner Größe, mit Gesängen vom Vorrecht seiner Väter, mit Anmaßungen auf Länder, Siege, die Unterdrückung und Sklaverei anderer Stämme trug, hatte damit eine feindliche Flamme in der Hand, zu brennen, zu verwüsten. Die Lieder der Araber, die unversöhntes Unrecht, ungetilgte Schmach, Wuth und Rache athmen, sind glühende Funken in ihrem Busen, die nur durch Blut und Asche verlöscht werden. Die Gesänge der

alten nordischen Völker, die nichts als Krieg, Blutgefecht, Geschrei der Adler, Klirren der Schwerter und Helme, kurz Bardit tönten, erhielten den Kriegsgeist in ihnen, nicht eben zur Ruhe und zum Besten der Welt. Wir wissen daß Gothen und Hunnen durch solche Lieder belebt wurden Europa zu durchstreifen und zu verwüsten, daß Normänner und Saracenen zu Lande und zu Schiffe mit Gesängen und Weissagungen Fahnen und Segel in Schwung brachten, daß ein Seeräuber Lodbrog, sowie ein rechtgläubiger Muselmann unter Gesang und Gesicht starb, daß sein Heldentod ihm Paradies und Walhalla öffne. Kurz, wir sehen alles komme auf Anwendung, auf Gebrauch an, und den kann sich die Sache selbst nicht geben. Regner Lodbrogs Gesang bleibt ein schöner Gesang, der freudige Tod des Helden bleibt ein schöner Tod; Muth und Tapferkeit eines Volks, durch Vorbilder und Lieder erhalten, ist an sich eine schöne Tugend: alles beruhet darauf wie sie vom Stande, der Situation eines Volks, von der Weisheit und Güte seiner Anführer gebraucht wird. Sind Traditionen der Art Waffen der Freiheit gegen die Unterdrücker, wie es die Gesänge der Deutschen und Celten gegen die andringenden Römer waren; werden sie Stimme der Väter, ihre Söhne vor schändlicher Ueppigkeit, vor Müßiggang und Trägheit zu bewahren, bei ihrer alten Lebensart, Strenge, Gerechtigkeit und Kriegsarbeit sie festzuhalten — was geht sodann an politischen Hülfsmitteln über die Nutzbarkeit ihrer Wirkung? So befahl Theodorich seinen Gothen daß sie, von den Wissenschaften der Ueberwundenen fern, bei ihren Liedern und Kampfspielen blieben. So haben alle Völker im Zustande des Heroismus und der Freiheit diese Gesänge als Seele derselben angesehen, und sie unter dem Namen Heldenlieder, Gesänge der Vorzeit, Stimmen der Väter u. dergl. lange fortgeerbet. So rauh und fabelhaft wie sie waren, haben sie mehr gewirkt als Eine Gattung neuerfundener Literatur und Künste, denn sie waren dem Genius des Volks angemessen,

der Athem seines männlichsten Leben, mit ihnen und durch sie lebte und starb man, nach Begriffen des Volks, edel. So stirbt der Eskimo an seinem Marterpfahl unter den grausamsten Schmerzen vergnügt und heiter; er ruft in Gesängen seinen Freund, ihn zu rächen und mit dem Hirnschädel seiner Feinde ihm dort zu begegnen; der Ruhm seiner Vorfahren und die Ehre seines Stamms und das Wiedersehen seines Freundes schließt ihm die Augen. So mußte, wenn die Lieder ächt sind, die Seele Fingals unter seinen Kindern noch fortleben; sein Beispiel der Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Güte, Verschonung des Ueberwundenen, Bereitwilligkeit dem Unterdrückten zu helfen, stand vor ihnen wie der Geist seiner Tapferkeit und seines Muthes. Je reiner Traditionen solcher Art sind, entfernt von Blutgier, Aberglauben, Zauberei und Schadenfreude, desto schöner sind sie, und oft hat der Charakter des Volks, unter dem sie leben, ihr Gepräge bestätigt.

So auch in friedlichen Zuständen einer Nation. Wer wollte es ihr nicht gönnen daß sie ihre sanfteren Beschäftigungen, Stunden der Muße und Freude, ihre Tänze und Spiele mit Liedern, gar mit Religionsgebräuchen und Glückssagen würze und kröne? Wenn sie dadurch zuletzt in Weichheit, Ueppigkeit, Unwissenheit, Dienstbarkeit geräth, so liegt's an ihrer Gesetzgebung, nicht an den Werkzeugen derselben, die von ihr abhangen, recht gebraucht und zu rechter Zeit verändert werden sollten.

2. Ein gleiches ist's mit Wirkung der Literatur auf den Despotismus. Sie wirkt auf ihn wenig; sie will aber wirken, darum erscheint sie unter ihm in solcher Gestalt. Die Religion setzt sich neben den Thron des Despoten, damit er doch etwas, ein Höheres als er ist, sich zur Seite habe, und da nichts auf Erden ihn einschränken kann, ihn wenigstens der Himmel einschränke, und ordne. Gelingt's der Religion, was sie seyn soll, zu werden, so ist nichts menschlicher und nützlicher als dieselbe. Da sie den Despo-

ten zum Diener Gottes macht, so wird er in ihrer Hand vielleicht auch ein Nachbild Gottes, zu beglücken, zu segnen. Die Titel der orientalischen Monarchen sagen immer daß dieß der Zweck ihrer Würde sey; es liegt also nur an ihnen selbst, an der Unwirksamkeit und Verderbniß solcher religiösen Namen, daß sie es nicht sind. Gott läßt Gras wachsen auf der Erde, und sie machen um sich wüste. Er hilft Menschen und Vieh und hat für alles gesorget, alles geordnet; sie lassen untergehen und sorgen für nichts. Er, der allgegenwärtige, allwirksame, überall rege Geist; sie verschlossen in üppige Gemächer, schwach und elend. — Die ältesten Gesetzbücher despotischer Nationen zeigen daß hierauf der Zweck ihrer Religion ging. Wenn d'Anquetil's Zendavesta auch nur, wie es offenbar ist, späte Liturgie der Perser, also Nachhall vom Nachhall Zoroasters seyn sollte, so ist noch unter der Decke der abergläubigsten Formeln und Gebote der Geist und Zweck seines Urhebers sichtbar, „die Könige zu Bildern seines segnenden Gottes Ormuzd, alle Stände zu ihren Kindern, das Land zum belebten Garten, alle Geschäfte zu Ordnungen segnender Geister zu machen, die das Böse vertreiben, das Gute fördern und bauen sollen." Confucius Gesetzgebung ist die gerechteste Moral aller Stände: sie fängt vom Fürsten an und endet beim geringsten Manne. In den despotischen Gegenden Indiens, bis nach Siam hinunter, ist das alte religiöse Vorbild ihrer Gesetze und Regierung groß und edel; am Vorbilde liegt's nicht daß die Länder so tief sanken. Die älteste Ordnung Aegyptens ist durch diese theologisch-politische Gesetzgebung entstanden; in den gebildeten Staaten der ersten Welt war der Monarch, mit priesterlichem Ansehen bekleidet, oder Religion zur Seite habend, immer der erste Ordner.

Nur freilich, wo Religion gemißbraucht ward, wie sie es denn bald ward, da stiftete sie in despotischen Reichen um so mehr Schaden. Ihr Gift hatte kein Gegengift, und war so fein

und drang allenthalben durch. Ward der Priester selbst Schmeichler des Monarchen, und räucherte dem Gott und fröhnte seinen schwärzesten Leidenschaften; blies er dem Tyrannen Stolz ein und Rache und Wuth der Verfolgung, zu der ihn der Himmel selbst ersehen hätte, erfand er Weissagung in seines Gottes Namen, Aberglauben der Nation, ungerechte Kriege zu befördern — was geht über die Gräuel? Nichts widerstehet solcher Wuth, solchem Eifer, der vielleicht auf etlichen geweihten Worten und Sprüchen ruhet; er führt mit allem Krieg was nicht er selbst ist, sogar mit Büchern, Weibern, Wissenschaften und Künsten. „Entweder steht in diesen Büchern was im Koran stehet, oder nicht; in beiderlei Fällen weg mit ihnen!"

Indessen auch in diesen gefährlichen Zuständen, wo die heilsamste Arznei Gift wird, ersetzt sie sich selbst, eben weil sie ein einziges Mittel ist und ihrer Natur nach wohlthun soll, bald zum stillen Gegengifte. Religion ist's, die unter dem härtesten Joch des Despotismus den Unterdrückten allein tröstet: aus Ergebung in den Willen Gottes ergibt er sich in die Hand des Despoten und wird still und ruhig. Wir sehen die wunderbaren Wirkungen des Islamismus bei den Morgenländern; er ist Opium, wo er nicht mehr gesunde Speise seyn darf. Auch in den Zeiten der Unterdrückung Europa's hatte Religion diese Wirkung. Das erste Christenthum fand eben auch so vielen Eingang, weil es als Trösterin kam in elenden Zeiten, und den Menschen Unsterblichkeit der Seele und anderes Leben nicht als Problem, sondern Factum, als eine gewisse, thätige Wahrheit zeigte. Bald wurden Gräber der Märtyrer, Wüsten, Klöster die Zuflucht der Unglücklichen, ihre traurig schönen Ruhestätten; wenn nirgend Hülfe kam, so ward Religion das feierliche Lied das die gedrückte Seele von hinnen zog in ewige Auen des Friedens. — Auch die versteckte Räthselweisheit der Morgenländer war vielleicht Hülle gegen ihre Tyrannen; sie sagten sich einander Trost und Lehre insgeheim, wo sie laut nicht

gesagt werden durfte. Gewiß zogen die ägyptischen Priester den Schirm der Dunkelheit und Tiefe um sich, damit sie nicht verderbt, nicht beraubt werden könnten; ob sie wohl in der Folge durch sich selbst verderbt wurden. Ueberhaupt sprach das orientalische Gleichniß immer den Klugen des Volks: „wer Ohr hat, höre!" und zu allen Zeiten, unter allen Völkern sind leider die Klugen immer die wenigsten und schwächsten gewesen. Die bessere Wissenschaft bleibt also in solchem Zustande meistens unkräftig fürs Ganze; nur eine verborgene Perle für den der sie besaß — nicht durch ihre Schuld so verborgen und unkräftig.

3. In Freistaaten entwickelt sich mehr die Wirkung der Wissenschaften, da in ihnen alles offen und frei ist: auch ihr Gebrauch und Mißbrauch also, ihre Wirkungen ins Gute und Böse.

Zuerst muß und darf man sagen: Freistaaten sind sich selbst der Aufklärung, der Wissenschaft schuldig. Woher kam's daß edle Gemüther sich über die gewöhnliche Denkart erhuben, das Joch des Despotismus abzuwerfen und ein Volk nach neuen unerhörten Begriffen der Freiheit und der Verbindung einzurichten unternahmen? Woher anders als weil sie durch Erfahrung gelehrt, durch Versuche gewitzigt, durch mancherlei Reisen, die Verfassung verschiedener Nationen unterrichtet waren, und jetzt großes Herz genug hatten, ihrem Vaterlande, zum Theil mit Entsagung eigener Vortheile und Ansprüche, dieß bessere Gepräge, ein Ideal der Nationalglückseligkeit, das in ihrer Seele lag, aufzuprägen. Irrten sie oder nicht, bauten sie glücklich oder unglücklich, dauerten ihre Staaten länger oder kürzer; der Werth ihres Werks, als Wissenschaft, als Thätigkeit der Seele bleibt und wird immerdar die edelste Thätigkeit heißen. Einen Staat zu gründen ist doch mehr als ein Gedicht, eine Republik zu errichten mehr als eine Komödie. Der edle Moses, in aller Wissenschaft der Aegyp-

ter gelehrt und von Jugend auf fürs Beste seines Volks brennend — der Gott seiner Väter würdigte ihn, ihn zur Befreiung desselben gleichsam zu zwingen, und es mit einer Gesetzgebung und Einrichtung zu begaben, die für seinen Zustand die einzige war und große Aussichten hatte. Alle seine Kenntniß ägyptischer Gesetze stand ihm bei; und doch drang er so sehr dahin, ägyptische Vielgötterei, politische Knechtschaft unter den Aberglauben, Handel und Ueppigkeit zu vermeiden, ja so viel es an ihm lag, auf ewig zu untersagen. Er machte die Idee des Einen wahren Gottes zum Grunde seiner Gesetzgebung, und hat schon dadurch unendliches Gute auf die Welt gewirket. Es war ein großer Dienst den seine aufgeklärte Denkart der Gesetzgebung leistete, daß er alles Zeichendeuten, Fragen der Todten, Menschenopfer, Kriege zur Fortpflanzung der Religion, Unterdrückung der Armen und dergl. ausschloß, und ein brüderliches Volk reiner Gottesanbeter durch politische Gesetze gründen wollte. Treffliche Wirkung seiner Wissenschaft auf seine Gesetzgebung.

An die fabelhaften Namen Orpheus und anderer nicht zu gedenken, wissen wir daß Weise die ersten Stifter der Freiheit Griechenlauds waren, bis ein Staat hierin dem andern folgte. Ueberlegen dem Volk an Einsicht und Tugend, gewannen sie Macht über die Gemüther, endlich auch über ihre Lebensweise. Die Zeit war vorüber, da es eine Ehre war deßwegen für eine Gottheit angesehen zu werden; sie wollten Menschen bleiben und wurden würdige Menschen, Gesetzgeber. Wenn Pythagoras Schule nichts erfunden und nichts gewußt hätte (weil sie es etwa nicht nach unserer Weise demonstriren mochte), wie unendlich mehr hat sie durch ihre Gesetzgebung, durch die Staaten die sie eingerichtet hat, zum Wohl der Welt gewirkt, als lahme Demonstranten tauber Abstractionen und Hypothesen! Solons Verse, wären sie auch keiner tauben Nuß werth für unsre Zeiten — durch die Wirkung die sie damals thaten, sind sie ungleich werther geworden als was jetzt bei-

nahe geschrieben werden mag. Sie eroberten Salamin, sie verbreiteten seine Gesetze, sie trösteten ihn endlich, da seine Arbeit halb mißrathen war und Pisistratus in Athen herrschte. War nicht zu Rom, dem kriegerischen Rom selbst, auf einen kriegerischen Romulus ein weiser, denkender Numa nöthig? da Rom ihn nicht selbst hatte, wurde er aus einem andern Volk geholet. Seine Religion und stille Weisheit gab dem Staate Dauer und Einrichtung, die er sonst nicht gehabt hätte; selbst die Wilden erwählen ja den verschlagensten, erfahrensten, klügsten zu ihrem Caziquen. — —

Es will daher nichts sagen, wenn es heißt: Rom habe im Anfange Wissenschaften verachtet und sey dadurch so groß geworden. Durch die Verachtung der Wissenschaften ward's nicht groß, sondern durch ganz andere Dinge. Auch ist's nicht wahr daß es schlechthin die Wissenschaften verachtet. Es hatte ihrer so viel es damals brauchte; und daß es nicht mehr brauchte, daß es von Anfange an auf den räuberischen Plan der Eroberung ausging, und dabei fast niemals, insonderheit anfangs nicht zu Athem kommen konnte, mich dünkt, das war weder Vorzug, noch Weisheit, noch Menschenliebe, es war ruhmsichtige, drückende Noth. Genug, was auch, von seiner Einrichtung an, gutes in den Staat kam, war nicht durch Wild- und Tollheit hineingekommen; Klugheit ihrer Regenten, Erfahrung und Nachbarschaft hatte es hineingepflanzet.

Zweitens. Die Wissenschaften die im Staat waren, haben zum Bösen oder Guten beigetragen, nachdem die Zeit war, nachdem der Staat sie duldete oder lenkte; an sich aber war jede Wissenschaft gut und jede konnte nützlich werden. Lykurgus, als er die Wissenschaften in Sparta theils ausschloß, theils einschränkte, hatte die Wage des Gemeinwerths der Republik in den Händen; hiernach ordnete er und schloß aus. Seine Erziehung war nicht roh, sondern praktisch; Gesänge für Freiheit und Vaterland litt und liebte er, und vielleicht hat

(außer Gesängen der Wilden) keine Poesie mehr Wirkung aufs Volk und den Staat gehabt, als ἐμβατήρια, Kriegsgesänge eines Tyrtäus. — Als Solon Athen ordnete, war ihm nicht jede Wissenschaft gleichgültig; das Schauspiel sah er nicht vorher, es mißfiel ihm, wenigstens in seinem Alter. Dem Beisitzer des Areopagus war verboten ein Lustspiel zu schreiben oder an öffentlichen rauschenden Ergötzlichkeiten theilzunehmen. Er ordnete öffentliche Gastmahle an, verhinderte aber daß sie geschlossene Kreise würden; erlaubte dem Volk auf dem Markt zu reden, gebot aber die Aeltesten sollten reden, und setzte überhaupt Senat und Areopagus in das Ansehen in welches er sie setzen konnte. Auch gegen die Redner aus dem Volk waren Redner des Staats geordnet; und wenn in der Folge die öffentliche Redekunst zum Verderben der Republik ward, so lag die Schuld weder an ihm, noch an der Wissenschaft, sondern an ihrem Mißbrauch und der Schwachheit des Staats sich gegen die Schmeichler des Volks zu schützen. Es ist bekannt daß nach dem glücklichen persischen Kriege die Macht des Volkes sehr erweitert, das Ansehen des Areopagus sehr eingeschränkt wurde, und daß hievon, wie vornehmlich durch den Reichthum, Luxus und Uebermuth desselben (die nicht von Wissenschaften, sondern von Siegen und vom Handel kamen) sich der Verfall des Staats anfing. Auch die Wissenschaften gingen freilich mit in denselben; ihr Verfall aber war nicht Quelle, sondern Abfluß, nicht Ursache, sondern Folge.

Und so darf und mag ich nichts von dem allen läugnen was mit Recht wider den Mißbrauch der Wissenschaften Athens in Ansehung seines Staats gesagt wird. Daß auf Volk und Redner alles ankam, daß der würdigste Mann vertrieben, selbst mit dem Tode bestraft wurde wenn ein Schwätzer die Sinne des Volks bezauberte, daß Miltiades im Gefängniß starb, Themistokles, Aristides, Cimon und so viele andere berühmte Männer verbannet, Sokrates und Phocion, die edelsten Athenienser, getödtet, die Redekunst

Demosthenes über die Staats- und Kriegsklugheit Phocions siegen konnte, und so viele andere Dinge mehr, veredeln die Redekunst der Athenienser nicht. Aristophanes Schauspiele, ihre ältere Komödie, viele Ausschweifungen ihrer Liebe und Feste, zuletzt ihre niederträchtigen Schmeicheleien und öftere Treulosigkeit gegen die wohlthätigsten Ueberwinder veredeln ihre Bühne, ihre Lieder, ihre Satiren und Lobsprüche nicht. Wie das Schiff des Staats ging, mußte auch alles gehen was es mit sich führte; vielleicht hat niemand über die guten und bösen Seiten der atheniensischen Demokratie besser geurtheilt als Xenophon, der Athenienser, selbst. Indessen ist, aller dieser Mißbräuche wegen, keine einzige Wissenschaft derselben an sich verwerflich; alles kam auf Umstände der Anwendung an. Die größesten Dichter ihrer Bühne sowohl, als ihre größesten Redner und Philosophen sind in Behandlung der Gegenstände ewig denkwürdige Muster — allenfalls zu besserem Gebrauch. Ueber das Moralische ihrer Sitten und Charaktere mag ich gar nicht urtheilen; es gehört nicht in meine Frage.

Ein gleiches war's mit der Blüthe und dem Verfall der Römer. Jene ward nicht durch Wissenschaften, sondern durch Tugenden, Thaten und Glück befördert; dieser ward ebenfalls eigentlich nicht durch Wissenschaften, sondern durch Laster, übermächtige Siege und Parteien des Staats bewirket; die Wissenschaften folgten beiden auf ihrem Schritte. Sie kleideten sich mit der Strenge Cato's, mit der Würde Scipio's, mit der Vorsichtigkeit Cicero's, mit der Sanftheit Attikus, mit der edeln Freiheitsliebe Brutus; sie folgten auf der andern Seite dem Glücke und der Leichtigkeit Cäsars, dem despotischen Geiste Sylla's, der Ueppigkeit Lucults, der Schwachheit Augustus. Sie waren der bildsame Ton, der von jeder Zeit, von jedem Charakter Gestalt annahm. Mich dünkt, es sey unbestimmt geredet daß Wissenschaft an sich, der rohen Unwissenheit entgegen gestellet, Sitten oder Staat verderbe; sie

verdirbt solche so wenig, als rohe Unwissenheit sie hebt und bessert; alles kommt darauf an wie die Wissenschaft sey, wie sie gepflegt und gehandhabet werde. Hätte Rom auch keine Wissenschaften gehabt, und es wäre auf dem Gipfel der Siege, mithin des Stolzes, der Ueppigkeit und Macht einzelner Parteien gewesen, sein Fall wäre befördert worden, wie er befördert ist, dazu auf rohere, schrecklichere Weise.

Denn nun waren es nicht Wissenschaften allein, die Roms Strenge etwas milderten und ihr Joch sanfter machten? In den ersten Zeiten der Republik, gar unter den letzten Königen, welche harte Sitten! welche eiserne Zeiten! Sogar für das Volk unter den Patriciern, nachher gegen die verdientesten Männer des Staats unter den Tribunen. Und was heißt's endlich wenn man von der Gerechtigkeit der Kriege Roms, von ihrem Adel und Völkerrecht redet? Hätte Rom die leichteste, größeste Wissenschaft eines Menschen, Menschlichkeit, früher gehabt, würde es seine Nebenbuhler also ausgerottet haben? Milderung der Sitten war also diesem Wolfe der Nationen sehr zu wünschen, wodurch sie auch bewirkt würde und was davon die Folge wäre. Mich dünkt, an den Scipionen, einer Cornelia und ihren Gracchen verdarben die Wissenschaften nichts, und das Lob dieser wird gegen den ungerechten Senat von allen Rechtschaffenen erkannt werden. Kam Brutus nicht eben durch seinen zu edeln Platonismus zu seiner unerhörten That? Und wird man, wenn man die Reden Cicero's gegen Verres, Clodius, Catilina lieset, wohl seine Wissenschaft verdammen? Selbst in Sylla's, Lucullis, Cäsars Kranze ist sie ja die unschuldigste Blüthe, und hätte Cäsar die Monarchie einrichten sollen, würde ihm seine überlegene Wissenschaft gewiß nicht geschadet haben.

Selbst da der Staat fiel, waren Wissenschaften beinahe die einzigen Mittel, die Wuth der Tyrannen zu zähmen und sie wenigstens zum Schein der Menschlichkeit zu ge-

wöhnen. Ich weiß nicht wie viel daran ist daß Mäcenas seine Dichter insonderheit gebraucht haben soll die Blutgier Augustus zu lindern; wenigstens schadeten sie ihm nicht, wenn sie ihm nicht viel nützten. Die Ode des Horaz, da er alle Musen vom Himmel zaubert, dem Kaiser sanften Entschluß und Lohn darüber zu verleihen, ist eine seiner schönsten, die Werke des unschuldigen Virgils (seinen pium Aeneam nicht ausgeschlossen) mußten ihn gewiß, wenn er Geschmack daran fand, zur Ruhe und Güte einwiegen. Tiberius, wenn er las und schrieb, that doch besser als wenn er Schandthaten übte; seine unwürdigen Nachfolger deßgleichen. Ich bin sehr entfernt davon daß ich den Wissenschaften in diesem Zeitpunkte die Wirkung zuschreibe die sie, zumal als Erzieherinnen dieser Unthiere, billig hätten haben sollen. Rechtfertige Diderot [1] seinen Seneca wie er wolle, mein Herz wird ihn nie rechtfertigen, ich höre immer nur wie ein Sophist ıen andern vertheidigt. Vermochte Burrhus nicht mehr über Nero als sein stoischer Philosoph? Scheute er sich nun vor jenem, warum nicht vor diesem, den er, wenn's mit seiner Tugend und Erziehung recht bestellt gewesen wäre, über alles hätte scheuen müssen? Ueberdem, warum blieb der strenge Weise bei Hofe, und ließ sich beschenken und sah die ärgsten Lasterthaten mit an? schrieb im Namen des Muttermörders an den Senat, die kalte Schandthat durch Erzählung der Fehler der Zerfleischten zu verkleinern, und klatschte dem kaiserlichen Gaukler mit zu? Der stoische Philosoph wandelte, des Lebens unsicher, in seinen prächtigen Palästen und Gärten, aß Kräuter, und schund die Britten mit Zinsen seiner Millionen, hatte kein Blut mehr und verließ noch ungern das Leben, da es das Wort seines edlen Erzogenen ihm endlich nahm. — Wenn stoische Philosophie schöner Worte, erhabener Sprüche und eines unwürdigen Lebens, wenn philosophische Erziehung eines Regenten, und die Regierung desselben unter den Augen seines so reich

[1] Essai sur la vie et les écrits de Sénèque. Paris, 1779.

besoldeten zufriedenen Lehrmeisters je ein Brandmal in der Geschichte haben können, haben sie's hier. Und doch war die Philosophie selbst nicht Schuld, wozu Nero und Seneca sie mißbrauchten. Hatte das Ungeheuer nicht fünf Jahre löblich regiert? hätte er nicht immer so regieren können? Am Wissen lag's ihm nicht.

Sowohl Athens als Roms Beispiel zeigt also daß, wo ein Staat verdorben ist, nothwendig auch seine Wissenschaften mit verderben müssen; sie werden theils unwirksam, theils wirklich mißbraucht. Unwirksam: denn die Ueppigkeit der Sitten und das herrschende Verderben gibt ihnen kein Gehör, und so rufen sie sich heiser und werden des verachteten Guten müde, und wenden sich selbst auf den Weg des Verderbens. Mißbraucht: denn die sie treiben, sind Menschen, sind Glieder im Staate. Sind einmal die Reize zum Mißbrauch derselben da, wählet und treibt man sie nicht mehr zum Besten, sondern zur Ueppigkeit, zum süßen Verderben, müssen sie jetzt, statt der strengen Tugend, schnöden Leidenschaften derer, die sie üben, und denen zu gut sie geübt werden, dienen, so wehe ihnen! wehe dem Staat durch sie! Theile seines Lebenssaftes, gehen sie mit in seine Geschwüre, in seine Krankheit über und helfen den Tod des Verwesenden befördern. Das zeigt Rom, das zeigt Athen. Vellejus schmeichelt einem Sejan, sogar Quintilian erhebt einen Domitian zum Himmel — wo war da Roms unparteiische Geschichte? Auch schlechte Kaiser bekamen Lobreden; wo war da die strenge Redekunst Cato's? Sophisten schmeichelten, der Senat kroch, die Wahrheit schwieg oder ward getödtet, die Dichtkunst erging sich an Epigrammen und unzüchtigen Versen. — Indessen wie dem auch sey, ich muß es wiederholen daß es nicht an der Wissenschaft, sondern an der Zeit und am Mißbrauch lag. Der unzüchtige Catull hat auch herrliche Stücke gedichtet, und hätte lauter solche dichten können. Lucan und Sallust schrieben edel und lebten schlecht; es gehörte nicht zu ihrer edlen

Schreibart daß sie also lebten. Gegen Schmeichler und Epigrammatisten gab es auch tugendhafte Persius und kühne Juvenale, selbst die Laster der Großen zu geißeln, und sobald ein Augenblick Freiheit kam, stand der volle, gedrängte Tacitus da, die Sitten der Tyrannen zu schildern. Die Wissenschaften fühlen es also selbst am empfindlichsten wenn sie gemißbraucht werden oder unwirksam bleiben; ihre Natur ist's, wie aller Elemente, zum Nutzen zu dienen und nicht zum Verderben. Die besten Kaiser waren auch Freunde der Wissenschaften und des guten Geschmacks in denselben: Titus und Nerva, Trajan und Antonin, Marc-Aurel und Alexander Severus. Der Genius der Wissenschaften muß dem Staate gewiß kein feindlicher Genius seyn, da er über den zartesten Liebhabern desselben als ihr Liebhaber schwebte. Wer in aller Welt wird Titus Liebe gegen den Josephus, und Trajans Achtung für Plinius, und Marc-Aurels dankbare Betrachtungen: „was auch die Wissenschaften an ihm gebildet" dem Staat feindlich finden? Wer in der Welt wünschte nicht daß alle Regenten solche Titus, Trajane und Marc-Aurele wären? Auch in Athen hat's, selbst in den verderbtesten Zeiten des Staats, noch immer edle und reine Liebhaber der Wissenschaften, selbst der mißbrauchtesten Wissenschaften gegeben; die Flamme brannte um so lichter wo sie in der unreinen Finsterniß einen reinen Docht fand. Lebte Sokrates nicht zur Zeit der Tyrannen und Sophisten? Seine Schüler lebten noch näher dem Abhange des Staats, und endlich der gerechteste und beredteste Mann, Phocion und Demosthenes, begruben sich mit ihm. —

So sehe ich auch die stoische Philosophie an, die in den spätern Zeiten Roms so geliebt ward; sie dünkt mich ein unglücklicher, doch verzeihlicher Trost gegen das Tyrannenübel. Freilich ist's ein Zeichen daß der Mensch nichts besseres mehr zu thun weiß, wenn er sich hinsetzt zu sterben. Brutus wählte lieber des Tyrannen Tod als seinen, so lang er dachte daß Roms Frei-

heit noch zu erwecken war. Da an dieser zuletzt alles verzweifelte, da kam, statt der epikurischen Philosophie in den beglücktern Zeiten, der leidige Stoicismus mit gebundenen Händen und Füßen, unglückliche Menschen dadurch zu trösten daß Schmerz kein Schmerz, daß Uebel kein Uebel sey — ein wahrer kalter Brand der Freiheit, sowohl in Wissenschaften als in der Regierung.

4. Als die Barbaren Europa überschwemmt und verdunkelt hatten, war's nichts als Wissenschaft die dem ganzen unruhigen Meere Licht und Stille geben konnte. Das Licht war zuerst schwach und trübe; es vertrieb aber die Wolken, machte Tag, bis es zuletzt auch, vom Mißbrauch ergriffen, hie und da in verderbliche Flammen ausschlug.

Wir haben das Christenthum hier nur als Wissenschaft zu betrachten, als das Schimmerlicht das damals die Nacht durchstrahlte, und ihr auch nur zu einiger Ruhe und Sicherheit und Ordnung so nöthig war. Nur auf den Schleichwegen des Betrugs ward es Irrlicht, nur in den Händen der Räuber eine verderbliche Fackel. Wenn Theodorich durch seinen Cassiodor die Wissenschaften befördern ließ, so ging darum sein Reich nicht unter; durch die Beförderung der Wissenschaften blühte es so mehr. Wenn Karl der Große sich der Wissenschaften annahm, so ging darum sein Reich nicht unter; es gelangte eben auch durch sie, wie durch Gesetze, Handel und Siege, zu mehrerer Aufnahme, zu mehrerem Ruhme. Endlich das schönste Exempel Alfreds — wer ist, der auf sein Land, seine Regierung, in Krieg und Frieden weiser, edler, besser gewirkt hat als er? Und er wirkte mit durch Wissenschaften und Künste. Gegen die Nacht läßt sich nur durch Licht streiten, Unordnung und Trägheit allein durch Fleiß und Ordnung überwinden, Unwissenheit, Aberglaube und falscher Eifer wird nur durch Aufklärung, Wissenschaft und bessere Einsicht allmählich verdrungen. Ich sehe kein anderes Mittel, so wie damals und in allen Zeiten es

keinen edleren Zweck gibt. Er theilte sein Reich ein wie seine Zeit und Einkünfte; er ordnete die Versammlung des Volks wie Schulen und Klöster, gab gute Gesetze wie belehrende Schriften, und eins half dem andern. Wozu Gesetze, wenn sie niemand las? wozu eine Religion, wenn sie niemand wußte?

Nicht nur daß die glücklichsten Regierungen sich auch immer der Wissenschaften annahmen; das Unglück der andern fing immer auch von Barbarei, Unwissenheit, Schwachheit, Aberglauben an. Hätte Ludwig der Fromme bessere Einsichten gehabt von dem was er als Fürst, was gegen ihn Pfaffe und Bischof seyn sollte; hätte er sich von ihnen so richten, so behandeln lassen? Er und seine Nachfolger mußten's genug büßen daß er im frommen Eifer selbst seine wenige und elende Jugendwissenschaft verwünschte. Ein Ball in der Hand der Vasallen, ward er in den Koth getreten; sein Haus und sein Reich gingen durch Zerrüttungen und Pfaffenregiment unter. — Hätte Karl der Große mehr wahre Wissenschaft der Religion gehabt, mit Blut und Schwert würde er nicht die Sachsen bekehrt, sie nicht nach Norden gedrängt haben zu unversöhnlichen Feinden seines Stammes. Allein durch Licht kamen die Rechte der Prinzen, was Religion und Regierung sey, an den Tag; allein durch Licht kam der Fürst aus der Gewalt der Pfaffen und ihres Banns und des schändlichen Bekehrungs- und Verfolgungsgeistes.

Die meisten Unruhen der mittlern Zeiten enstanden von den Ansprüchen des Papstes, der Macht der Vasallen, der Herrschsucht der Bischöfe, die die Regenten auferzogen und alles für sie thun wollten, von der Rohheit des weltlichen und der Hinterlist des geistlichen Standes; ein Uebel vermehrte das andere. Das Faustrecht und der Bann wetteiferten; Regierung und Unterthan litt durch beides. Eher kein Friede, keine Ruhe und Ordnung, bis Occident seine übermäßigen Kräfte in Orient verblutet hatte, und statt des rauhen Kriegsgeistes der sanftere Geist der Wissen-

schaften erschien. Ich weiß wohl daß er nicht allein kam, daß Weichheit der Sitten, Ueppigkeit und Entvölkerung ihm bald folgte mich dünkt aber die Wissenschaften an sich sind hier so unschuldig als sie es in der alten Welt waren.

Kreuzzüge und Handel hatten Europa bereichert. Italien südlich, späterhin die Hansestädte im Norden hatten einen groben Luxus verbreitet, der auch ohne Wissenschaften bei den rohesten Sitten schon da war. Nur es war ein grober Luxus; er ersetzte durch Fülle, Pracht, Uebermaß, was ihm an Geschmack abging. Nun wurden Welttheile erfunden und die Reize der Ueppigkeit so ungleich vermehret; — mich dünkt der Verfall der Sitten wäre fortgegangen wenn auch kein Konstantinopel erobert, keine Griechen westwärts gekommen wären. Ich sehe nicht was in der griechischen Grammatik, im Lesen und Aufsuchen alter Manuscripte für erster Reiz zum Verfall der Sitten und Staaten liege? Die Ankunft dieser Studien traf in Länder und Zeiten wo alles Verderben schon da war, ja wo es auf grobe Art sich schon mehr als Einmal selbst abgegährt hatte. Was die Wissenschaften thun konnten, war — bessern was sich bessern ließ, oder sich mit verderben lassen; und es geschah beides.

Liebe war immer gesungen und geübt; in groben Zeiten gröber, in feinen feiner; wenn jetzo Petrarch kam und sie himmlisch machte, so dünkt mich, that er den Sitten keinen Schaden. Er verfeinte ein grobes Medium, und wenn er den Rittergalanterien etwas vom Solde der Minne nahm, so gab er solches dem Geiste und der Empfindung wieder. Er mag den Thatengeist der Ritterschaft um Liebe dadurch geschwächt haben; dieser Geist aber sollte geschwächt werden; es kam vielerlei mehr dazu das ihn schwächte, und es war also wirkliches Verdienst seiner neuen schönen Wissenschaft daß sie ihn höher zog und auf etwas besseres lenkte. Wenn Jahrhunderte nachher in Liebesgedichten, Petrarchischen und Platonischen Geistesseufzern hin-

welkten und erstarben, so waren weder Petrarch noch Plato daran schuld, sondern die Sitten, Anlässe und Zeiten, die ihre feine Süßigkeit so übel brauchten. Possen und Lächerlichkeiten waren immer gewesen, auch immer gesungen und beschrieben worden, wie die groben Fastnachtsspiele, Narren- und Eselsfeste [1] und so viele andere Schändlichkeiten der mittlern Zeiten zeugen. Wenn jetzt Facetiae daraus wurden, Boccazische Märchen und feinere Obscönitäten, so war es Unrath der Zeit, dem die Wissenschaften nicht hätten dienen sollen, den sie aber wenigstens nicht brachten. Es waren immer gottlose Päpste, liederliche Reiche, tyrannische Fürsten gewesen; wenn jetzt Philosophie, schöne Künste, alte Geschichte der Staaten und Politik dazu mißbraucht wurden, so waren freilich Hülfsmittel mehr, aber doch auch feinere Hülfsmittel da, die den Geist der Krankheit selbst verfeinten und immer in sich selbst auch das Gegengift der Krankheit hielten, denn die Wissenschaft an sich selbst ist gut, ist löblich. — Es war ein und dasselbe Concilium das für die Wissenschaften gute Gesetze und für den Orden der Tempelherren Scheiterhaufen beschloß; ja vielleicht brauchten Papst und König, die beides beschlossen, die Güter der Verbannten, um, wie ihre Ueppigkeit, so auch die Künste zu verpflegen. — Schreckliche Schandthat, die der besten Sache nichts gutes bringen konnte! Wenn indeß die Sitten auch nur als Vorwand des Gräuels und die Wissenschaften auch nur als Beschönigung desselben angegeben wurden, so sieht man, sie mußten an sich etwas gutes seyn, aus ihnen mußte wirklich gutes kommen, weil sie selbst solche Frevelthaten beschönigen sollten. Atheisterei, wenn sie aus bloßer Grobheit entsprang und keine Gründe hatte, konnte auch durch keine Gründe widerlegt werden; sobald sie sich in eine falsche Philosophie hüllte, stand sie doch einer wah-

[1] S. L'origine de la fête des foux et de l'institution de la compagnie de la mère folle in den Variétés historiques. T. III. p. 341. Paris 1752.

rern Philosophie, sie abzuleiten und zu verbessern, bloß. Sobald erst einige, auch nur falsche Politik ward, mußte mit der Zeit immer eine bessere aus ihr und selbst durch sie veranlasset werden. Ein gleiches ist mit den schlecht zusammengerafften Gesetzen dieser Zeiten und einer bessern Gesetzgebung.

Freilich wäre es zu wünschen daß die Wissenschaften bei ihrer Wiederkunft in die Abendländer eine bessere Zeit, bessere Regenten und Verfassungen gefunden hätten, die sie anwandten, denen sie dienten. Wenn Machiavell Secretär eines Lykurgus und Numa statt eines Borgia gewesen wäre, er hätte seinen Prinzen nicht also geschrieben.[1] Plato und Cicero in den Händen andrer Menschen als müßiger Privatleute, untüchtiger Schullehrer oder üppiger Cardinäle, Fürsten und Päpste, würden andere Folgen gehabt, auch auf die Regierungen andern Einfluß gehabt haben; allein wer kann wider das Schicksal? Lasset jetzt die Künste eine Peterskirche bauen, lasset die Raphaels und Angelos jüdische Personen, Geschichte der Heiligen bilden und malen, laßt in den Gedichten damaliger Zeit Mythologie und Bibel, Wahrheit und Lüge wechselweise wirken; es war kein anderer Weg wie Wissenschaften und Künste, nach dem was vorhergegangen war, angewandt werden konnten. Keine andere Materie war da, und kurz, sie gaben dieser doch eine bessere Form. Schnell kam die Reformation hinter ihnen, sie durch sich selbst zu reinigen und zu bewähren. Wenn Leo die schöne Peterskirche von Sünden der Deutschen baute, so wurde diese Sünde ihm hart gestraft.

Es ist wohl noch niemand gewesen der das Wohlthätige der Reformation in seinen Einflüssen auf die Regierung bezweifelt hätte, ohne damit zu läugnen daß solche noch viel wohlthätiger hätte werden können. Einmal ist's gewiß, die brausenden

[1] Gesandter der Republik Florenz an Borgia, nicht sein Secretär ist er gewesen. M.

Medien kamen auseinander, es sollte Ruhe; man fing an mit eigenen Augen zu sehen, es sollte Licht; Geistliches und Weltliches ward gesondert, es sollte Eintracht werden. Daß nicht alles geworden ist, lag nicht an den Wissenschaften, sondern an denen die sie brauchten, an Umständen und Zeiten. Die ersten Gerichte die man ansetzte, die erste Ordnung die man traf, waren meistens aus Noth, in höchster Eile gemacht; es war kein Uebel daß sie gemacht, sondern nur daß sie in so unvollkommenem Zustande als unwandelbar verewigt wurden. So ist's mit manchem Codex der Gesetze und symbolischen Bücher, mit politischen Einrichtungen und Kirchengebräuchen. Die Schritte waren zu schnell, und so mußte man zu bald ermüden. Die Reformation pro und contra brauchte der Regenten; diese ließen ihr bald ihre Hand fühlen; sie schlugen, da ihr Zweck erreicht war, ihr Gepräge der Vollendung auf Dinge die nichts weniger als vollendet waren. Sie selbst haben den Schaden davon gespüret. Ein Licht das durch Gährungen bewirkt, durch Gesetze aufgedrungen, durch einen politischen Stempel verewigt wird, ist kein reines Licht mehr. Es wirkt Gährung gegen Gährung, Gesetze gegen Gesetze. Die nur politische Form unterdrückt und hindert den Stempel der innern Wahrheit, den die Wissenschaft allein verlangt, der auch allein in ihr nützt und sich immer fördert. Dieß ist die Geschichte der Unruhen und Kriege in welche die Regierungen fielen. Religion und Politik waren so lange von einander mißbraucht und übel zusammen verwachsen daß sie sich auch jetzt nicht von einander zu finden wußten. Licht macht keine Verwirrung, und geistliches Licht sollte keine weltlichen Kriege geben dürfen. Republiken und Städte besserten meistens in Friede, so weit ihre Einsicht reichte; Monarchien und der Despotismus unterdrückten, betrogen, zerfleischten einander aus betrogener Schwachheit oder teufelischer Blutgier. Religion und Wissenschaften waren daran unschuldig; und hinter allen Stürmen, nach manchem Märtyrerthum einzelner Regierungen und

Länder ging fürs Ganze (das ist unläugbar!) Wahrheit, Ordnung und Freiheit schöner hervor. Wo nicht positiv, so wenigstens verneinend; in erkämpfter Wegräumung alter Vorurtheile und Fesseln der Gesetze die keine Gesetze, der Sitten die keine Sitten waren.

5. Alles scheint in der Welt durch Extreme zu gehen und zu werden; man sprach so lange von der Freiheit zu denken bis man ins Joch zu handeln fiel. Die Regenten sträubten sich gegen fremde Bande so stark bis ihre Unterthanen gebunden wurden und sich in diesen der Trieb zur Freiheit abermals regte. Mißbrauch der Wissenschaften hat jenen Despotismus, Gebrauch und Mißbrauch derselben hat diese Freiheitsliebe befördert; der Erfolg von beiden kann, aller Gährungen ungeachtet, nicht anders als gut seyn. Mich dünkt dieß ist die jetzige Lage der Wissenschaften gegen die Regierung.

Den meisten cultivirten Ländern Europa's ist ihre Form der Wissenschaften (zum Theil auch der Verfassung) im Jahrhundert der Reformation, oder doch nach seinen Grundsätzen angebildet worden; in jedem Lande zufolge seiner Regierung. Auch Länder die bei der alten Religion blieben, suchten sich selbstwirkend zu machen in ihren Gränzen; für eigentliche Demokratie war, nach gestilltem Bauernkriege, nicht mehr Raum. Man ließ Aristokratien und Monarchien wurzeln; und in der That sind dieses auch die besten Regierungsformen, wie an sich, so insonderheit unter Nationen wo Gräuel des Bauernkrieges nur werden konnten. Es konnte kaum anders seyn als daß nicht Aristokratie und Monarchie sich der neuen, noch so unvollkommenen Einrichtung zuweilen auch im Uebermaße bedienten; und da keine Aufrühre, der getroffenen Ordnung wegen, so leicht mehr möglich waren, sie auch kaum einen Nutzen schaffen konnten, so sann man auf feinere Mittel dem Despotismus zu entweichen; die Wissenschaften leisteten abermals Vortheil. Es ver-

breitete sich Philosophie, Freiheit zu denken, zu der die Regierungen zuweilen ihre Unterthanen zwangen, und die oft Frechheit wurde. An Veranlassungen hatte sie meistens Recht, an Folgen meistentheils Unrecht; sie wollte die Regierungen untergraben und hat sie oft befestigt, im ganzen aber den Despotismus doch geschwächt und einer bessern Gesetzgebung, wenn auch gegen sich selbst, den Weg gebahnet. Lasset uns einige frappante Beispiele davon merken.

Sobald Frankreich von auswärtigen und inwendigen Unruhen frei war, eilte es mit großen Schritten zum Despotismus, zur Unterdrückung der Hugenotten und Stände. Es verstopfte sein Ohr zu den Klagen, den Vorstellungen alter Rechte, und Richelieu war der glückliche Usurpator, der die Sorbonne zu disputiren, die Akademie zu complimentiren anlegte, und was er auch von Religion und Wissenschaft (sollte es auch nur Astrologie und Narrenandacht seyn) zu seinen Planen brauchen konnte, brauchte. Er hinterließ das Reich einem jungen Fürsten, der, in Grundsätzen der Art gebildet, seiner Macht Glanz gab, dem Despotismus Anstand. Er führte Kriege und stiftete Akademien des Ruhms wegen; er lohnte alles was zu seiner Ehre gereichte, haßte alles was ihm bittere Wahrheit brachte, erschöpfte sein Reich und starb. Nach mancherlei Ausschweifung und Schwachheit, nach leeren Planen falscher Politik und ihrer mißrathenen Täuschung, hat das verbreitete Licht, die eben durch solche Schwachheiten und Täuschungen erweckte bessere Politik nicht unterlassen ihren Weg zu gehen, alte Vorurtheile zu zerstören, Menschenliebe und Ideen von besserer Regierung zu verbreiten. Das Reich hat glückliche Augenblicke gehabt, da die Theorie auch That werden sollte; und wiewohl nun manche gutgemeinte, aber zu weit gespannte Entwürfe scheitern mußten, sollte darum alles erkannte Wahre und Gute vergebens seyn? Sollte das milde Land, wenn auswärtige Kriege und inwendige Unglücksfälle es nicht sich selbst ent-

reißen, nicht einmal, unter Einem Regenten und Minister, davon die glücklichen Folgen spüren? Der Despotismus nutzt sich ab; nichtige Ehre ermüdet, und eitler Glanz wird ekel. Es müssen Zeiten kommen, da Regenten es durch sich einsehen lernen daß ihr Bestes auf das Beste der Unterthanen trifft und beides Eins ist; ächte Wissenschaft ist's, die auf beiden Seiten die Zeit fördert.

England, die Insel der Nationen, ging einen andern Weg. Sobald es, in sich gedrängt, sich mit sich selbst beschäftigte, stieg's schnell empor; der Eine Heinrich VIII. und die Eine Elisabeth thaten mehr als Jahrhunderte ihrer Vorfahren thun konnten, jener als Tyrann, diese als Monarchin. Durch eine Reihe der sonderbarsten Contraste von Regenten und Regierungen, nach denen sich immer auch die Wissenschaften bequemten, kam's zum jetzigen Zustande des Reichs, zu dem auch gewiß mehr als in einem andern Lande die Wissenschaft mitgeholfen. Sie ward unter Jakob I. eine spitzfindige Rednerin und half die Göttlichkeit der Königsmacht, unter Cromwell eine Schwärmerin und half den Königsmord vertheidigen; unter Karl II. eine Ueppige, verlachte sie die Schwärmerei und wollte unter der Königin Anna durch abstracte Philosophie die Welt bessern. Jede Periode hat ihre Wirkung gethan, das Zeitalter der Gelehrsamkeit und Rechte unter Heinrich, wie Spenser, Shakespeare u. f. unter der Elisabeth; Baco unter Jakob, die Schwärmer unter Cromwell, Butler und die üppigen Schriftsteller unter Karl, das Triumvirat der Philosophen unter dem Regiment der Anna, Swift, Addison, Bolingbrocke, und wenn man will, auch Pope. Ich will nicht untersuchen wozu oder was jedes gewirket. Miltons Paradies und Butlers Hudibras, Addisons Cato und Churchills Satiren — was jede Production der freien Seele gutes hat, bleibt und geht spät oder früh in die Masse der Nation über; der Zeitgeist verliert sich mit den Jahren. Aus Monarchie wird Freiheit, aus Freiheit (wenn erkaufte, gedungene

Parlamente, und eine schädliche, unkräftige, sich selbst zernichtende Parteilichkeit Freiheit ist) später oder früher Monarchie; da alsdann zuletzt alle Schwätzer der Freiheit das ihrige beigetragen diesen Punkt zu erreichen. —

In Deutschland dauert das sechzehnte Jahrhundert noch fort, und soll wenigstens noch fortdauern. Eine Trümmer dieser alten Verfassung, nähret's Wissenschaften die mit sich selbst und dieser Verfassung im sonderbarsten Gegensatz sind, und sich, ihr ungeachtet, doch fortbreiten, forterben. Vielleicht werden wir ersetzen was wir im obgenannten Jahrhundert zu rasch thaten. Die letzten darin, Wissenschaft und Regierung auf einerlei Grundsätze zu bauen und in Ein Werk zu einigen, werden wir's vielleicht desto reifer vollenden — — Angränzende Reiche und Provinzen gehen uns stark vor; wir sind aber vielleicht zu reich, um unsern Reichthum zu übersehen, zu nützen, zu ordnen.

6. Nach so vielen Beispielen der Geschichte laßt uns allgemeine Summen ziehen und fragen: wie Wissenschaft auf die Regierung wirkt? Ich kann simpel antworten: durch sich selbst. Durch die Art wie sie ist und im Staat ist, durch die Ideen die sie verleihet, die Urtheile die sie verbreitet, die Anwendung in der sie stehet, insonderheit durch Erziehung, Umgang und tägliche Lebensweise.

Daß alles was sich Wissenschaft nennet, ohne Aufsicht und Lenkung im Staate seyn soll und seyn darf; ich glaube kein alter Gesetzgeber würde von dieser Freiheit Begriff haben. Unläugbar ist's doch daß es Mißbräuche der Wissenschaft gibt, die sich mit nichts als Frechheit, Ueppigkeit, Zügellosigkeit beschönigen können und also gewiß den Sitten oder der Denkart einer Gesellschaft schaden. Wer offenbare Gotteslästerungen oder, welches eben so viel ist, Lästerungen der gesunden Vernunft, Ehrbarkeit und Tugend entschuldigen will, entschuldige, ja preise sie sogar; dem Staate stehet's nicht nur

frei, sondern er ist dazu gezwungen, seine Glieder dagegen zu schützen und zu verwahren. *Ueber gewisse Punkte der Gesundheit und Glückseligkeit im Denken sind alle Menschen eins*; von ihnen muß sich die Regierung nicht verdrängen lassen, oder sie geht selbst unter. Und das um so viel mehr, da der Same solcher Insecten schon *Fäulniß* zeigt, die darnach begierig ist und oft nicht anders als mit der Verwesung des Ganzen endigt. Ein Körper aus dem der ordnende Geist weicht, in dem der Puls still steht und die Empfindung sein selbst aufhöret, ist unfehlbar der Raub der Verwesung.

Lasset uns setzen daß gotteslästerliche, üppige, schändliche Schriften in einem Staate *erlaubt* sind; auf *wen* werden sie *wirken*? Auf niemand als die schwachen, kranken, unbewehrten Theile desselben, und gerade da ist ihre Wirkung am meisten *schädlich*. Der gesetzte Mann, der denkende, ehrbare, arbeitsame Mitbürger wirft dergleichen Dinge verächtlich weg, für ihn ist nichts zu besorgen. Aber der müßige Weichling, das schwache Weib, der unerfahrene Jüngling, ja vielleicht gar das unschuldige Kind lieset sie; je feiner, schöner, einnehmender sie sind, um so mehr, um so lieber lesen sie solche, und eben durch diese zarten Theile des Staats wird am meisten verderbet. Ein vertändeltes, gottloses, unehrbares Weib, die nun Gattin, nun Mutter wird, deren Leibes- und Seelensaft verdorben ist, und die nun andere erziehen soll nach ihrem Bilde; ein Jüngling der seine besten Jahre verliert, und wenn er schwach ist, seine Ideen vielleicht auf Lebenslang verwirret — alle dieß gedacht, alle dieß menschlich in Folgen durchempfunden, wer ist der nicht *schauert*? Auch sehe ich nicht was man je dafür sagen kann oder dafür gesagt habe. Man gebe die Schriften eines Verführers nur seinem Weibe, nur seinen eigenen Kindern in die Hand, und lasse ihn die Folgen empfinden. *Der Staat ist die Mutter aller Kinder*; sie soll für die Gesundheit, Stärke und Unschuld aller sorgen. Sind Schriften

der Art einmal in ihrem Schooße, sie sind nicht mehr zu vertilgen, die Wirkung ist fortgehend und ewig. [1]

Man wird mich nicht beschuldigen daß ich der Freiheit des menschlichen Geistes, für die ich so laut geredet habe, Ketten anlege; Geschmack ist etwas anderes als Wahrheit, Sitten sind etwas anderes als zollfreie Gedanken. Sage jeder was ihm Wahrheit dünkt; nur er sage es als Wahrheit, nicht spottend, nicht schimpfend, nicht lästernd. Mache ein jeder was er für gut, schön und ehrbar hält, reizend, Laster und Schande wird kein Mensch, auch der Dichter selbst nicht, für ehrbar halten. Gibt er also dem Fieber seiner Phantasie oder dem Ausbruch seiner Unvernunft Raum, so muß es immer dem Staat frei stehen ihn als einen Kranken und Irren zu behandeln. Ich habe in der vorhergehenden Geschichte die schlüpfrigsten Productionen der Wissenschaften auf ihrer Stelle erklärt, gar entschuldigt; nie aber gerechtfertigt und immer ihren Mißbrauch, ihre schnöden Veranlassungen und Wirkungen gewiesen. Nun leben wir hinter einer Reihe von Zeiten nicht dazu daß wir ohne Unterschied den Unrath derselben verschlingen und, was auf uns gekommen ist, verzehren müßten; gerade umgekehrt sind deßwegen so manche Zeiten, Staaten und Länder vor uns, daß wir uns an ihnen spiegeln, von ihnen das Beste lernen und aufs Beste anwenden sollen. Aretin und Grecourt, Boccaz und die Priapeen zu übertreffen, sollte zu unserer Zeit weder Verdienst noch Ehre heißen. — Heißet's also, so ist's ein Kennzeichen daß Koth im hohen Geschmack uns Honig oder uns alles gleichgültig, kurz daß an uns nichts mehr zu verderben ist.

[1] Die Unterdrückung solcher Schriften ist solchermaßen Regenten-, ja Bürgerpflicht, daß hoffentlich niemand glauben wird, wir haben durch eine unserer obigen Bemerkungen dieses Recht anstreiten, diese Pflicht schwächen wollen. M.

Eine jede Wissenschaft hat ihren Mißbrauch, nicht bloß Theorie der Religion und Gedichte. Die Philosophie kann so deräsonniren, die Kritik so ungesittet, frech und bübisch, die Geschichte so falsch und schief in der Anwendung, die Schriftstellerei so verachtet, schlecht und taglöhnerisch werden daß es der Regierung nicht immer gleichgültig bleiben darf so viel Talente mißbraucht, die wahre Wissenschaft so abnehmend, die falsche so wachsend, jener so viel Hindernisse gelegt, dieser so viel Schlupfwinkel eröffnet, zuletzt alle gute Wirkung der Literatur verderbt zu sehen. Sie wird dagegen steuern wie sie kann, nicht etwa nur durch kahle Verbote, die, wenn ein Uebel eingerissen ist, oft nur lächerlich werden, und das Ansehen des Uebels vermehren; sondern dadurch daß sie den Wirkungen der guten Literatur an und durch sich selbst aufhilft. Stünden junge Leute auf Akademien, und ehe sie zu Aemtern gelangen und wenn sie in Aemtern sind, unter Aufsicht; käme in Betracht, nicht bloß wie sie aussehen und was sie etwa wissen, sondern auch womit sie sich beschäftigen, was sie schreiben; wäre jeweder gehalten ein Verzeichniß dessen was er gethan, womit er sich und dem Publicum die Zeit gekürzt, denen die ihm die Regierung vorsetzt zu liefern, und erginge hiernach Zurücksetzung und Beförderung, Lohn und Strafe; wäre jeder Verleger angehalten, im Fall es erfordert würde, seinen Autor und Kriticus zu nennen oder für das Geschriebene zu haften; müßte insonderheit die Kritik, das eigentliche Afterreden hinter Werken, dabei man selbst nichts wirket, nie namenlos erscheinen; geschähe so manchen Uebervortheilungen im Handel der Literatur Einhalt — mich dünkt, es würden Mißbräuche der Wissenschaft aufhören, die jetzt den übelsten Erfolg auf die Köpfe der Leser und Schriftsteller, ja ganzer Stände und Aemter haben. Es kann einem Staat nicht gleichgültig seyn ob er junge Polygraphen in seine Aemter, Anakreontiker auf seine Kanzeln, Kritiker in seine Gerichtsstühle und Romanschreiber in seine Laufgräben bekommt.

Solche Verdienste, so gestellet, sind meistens von sehr übler Wirkung auf Stand und Geschäfte; wiewohl meistens alles was und wie es von Akademien kommt, zumal wenn es Autor ist, gelehrt heißt, sey es dem Staate nachher was es will — —

Soll Wissenschaft auf den Staat wirken, so müssen Stände gebildet werden und nicht Gelehrte, Männer von Geschäften und nicht Polygraphen. Minister und Kriegsmann, Arzt und Richter, Handwerker und Priester, jeder hat seine Wissenschaft, seine Erziehung und Bildung nöthig. Je mehr er diese in einem Staate erlangen, eigen für sich erlangen kann, ja, je mehr er gedrungen wird sich solche zu verschaffen und sie anzunehmen, desto mehr wirkt Wissenschaft im Staate. In Ländern wo Priester und Lateiner allein gebildet werden, steht's mit der Wissenschaft schlecht.

Am nothwendigsten ist die Bildung derer die andern vorstehen, die hoch oder niedrig in ihrem Stande die Ersten seyn sollen, insonderheit also der Regenten. Was hier die Wissenschaft einem Staate nutzen oder schaden kann, ist unsäglich. Bei Alexandern schreibt man's dem Lesen Homers zu daß er Asien erobert; ich glaube von dem Märchen wenig. Aristoteles wird ihm in seinem Homer gewiß nicht die Verwüstung Asiens erklärt haben, und wo hat denn auch Achilles Indien erobert? Der Ehrgeiz des Knaben der den Bucephalus zähmte, suchte überall seiner Leidenschaft Nahrung und fand sie also im Homer auch. Nun wäre es freilich ein großer Sieg des Philosophen gewesen, wenn er diese Flamme gelöscht und frühzeitig durch wahre Begriffe der Ehre und Größe eines Regenten wohlthätig gemacht hätte; sodann wäre es wahr worden, dessen Alexander sich jetzt auch nur aus Stolz rühmte, daß er dem Aristoteles mehr als dem Philippus zu danken habe; ganz Asien hätte sich der Wissenschaft Aristoteles erfreuet. — — Wie schwer wird's aber einen Löwen zu bändigen, zumal wenn der Raub so nahe und die

Neizung so groß ist. Wollte ihn doch nur Kallisthenes nicht anbeten und ward dafür gekreuzigt!

Ohne Zweifel ist's die größeste Wirkung der Wissenschaft auf das Herz eines Monarchen, eben weil sie die schwerste ist, und sich in Folgen so weit verbreitet. Sie hat die größesten Hindernisse und nachher den größesten Einfluß. Alles um einen gebornen Regenten strebt der wahren Wissenschaft und strengen Weisheit sowohl zu leben als zu regieren entgegen; alles will sie vereiteln und seine angeborne Meinung, der Titel den er trägt, am meisten. Dieß zu überwinden ist mehr als Chirons, eines Helden und Halbgotts Arbeit; überwunden aber gibt's auch großen Ruhm des Herzens und schöne Siege. Ich setze Fenelon mit dem Plan und der Art seiner Erziehung den alten Weisen zur Seite; er und Xenophon und wenige andere werden immer Heilige der Wissenschaft und Menschheit bleiben, wenn die Macchiavells junger Fürsten Satane sind, in den Wirkungen die sie stiften. Oft kann Ein Wort, Ein gegebenes oder nicht ausgerottetes Vorurtheil, Ein Buch das man zur Unzeit lieset, Eine Methode die man zur Unzeit wählet, Funken im Zunder seyn, das Beste wegzubrennen und zu verwüsten. Ein elender Lehrer macht dem Zöglinge die ganze Wissenschaft, eine elende Methode die trefflichste Wahrheit ekel; Unbeständigkeit in Meinung endlich, schwacher Skepticismus verdirbt alles. Das fehlt einem Regenten nur, zu wissen „daß nichts wahr, daß alles wahr und falsch, gut und böse sey, nachdem man's ansieht, und daß es eigentlich keinen Zweck menschlicher Handlungen und menschlichen Daseyns in der Welt gebe, über alles lasse sich disputiren, alles lasse sich malen“ — — Das fehlt ihm und der Wissenschaft zum schönsten Siege über die Regierung! — Da ist's besser daß der Regent nicht schreiben gelernt habe, und nur tüchtige, feste Hand behalte einmal schreiben oder allenfalls fechten zu lernen, als daß ihm jetzt durch seine Wissenschaft Verstand, Hand und Auge gelähmt sey

nichts mehr im rechten Lichte zu sehen, zu wollen und zu begreifen. Verderbte Wissenschaft ist tausendmal ärger als Unwissenheit; wahres und das feinste Gift der Seele — —

Was Wissenschaft durch Lehre anfängt, hilft sie durch That, durch tägliche Aeußerungen des Umgangs vollenden. Wir wissen wie schädlich der Königin Christine Bourdelot war, und selten fehlt's einem Regenten und einer Regierung an Sophisten ihrer Rathschläge und Neigung. Die Gesinnungen die sich in einem Stande, einem Collegium, einem Lande und Reiche thätig äußern, sind gleichsam die praktische Wissenschaft, der stille Lebensgeist, der sich von einzelnen wenigen Subjecten oft einer Menge, einem Heer mittheilt. Wir werfen ab und empfangen Bilder, handeln seltner nach deutlicher Wissenschaft als nach dunkeln Begriffen, Maximen, Mustern und gewohnter Lebensweise. Hierin liegt gut oder böse der größeste Einfluß, die größeste Wirkung, die sich nur bei sehr wenigen Personen in deutliches Erkennen auflöset. Die wahre Wissenschaft ist immer so gern und so vielseitig praktisch als sie's seyn kann; sie betrachtet sich selbst dem Staate und Vaterlande schuldig — — sie will aber auch durch Zufälle lieber nicht nützen als wirklich schaden.

Man hat sehr viel vom Einfluß der Wissenschaften auf den Staat geredet, auch durch die mehrere Umgänglichkeit der Gelehrten, die leichtere Faßlichkeit und Popularität ihrer Schriften, die Art alles ad modum et captum der Gesellschaft, des schönen Geschlechts zu machen u. dgl. Ich gestehe alles sehr gern ein, falls nur nicht der zu leicht geschnitzte Bogen bricht und die übermachte Höflichkeit sich selbst schadet. Ich sehe es nicht ein warum eben die Wissenschaft der Optik, Cartesianische Wirbel, Theorien der Politik und dergleichen Abstractionen dem Theil der menschlichen Gesellschaft zu gut aus ihrem Wesen gehoben werden müssen, der sie nicht ihrer Natur nach in ihrem Zusammenhange begreifen kann oder will; mit Verkleidungen der Art hat er doch

nichts, und was ärger ist, er dünkt sich jetzt etwas zu haben, und mißbraucht's. Eben so ist's oft mit dem Umgange der Gelehrten. Er unterrichtet weniger als er Geschwätz ausbreitet; er klärt weniger auf als er sich selbst vergibt. — Gewisse Ideen kommen ins Publicum; es ist aber eine andere Frage wie sie dahin kommen, was sie daselbst thun, und was für eine Verachtung und Geringschätzigkeit sie sich nun bei den Halbgelehrten selbst zuziehen. So ist's mit vielen Lehren der Philosophie, ja mit ganzen Wissenschaften und Künsten gegangen; ihre innere Würdigkeit verlor nichts, aber ihr Mißbrauch ward, allgemeiner und auf eine Zeit kamen sie selbst so in Abnahme daß sie sich einen andern Namen suchen mußten um wieder nützlich zu werden. Ueberhaupt geht's mit den Blüthen menschlicher Erkenntniß wie mit den Bäumen und der Flur; sie haben ihre Jahreszeiten im Staate. Gesäet und geerntet, gepflückt und abgestreift, müssen sie ersterben und kommen als neue Wesen wieder. Ohne Zweifel sind die Wissenschaften und Uebungen die besten die nicht vom Wahn der Menschen abhangen, sondern ihre Nutzbarkeit in sich haben, wie z. E. die nothwendigen und mechanischen Wissenschaften. Sie sind der Wald der immer grünet; zwar weniger lustbar, aber gewiß und dauernd.

7. Soll ich endlich, wie ich bei der ersten Abhandlung gethan, einige kurze Sätze vom Verfolg der Regierungen in Beziehung auf die Wissenschaften aus unsern Begebenheiten der Geschichte herausziehen, so wären es ungefähr diese:

a. Die Regierung scheint am glücklichsten in der jede Wissenschaft einfache praktische Weisheit ist, und in welcher Ueppigkeiten des Geistes wie des Lebens keinen Raum finden. So sind die Republiken im Anfange; auf den Punkt müssen sie und ächte Monarchien wieder zu kommen streben. Alle nichtigen, müßigen, zwecklosen Kenntnisse entkräften; sie nehmen der wahren Wissenschaft wie dem nützlichen Geschäfte Zeit und Raum weg, und der Staat

wird nicht glücklich durch Speculiren, Tändeln, Schwätzen, Lesen; sondern durch Arbeit und Ruhe, Emsigkeit und Weisheit. Es ist eine feine Wage, die die Regierung hier in Händen haben muß, sowohl in Betracht auf sich, als in Beziehung auf andere Völker, mit denen sie zu thun hat.

b. Die Wissenschaften, die einem Staate natürlich sind, die in ihm selbst entstehen oder sich ausbilden, haben homogenere Natur mit ihm als die, unter andern Völkern und Himmelsstrichen gebildet, zu ihm kommen oder sich einschleichen; in diesen hat die Regierung noch mehrere Vorsicht nöthig. Ist ihr die Einführung fremder Waaren nicht gleichgültig; sollten es ihr die feinsten Gifte oder Arzneien menschlicher Seelen seyn? Jene abzuwenden, diese aufzunehmen, auszubreiten, ja andern Nationen hierin vorzukommen und sich mit ihrer Beute zu bereichern, ist so sehr Klugheit als irgend eine andere. Schon das daß solche Sachen fremd sind, daß der Staat sich lange ohne sie behalf, macht Erwägung; Exempel der übeln Folgen, wenn die beste Sache schlecht eingeführt wird, macht sie noch mehr; endlich die beste Einführung der besten neuen Sache ist ja immer das Meisterstück der Regierung. Da nun die wirksamsten Kenntnisse im Guten und Bösen sich durch Reisen einführen, sollten diese der Regierung, zumal bei jungen Leuten, gleichgültig seyn? Sollte es gleichgültig seyn welche Schriften übersetzt, welche fremde Muster insonderheit auf der Schaubühne nachgeahmt werden? Da Schauspiele und dergleichen neue, fremde Gemeinschriften doch immer die öffentlichsten und wirksamsten Ausbreitungen neuer Ideen und Maximen sind — —

c. In unserem Zustand von Europa, bei der so großen, in einander greifenden Concurrenz der Staaten, bei ihren so mancherlei Verhältnissen, Zwecken und Hulfsmitteln, die sie auch in Wissenschaften aus allerlei Zeiten haben; bei dem Grade von Verfeinerung endlich der in der Erziehung und Denkart ganzer Stände und Ge-

genden herrschet, wird beinahe aller Calcul der Einwirkung so geistiger feiner Medien unmöglich. Alles fließt durch und in einander, Gesetze und Sitten, Wissenschaften und Gewohnheit; eins bestimmt und vermindert das andere, und in der Gesetzgebung wird zuweilen auf die größten Contraste neben einander gerechnet. Hier geradezu zu tadeln, eine Sache aus ihrer Verbindung zu reißen und zu verdammen, ist unnütz; plötzlich zur spartanischen Strenge mit ganzen Ländern zurückkehren wollen, ist thöricht und unmöglich. Die Aenderung fängt hier wie überall vom Einzelnen, vom Kleinen an. Wenn einzelne würdige Personen und Familien sich der Enthaltsamkeit auch in Wissenschaften befleißen, die wahre Gesundheit der Seele und praktische Weisheit ist; wenn sie dieß Gepräge sodann allmählich ihrem Geschäfte, Stande und Amte eindrücken, unvermerkt Muster werden, und ihnen der Staat nur beihilft, nur nicht eigensinnig widerstrebet, so geht mit der Zeit ihr Gutes in seine ganze Gestalt über. So ist die Rechtsgelehrsamkeit, die Verwaltung öffentlicher Geschäfte, das Priesterthum, die gemeine Erziehung bisweilen von wenigen bessern Menschen im Staate umgebildet worden, wenn die Regierung sie nur machen ließ und zu rechter Zeit schweigend unterstützte. Das Auge dieser muß bei Einwirkung der Wissenschaft insonderheit auf dem Ganzen ruhen. Wenn z. B. niedere Stände das Land verlassen und vornehmlich der Wissenschaft und Künste wegen in die Städte schleichen; wenn hie und da es fast gewöhnlich wird daß der Bauer sein krankes Kind, das nicht zum Pfluge taugt, der Wissenschaft opfert, so verdienen Vorurtheile der Art die steuernde Hand der Regierung, denn sie werden der Wissenschaft und dem Lande schädlich. Dem Lande: denn es braucht nicht nur Buchstaben, sondern auch Brod, und Italien, das Land der Kunst und Literatur, ist ein lehrendes Beispiel, was aus dem Ackerbau und aus der Gegenwehr werde wenn die Flur in die Städte ziehet und Künste und Wissenschaft

treibet. Der Wissenschaft: denn sie wird durch rohen Gebrauch und bäuerische Anwendung, zumal als Stand betrachtet, selbst verächtlich. Armuth, die sonst die Erfindung schärft, kann auch die ärgsten Brodstudien machen, und Rohheit der Sitten, die zuweilen den Fleiß befördert, macht mit der Zeit einen ganzen Stand der Wissenschaft bäuerisch. Der Adel fängt sodann abermals an sich ihrer zu schämen, und genießt der Ehren des Staats ohne Wissenschaft und Weisheit, was der Regierung ebenfalls nicht vortheilt. — Jedoch zum Ende! Anwendungen der Art gäbe es zahllos, nachdem man auf dem Ocean meiner Materie hie oder da an Land steigt. Mein Bestreben war: nicht leeren Wetteifer der Gelehrsamkeit, sondern eine Gelegenheit zu suchen, wo ich nach mancherlei Nachforschung und Erfahrung zur Blüthe und Frucht der Wissenschaft auch in unsern Staaten etwas nützliches sagen könnte.